ist.

32 n

/5

Argens

<36636301620012

<36636301620012

Bayer. Staatsbibliothek

Des Herrn Marquis d'Argens,

Königl. Preuß. Kammerherrns und Directors der Philologischen Classe der K. Akademie der Wissenschaften,

Chinesische Briefe,

oder

philosophischer, historischer und kritischer

Briefwechsel,

zwischen einem reisenden Chineser in Paris und seinen guten Freunden in China, Moscau, Persien und Japan.

Aus dem Französischen übersetzt, und mit etlichen Briefen sowohl, als auch vielen nützlichen Zusätzen und Anmerkungen aus der Handschrift des Verfassers vermehrt.

Fünfter und letzter Theil.

Berlin,
bey Friedrich Nicolai, 1771.

BIBLIOTECA
REGIA
MONACENSIS

Chinesische Briefe.

Fünfter Theil.

Der hundert und ein und zwanzigste Brief.

Tiao, an Yn-Che-Chan.

Glückselig ist das Volk, werthester Yn-Che-Chan, das von einem weisen, und Einsichtsvollen Fürsten beherrschet wird! Die Glückseligkeit desselben ist um so viel schätzbarer, je seltener sie ist. Der Himmel theilet Könige, die in der That verdienen, es zu seyn, überaus sparsam aus; und verwilliget sie den Sterblichen nur gar selten. Gegen einen August, und einen

Heinrich den Vierten, die er ihnen zusendet, ist die Anzahl der Tiberen, der Neronen, und solcher, die einem Caligula, Philipp dem Zweyten, und Karln dem Neunten ähnlich sind, überaus groß.

Man möchte sich billig wundern, warum es so viele schlimme Fürsten giebt, da sie doch davon, daß sie das Laster der Tugend vorziehen, so gar wenig Vortheil haben. Wenn ein gemeiner Mensch lasterhaft lebt, wenn er sich von dem Pfade der Ehre gänzlich entfernet, so befremdet mich dieses nicht im mindesten. Manchmal gebraucht er den Verlust seiner Frömmigkeit zu seinem Vortheile, und richtet es so ein, daß seine Fehler ihm zu Vermehrung seines Glücks beförderlich sind. Es gehöret ein sehr standhaftes, und über die menschlichen Schwachheiten erhabenes Gemüth dazu, wenn ein Mensch dem Verlangen, durch unrechtmäsige Mittel Reichthümer, oder Ehre zu erwerben, widerstehen soll. Daß aber ein Fürst, der nur in so ferne groß, ehrwürdig, angesehen, und hoch geachtet ist, als er sich der Gerechtigkeit befleißiget, der sich zwar wohl dadurch, daß er schlimm ist, furchtbar machen, aber im übrigen bey der Nachkommenschaft keine andere Stelle, als unter den Tyrannen erwarten kann, der im Grunde des Herzens von Leuten, die mit ihm zu gleicher Zeit leben, verabscheuet, und von andern, die ihn überleben, oder nach seinem Todte zu leben anfangen, verachtet, mit Schimpfreden überhäufet, und öffentlich gescholten wird, daß, sage ich, ein solcher Fürst, der durch ein tugendhaftes Verhalten sich bey dem ganzen menschlichen Geschlechte beliebt machen kann, demselben dagegen zum Abscheu und Schrecken

werden

werden will, ohne etwas weiter davon zu haben, als daß man sich vor ihm fürchtet, dieses ist eine Sache, die mir allemal weit seltsamer vorkommt.

Ich bin vollkommen überzeuget, wertheſter Yn-Che-Chan, daß alle Fürsten, welche Verstand und gesunde Vernunft gehabt haben, tugendhaft gewesen, und solche, die sich gegen ihre Unterthanen als Wüteriche bewiesen haben, blödsinnige, oder im Kopfe verrücket, oder von einem tölpischen und düstern Verstande gewesen sind. Denke meiner Meynung reiflich nach, ziehe dabey die Geschichte zu Rathe, so wirst du sehen, daß ich nichts behaupte, was nicht vollkommen mit derselben übereinstimmet. Was ist der Mensch sonst, der von andern angebetet werden kann, und dagegen lieber von ihnen verabscheuet seyn will, wenn er nicht entweder des Verstandes beraubet, oder dumm ist? Kein Ruhm ist glänzender, kein Vergnügen reiner, als wenn man den Sterblichen nützlich ist; dieses heißt, es GOtt nachthun. Kein Zustand ist schimpflicher, als derjenige, da ein Mensch ein Verfolger des menschlichen Geschlechtes wird; dieses ist der Stand des höllischen Geistes, welchem die Europäer den Namen des Teufels beygeleget haben. Was soll man wohl von dem Verstande eines Fürsten für Gedanken haben, der für einen Gott angesehen werden könnte, und lieber für einen bösen Geist geachtet seyn will? Es hat also wohl, lieber Yn-Che-Chan, seine vollkommene Richtigkeit, daß man die tyrannischen Handlungen, welche so viele Fürsten verübet haben, bloß dem Mangel des vernünftigen Nachdenkens zuschreiben muß; daran dürfen wir nun nicht einen Augenblick zwei-

seln. Wenn es dem Himmel gefallen wollte, den Menschen allemal Fürsten zu schenken, die mit so herrlichen Seelenkräften begabet wären, als derjenige, welcher gegenwärtig in Preussen regieret, so hätten sie gewiß allemal solche Regenten, die ihrer zärtlichsten Wünsche würdig wären. Es ist unmöglich, daß ein Fürst, der wirklich einen gesunden Verstand hat, einen leeren Schatten von Größe, die mit Furcht, mit Gewissensbissen, und mit nagendem Kummer vergesellschaftet ist, dem allerreinsten Ruhme vorziehen könne.

Das gute Herz der Fürsten ist eine natürliche Folge ihrer Vernunft, ihrer richtigen Denkungsart, und des Umfangs ihrer Erkänntniß. Daher sollten sich die Europäer billig um die Erziehung ihrer Fürsten mehr Mühe geben, als sie sich ordentlicher Weise zu geben pflegen. Sie lassen sich dieselbe gar zu wenig angelegen seyn. Nicht genug, daß sie ihnen zu den Wissenschaften, die zu Bildung des Verstandes höchstnöthig sind, keine sonderliche Lust beybringen; Sie veranlassen dieselben auch noch zu der Eitelkeit, zu der Eigenliebe, zu der Verachtung anderer Menschen; Lauter Fehler, die der Königlichen Würde ohnedem schon mehr, als zu sehr eigen sind, und welchen man niemals mit allzugroßer Behutsamkeit vorbauen kann, wenn man die Auferziehung, und Anführung eines jungen Fürsten zu besorgen hat. Es würden sich in der Welt genug Fürsten finden, die es werth wären, daß sie es sind, wenn sich genug Leute fänden, die im Stande wären, sie von ihrer zartesten Kindheit an zu erziehen, und gehörig zu bilden. Aber wenn einem jungen Fürsten gefähr-

liche

liche Grundsätze beygebracht worden sind, so ist es beynahe eine unmögliche Sache, daß sie in der Folge der Zeit so leicht wieder ausgerottet werden können, immasen die Wahrheit den Königen nicht mit einem so grossen Glanze in die Augen fallen kann, als sie etwan einem gemeinen Bürger in das Gesicht scheinet. Wo ist wohl ein Mensch, der das Herz hat, seinem Fürsten gewisse Fehler mit derjenigen Freymüthigkeit vorzuhalten, die allein im Stande ist, ihn von schlimmen Gewohnheiten, die er sich in der Kindheit zugezogen hat, abzubringen? Es gehört eine gar ungemeine Stärke des Geistes dazu, wenn einer Neigungen überwältigen soll, die bereits tiefe Wurzeln gefasset haben, woferne besonders etwan solche Neigungen, sie mögen gleich noch so strafbar seyn, durch einen Haufen niederträchtiger, und sklavischer Schmeichler, deren Anzahl immer gern an allen Höfen sehr groß ist, gebilliget, und gut geheissen werden. Es ist etwas überaus seltsames, einen Fürsten zu finden, der sich über seine Leidenschaften erhebet, sich selbst verbessert, und den Mangel der Erziehung, die er gehabt, durch die bloße Beyhülfe seiner Vernunft wieder gut machet. Immittelst ist es gleichwohl nicht ganz und gar unmöglich. Ludwig der Vierzehende war in der Unwissenheit und Trägheit erzogen worden; derhalben wurde er immer ein Beschützer der Wissenschaften und Künste, und hatte den Ruhm, welchen er erwarb, niemanden, als sich selbst zu danken. Aber ohngeachtet der vorzüglichen Stärke des Geistes, die dieser König gehabt hat, konnte er sich gleichwohl nicht ganz und gar von allerhand Mängeln frey ma-

chen, die er nicht an sich gehabt hätte, wenn er auf eine bessere Art erzogen worden wäre.

Desgleichen verleiten die Freunde und Lieblinge, welche die Fürsten sich wählen, sie zu mancherley Handlungen. Das gelassenste Gemüth, und das tugendhafteste Herz können durch den Umgang mit gewissen Wollüstlern, und Freygeistern, oder durch das Vertrauen, das grausamen Räthen zugewendet wird, verdorben, und auf schlimme Wege geführet werden. Die Lieblinge verdarben Heinrichen den Dritten. Ludwig der Dreyzehende ließ sich zu allen Grausamkeiten des Kardinals Richelieu bereitwillig finden. Er gab den schlimmen Handlungen dieses Ministers eben sowohl, als den guten desselben seinen Beyfall. Hingegen können tugendhafte Personen die grausamsten Gemüther ändern, oder es wenigstens hindern, daß sie sich nicht äuserlich blicken lassen. So lange Nero einen Burrhus und Seneka zu Rathgebern, und Freunden hatte, war er tugendhaft, oder zum wenigsten wurde er dafür angesehen. Sobald er sich den Eingebungen eines Narcissus überließ, wurde sein Gemüth in einer kurzen Zeit völlig offenbar. Wie viele Fürsten würden den Ruhm, den sie erworben hatten, ohne Schandfleck mit sich in das Grab genommen haben, woferne nicht die Wahl eines schlechten Ministers, oder eines Vertrauten, der diese Ehre nicht verdienet, den Glanz ihrer schönsten Handlungen verdunkelt hätten? Immittelst mag die Wahl der Freunde für einen Fürsten ein Werk von noch so groser Wichtigkeit seyn, so stellet er doch diese Wahl immer gern in den zartesten Jahren an; Zu solcher Zeit hat er von der

Gemüthsart der Leute, denen er seine Zuneigung widmet, keine Känntniß; Und wenn er im Stande ist, dieselbe kennen zu lernen, so lassen sie sich mit so groser Sorgfalt angelegen seyn, ihm dieselbe zu verheelen, daß es für ihn eine ganz unmögliche Sache ist, dieselbe zu entdecken.

Die Vertrauten haben weit mehr Unheil gestiftet, als die allerschlimmsten Fürsten. Tiber war in Vergleichung gegen den Sejan tugendhaft. Diejenigen, welche der Princeßinn von Medicis, und ihren Prinzen, Karln dem Neunten, und Heinrichen dem Dritten Anschläge gaben, waren die vornehmsten Urheber aller der üblen Handlungen, die unter der unglücklichen Regierung dieser Prinzen verübet wurden. Wenn der Jesuit la Chaise nicht gewesen wäre, so würde Frankreich heut zu Tage eine Million Einwohner mehr haben. Wer sich vornehmen wollte, alles das Unglück zu erzählen, welches die Lieblinge seit zweyhundert Jahren in Europa angerichtet haben, derselbe würde sehr vielen Stoff haben, wovon er etliche Bände anfüllen könnte.

Lebe wohl, werthester Yn-Che-Chan; Ich werde auf meiner Reise weiter gehen, um mich nach Holland zu begeben.

Berlin. ——

Der hundert und zwey und zwanzigste Brief.

Tiao, an Yn=Che=Chan.

Koppenhagen, liebster Yn=Che=Chan, wo ich seit etlichen Tagen angelanget bin, ist eine ganz hübsche Stadt. Inzwischen ist sie weder alt, noch eben so gar groß. Die Könige von Dänemark haben daselbst ordentlicher Weise ihren Sitz. Die Stadt ist wohl befestiget, und hat einen Hafen, den man ohne Widerrede für den besten und den sichersten auf der Ostsee ansehen kan. Ich gebe ihm sogar auch vor dem Hafen zu Stockholm einen Vorzug. Dieser Hafen wird auf der einen Seite durch eine gute Citadelle, und auf der andern durch ein mit groben Geschütze wohl versehenes Fort vertheidiget.

Die Häuser in Koppenhagen sind, überhaupt davon zu reden, sehr mittelmäsig, und mit wenig Geschmacke gebauet. Die Bauart ist daran weder schön, noch regelmäsig. Den grösten Theil dieser Häuser würde man beynahe für Taubenhäuser ansehen; sie sind von Holz in die Höhe gebauet, und mit Ziegeln ausgesetzet. Unterdessen giebet es doch auch etliche öffentliche Gebäude, welche die Aufmerksamkeit der Reisenden werth sind. Unter die Anzahl derselben gehöret die Börse, oder der Ort, wo sich die Kaufleute versammlen, und das Zeughauß. Wenn man den königlichen Pallast betrachtet, so hat er nichts weniger, als das Ansehen einer Wohnung für einen grosen Fürsten. Er siehet vielmehr einem Hause

irgend

irgend eines bemittelten Kaufmannes ähnlich, und mancher von unsern Mandarinen in China würde mit seiner Wohnung, wenn sie nicht anders wäre, als diejenige, deren sich der König von Dänemark bedienet, nicht sonderlich zufrieden seyn. Es wird dir um so viel weniger schwer werden, meinen Worten Glauben beyzumessen, wenn ich dir melden werde, daß sich unter den Pallästen der grosen Herren in Koppenhagen, ob sie wohl durchgängig nicht eben so gar prächtig sind, doch gleichwohl dieser und jener findet, worinnen ich zehenmal lieber, als in dem königlichen Pallaste wohnen möchte.

Außerhalb Koppenhagen haben die Könige von Dänemark unterschiedene Wohnungen, die vor jener, welche sich in der Hauptstadt befindet, einen überaus grosen Vorzug haben. Von dem Schloße Friedrichsburg machen die Dänen überaus viel Rühmens. Es ist wahr, daß dieser Pallast vieles Geld zu bauen gekostet haben mag. Derhalben aber ist er immer voller Fehler wider die Regeln der guten Baukunst. Ohne Zweifel muß er nach dem Rise eines Baumeisters aufgeführet worden seyn, der so sehr, als nur irgend einer seyn kann, in seiner Kunst unwissend gewesen ist. Die Zimmer haben ausserordentlich niedrige Decken, sie sind entsetzlich schlecht abgetheilt, und passen gar nicht gut auf einander. Die Kapelle, welcher es nicht ganz und gar an Schönheit fehlet, ist nach dem Verhältnisse ihrer Breite zu lang, und hat mehr die Aehnlichkeit einer Gallerie, als einer Kirche, deren Ausmessungen in einem richtigen Verhältnisse stehen. In dieser Kapelle befindet sich eine Galerie, die rund herum gehet.

Der Eingang in dieselbe ist so schlecht, daß man ihn nicht schlimmer hätte machen können, wenn man sie gleich mit Fleiße hätte wollen lächerlich machen. Dieses Haus stehet mitten in einem Sumpfe; Der Grund dazu lieget im Wasser, und dieser Umstand hat ansehnliche Summen Geldes gekostet. Aber es wäre besser gewesen, wenn man dieselben ersparet, und einen bequemern, vornemlich aber gesundern Fleck dazu gewählet hätte, immasen dieses Land ohnedem schon mehr, als zu kalt und feucht ist, und eine Wohnung mitten im Wasser zu bauen ganz und gar nicht rathsam ist. Die Dänen, die den Pallast von Friedrichsburg für ein Meisterstück der Kunst anzusehen pflegen, finden an demselben die anstößigen Mängel gar nicht, ohngeachtet sie den Fremden sogleich in die Augen fallen. Sie reden vielmehr davon, als von einem Wunderwerke. Indessen ist dieses nicht der einzige Fall, in welchem sie sich von ihren Vorurtheilen und von der vorzüglichen Hochachtung gegen ihr Vaterland täuschen lassen.

Dänemark ist wie mich dünket, sowohl in Ansehung der Fruchtbarkeit, als, was die Bequemlichkeiten zu dem menschlichen Leben anlanget, dem Lande Schweden weit nachzusetzen. Es wird sogar noch immer schlechter, anstatt daß es besser werden sollte. Ein Engelländer, der sich lange Zeit zu Koppenhagen aufgehalten hat, behauptet, man müsse die Unfruchtbarkeit der dortigen Felder den beträchtlichen Abgaben zuschreiben, womit die Dänen belästiget sind. „Wenn es, spricht * er, ein gutes, das ist „ ein solches Jahr ist, wo es häufig regnet (denn „weil

* Memoires de Mr. de Moleswort &c. pag. 190.

» weil der Erdboden sandicht ist, so hat er eben, wie
» alle andere mitternächtlichen Länder, sehr öfteren
» Regen vonnöthen) so wird daselbst mehr Rocken
» eingeerndtet, als die Einwohner zu ihrer Nah-
» rung brauchen. Und ich habe mir sagen lassen,
» daß ohngefähr vor vierzig Jahren zu Kiog, wel-
» ches eine artige Stadt ist, die damals in blühen-
» dem Zustande war, und etwan zwanzig Englische
» Meilen von Koppenhagen liegt, alle Jahre zehen,
» bis zwölf Holländische Schiffe beladen wurden.
» In den neuren Zeiten sind die Einwohner, wie
» es scheinet, vollkommen zufrieden, wenn sie so viel
» Getreyde erbauen können, als sie zu ihrem eigenen
» Unterhalte brauchen. Dieses kommt nicht etwan
» daher, weil sich die Anzahl derselben vermehret
» hat, sondern, die Ursache davon ist diese, weil
» die vormalige Wirthschaft nicht mehr unter ihnen
» statt findet, und die Lust zu arbeiten bey ihnen
» nicht mehr so groß ist, als sie ehedem war, da
» die Abgaben dieser armen Leute noch nicht so zahl-
» reich, und um einen guten Theil erträglicher
» waren. «

Eben dieser Engelländer, der sich mit gutem Grunde über die großen Abgaben wundert, welche die Dänen zu entrichten haben, beschreibet eine darunter, welche gewiß allen Ausländern ganz unglaublich vorkommen wird. « Die Fortification Schatt,
» spricht er *, ist eine Schatzung, woran man eine
» lange Zeit gedenken wird. Da man sie im Jahre
» 1691. erhub, bediente man sich, um dieselbe ent-
» richten zu lassen, folgender Einrichtung. Alle
» Bedien-

* Memoires de Mr. de Molesworth &c. pag. 190.

„ Bedienten des Königes zahlten 20. für hundert
„ von dem Gehalte, den sie jährlich empfiengen.
„ Alle Officiere von dem Kriegs-Heere, von dem
„ Hauptmanne an, und weiter hinauf, zahlten von
„ ihrem Solde 30 für Hundert, ohngeachtet man
„ es sonsten in Gewohnheit hatte, sie von dergleichen Taxen frey zu sprechen. Der Adel, und die
„ Ritterschaft bezahlten nach ihrem Range und Vermögen. Die vornehmsten unter ihnen, als etwan, der Graf von Güldenlöw, u. dergl. musten
„ ein jeder siebenhundert bis tausend Reichsthaler
„ entrichten. Die Bürgerlichen waren nach ihren
„ verschiedenen Mitteln angesetzet. Die Reichsten
„ zahleten jedweder von hundert bis vierhundert
„ Thalern; Die mittelmäsigen Kaufleute, deren
„ Habseligkeiten am Werthe sechs bis acht tausend
„ Reichsthaler betrugen, musten eine Abgabe von
„ 40 Thalern entrichten. Ein Apotheker zahlete 66,
„ ein Weinschenke 55, die gemeinen Bürger jeder
„ acht bis zehen, die allerärmsten einen, oder zween
„ Thaler, und so weiter. Diese Schatzung trug
„ eben so viel ein, als keine andere, welche die
„ Kriegs-Steuer genennet wurde. Man legte
„ dieselbe im Anfange des Krieges an, und sie erstreckete sich in allem auf ohngefähr siebenmal hundert tausend Reichsthaler. Aber es ist ganz sicher
„ und gewiß, daß der Unterthan sie gegenwärtig
„ nicht entrichten kann, und folglich wird um einen
„ grosen Theil weniger einkommen. “

Es wäre ein erstaunendes Wunder, wertheſter Yn-Che-Chan, wenn ein Volk, das so, wie die Leute in Dänemark mit Abgaben beleget ist, reich wäre.

wäre; Es ist aber auch das allerärmste unter allen nordischen Völkern. Die Landgüter, die der meiste Theil der Privatpersonen im Lande besitzet, sind ihnen zur Last. Sie zahlen davon mehr Abgaben, als die Einkünfte betragen. Ich bin ganz erstaunet, da ich das Elend nicht allein der Bauern und Feldbesteller, sondern auch der Edelleute angesehen habe. Es ist so groß, daß man es kaum mit Worten beschreiben kann. Wenn ich mich nicht zur Bestätigung dessen, was ich dir sage, auf das Zeugniß eines Mannes berufen könnte, der von dem Zustande in Dänemark eine gründliche Wissenschaft besitzet, so würdest du vielleicht wohl gar glauben, daß die gute Meynung, die ich dir in meinen Briefen gegen die Schweden bewiesen habe, mich wider die Dänen eingenommen habe, und daß ich gar nicht so rede, wie ein Reisender, der die Wahrheit liebet, reden soll. Laß dir also erzählen, was der Engelländer schreibet, den ich schon zweymal zum Zeugen angerufen habe. „Die Adelichen, sagt er *, sind „ gegenwärtig gar entsetzlich in das Abnehmen ge„ rathen, und sie nehmen noch immer, theils an „ Vermögen, theils an der Zahl alle Tage mehr ab. „ Von ihren Gütern haben sie kaum so viel, daß „ sie die darauf gelegten Abgaben entrichten können. „ Daher kommt es, daß sie ihre armen Unterthanen bis auf das Blut drücken, damit sie etwas „ mehr einnehmen, wovon sie selbst ihren Unterhalt „ haben. Sogar etliche sehr vornehme Edelleute, „ die in den vorigen Zeiten ein starkes Vermögen „ hatten, haben mich versichert, daß sie sich erbo„ ten haben, große Güter, die sie auf der Insel

„ Zee-

* Eben derf. p. 209.

» Zeeland besassen, lieber dem Könige ganz abzu-
» treten, als die Abgaben davon zu entrichten. Die-
» se Anerbietung aber wurde nicht angenommen,
» ob sie wohl inständigst darum baten. Und da ich
» mich nach der Ursache erkundigte, so wurde mir
» gesagt, daß die Güter dieser Edelleute, die der-
» gleichen Anerbietung gethan hatten, da sie in an-
» dern Gegenden wären, wo sich die Einkünfte hö-
» her, als die Abgabe erstrecketen, die Abgabe für
» ein gewisses anders Gut bezahlen sollten, welches
» eben diesen Herren gehörete, in wie ferne das
» leztere sie nicht entrichten könnte. So daß man
» auch wohl Leute mit grosen Freuden hat sagen
» hören, der König wäre so gnädig und edelmüthig
» gewesen, daß er ihnen ihre Güter abgenommen
» hätte. «

» Auf solche, und allerhand andere Arten sind
» viele alte Familien in Abnahme gerathen. Ihre
» Landhäuser, und Rittersitze, die ehemals wie
» Palläste waren, sind eingegangen, und sie sehen
» sich genöthiget, irgend in einem Winkel kümmer-
» lich und armselig zu leben, woferne sie nicht das
» Glück haben, bey Hofe es dahin zu bringen, daß
» sie zu einer Civil-Bedienung gelangen, oder auch
» unter den Soldaten ankommen, welches die ein-
» zige Sache ist, warum sie sich am meisten bemü-
» hen, immasen es auch wirklich höchst nöthig ist,
» um ihren Familien irgend einen erträglichen Un-
» terhalt zu verschaffen, und sie gegen die Beunru-
» higungen, und Ungerechtigkeiten der Einnehmer, in
» Sicherheit zu setzen. Die Anzahl der bürgerli-
» chen Aemter ist gar geringe, und die Einkünfte

» davon sind nicht sonderlich, wie man in einem
» armen Lande vermuthen kann, das durch ein
» Kriegsheer regieret wird; Folglich giebt es we-
» nig Leute, die auf solche Weise zu leben haben,
» und der gröste Haufe erträget die Armuth gedul-
» tig in seinem Hause, wobey der Muth sowohl,
» als das Vermögen der Leute in kurzer Zeit so klein
» und gering wird, daß man sie nach der Beschaf-
» fenheit ihrer Reden, oder ihrer Miene kaum für
» Edelleute halten sollte. «

Aus dem Zustande des Adels kannst du nun auch urtheilen, in was für Umständen sich die Dänischen Bauern befinden. Du wirst eben keine große Mühe haben, werthester Yn-Che-Chan, dir vorzustellen, daß sie sich in den elendesten Umständen befinden müssen, wenn du dabey besonders in Erwegung ziehest, daß sie ordentlicher Weise von der Begehrlichkeit, und Grobheit der Soldaten, welche sie das ganze Jahr hindurch in ihren Häusern zu beherbergen genöthiget sind, sehr viel auszustehen haben. Uber dieses müssen sie für ihr Geld, und auf ihre Kosten Wagen und Pferde schaffen, wenn der Hof Reisen nach Jütland, in das Holsteinische, oder auf die Insel Seeland thut. Dergleichen Reisen geschehen gar oft, und das schlimmste ist noch dieses, daß sie immer gern zur Zeit der Erndte angestellet werden, welches für die Bauern eine sehr schätzbare Zeit ist, die sie gleichwohl sich oftmals nicht gehörig zu Nutzen machen dürfen. Die armen Leute bekommen zur Vergeltung für ihre Mühe und Arbeit weiter nichts, als eine Tracht Schläge, die ihnen von den Bedienten der grossen Herren gegeben werden; Eine gar

seltsame Münze, womit man die Bauern bezahlt, die man von dem Felde wegschleppet, und zum Theil der Früchte, und der Belohnung beraubet, die sie für ihre, ein ganzes Jahr hindurch ausgestandene Mühe und Arbeit eigentlich geniessen sollten.

Die kümmerlichen Umstände der Unterthanen in Dänemark haben die Anzahl derselben um einen guten Theil geringer gemacht, als sie in den vorigen Zeiten war. Du weißt, liebster Yn-Che-Chan, daß Schweden und Dänemark diejenigen Länder waren, aus welchen jener Schwarm tapferer Krieger herkam, die sich in den Provinzen des Römischen Reiches ausbreiteten, und sich derselben bemächtigten. Heut zu Tage ist, wie mich dünket, nach Spanien kein einziges Land in Europa so schlecht, als Dänemark bevölkert. Uber diese Veränderung darf man sich keinesweges wundern. Es kommt nicht etwan daher, weil die Weibspersonen daselbst gegenwärtig weniger fruchtbar sind, als sie vor Alters waren; Sondern der Kummer im Gemüthe, nebst der schlechten Nahrung und der Armuth sind die großen Hindernisse der Fortpflanzung ihres Geschlechtes. Eben diesen dreyen verschiedenen Trübsalen, welchen durchgängig alle Dänen unterworfen sind, mag man auch nach meinen Gedanken die ansteckenden Krankheiten zuschreiben, die unter ihnen im Schwange gehen. Schlagflüsse und die fallende Sucht raffen daselbst unzähliche Leute weg. Es ist gar nichts ungewöhnliches, daß man Adeliche, Bürger, und Bauern an einer Krankheit sterben siehet, welche die Dänen Flacht nennen. Dieses ist eine Gattung von Schlagfluß, welche durch den Kummer

und

und die Unruhe des Herzens verursachet wird. Was die fallende Sucht anlanget, so muß man in der That erstaunen, daß sie in diesem Lande sogar sehr gemein ist. Wenn man auf den Gassen in Koppenhagen herum gehet, so sollte man beynahe glauben, man befinde sich in einer Stadt, wo lauter Quäcker und Schwärmer wohneten. Es ist etwas seltsames, wenn man einmal aus seinem Hause gehet, ohne einen und den andern zu finden, der auf dem Bauche liegt, und wie die Cumäische Sybille den weißen Gäscht vor dem Munde hat. Das Volk versammlet sich um solche unglückselige Kranke, und betrachtet die Wirkungen und Zufälle einer so erschrecklichen Krankheit mit einer ganz besondern Gleichgültigkeit, immasen es dergleichen Anblicke vermittelst der häufigen Beyspiele ganz gewohnt worden ist.

Ich glaube nicht, daß ich mich irre, wenn ich die Ursache dieser häßlichen Krankheit von den elenden Nahrungsmitteln der Dänen herleite. Denn die Adelichen, die sich zu ihrer Nahrung besserer Speisen bedienen, werden damit nicht so gar häufig angefallen. Unterdessen bedienet man sich in Dänemark durchgängig schlechter Speisen, auch so gar in solchen Häusern, wo sonst eine gewisse Verschwendung herrschet; Man verstehet die rechte Zurichtung nicht, und gar oft sind die Speisen eckelhaft. Grösstentheils ist das Fleisch mager, und von schlechtem Geschmack. Seefische sind selten, und schlecht. Was die Fische aus Flüßen anlangt, so ist nicht zu leugnen, daß sie so ziemlich gut sind; Wenn nur auch Leute vorhanden wären, die sie gehörig zuzurichten wüsten. So aber sind die Dänischen Köche also be-

schaffen, daß es beyrahe heissen möchte, sie vergiften die Speisen. Seit dem ich in Koppenhagen bin, vermisse ich die Beköstigung gar sehr, die ich in Stockholm gehabt habe. In den Gasthöfen in Dänemark gehet es fast eben so schlecht, und eckelhaft zu, als in Moskau. Ich werde mich deßwegen auch in diesem Lande nicht so gar lange aufhalten, weil es überall traurig aussiehet. Da ist nicht ein einziges Schauspiel zu sehen, und das einzige Vergnügen, das man sich in Koppenhagen machen kann, bestehet darinnen, daß man zur Winters-Zeit auf den Schlitten spazieren fähret. Dafür bewahre mich der Himmel, daß ich einer solchen Lustbarkeit beywohnen sollte, wobey man weiter keinen Zeitvertreib hat, als daß man sich auf Feldern, die mit Eiße überzogen sind, herumschleppen läßt, und mit rauhen Fellen und Pelzen überdecket ist, wie ein Lapländer, der aus seiner Hütte hervorkommt, und einem von seinen Landsleuten seinen Besuch machen will. Ein Chineser, der unter einem glücklichen Himmel gebohren, und gewohnt ist, die Annehmlichkeiten der Natur zu geniessen, findet an einer Lustbarkeit, wovon der bloße Gedanke ihm einen Frost über den ganzen Leib ausbreitet, kein sonderliches Vergnügen. Im übrigen sind die Dänen nicht immerfort in derjenigen Verfassung gewesen, worinnen sie sich gegenwärtig befinden. In meinem künftigen Briefe, will ich dir die Ursachen erzählen, warum sich ihr ehemaliger Zustand so sehr geändert hat. Lebe wohl

Koppenhagen. ——

Der hundert und drey und zwanzigste Brief.

Sioeu-Tcheou, an Yn-Che-Chan.

Die Verfolgungen, wertheſter Yn-Che-Chan, welche die unglücklichen Juden von den Europäern, unter welchen ſie leben, auszuſtehen haben, ſind ſo grauſam, daß man natürlicher Weiſe, um ihnen einen Schein des Rechtes zu geben, allerhand Vorwand hat erfinden müſſen. Aber dieſe Gattungen des Vorwandes, liebſter Yn-Che-Chan, ſind meiſtentheils ſo elend, und man findet an ihnen ſo deutliche Merkmale der Erdichtung, daß man ſich in der That hätte ſchämen ſollen, ſich ihrer zu bedienen. Diejenigen, die ſie gebrauchet haben, müſſen doch etwan die Menſchen insgeſammt für ſolche Thiere angeſehen haben, die der Vernunft völlig beraubet ſind; Und den Geſchichtſchreibern, in deren Büchern wir ſolche Sachen als gegründete Wahrheiten erzählet finden, muß es entweder an der erforderlichen Redlichkeit, oder ganz und gar an geſunder Vernunft gefehlet haben.

Wenn man einem Italieniſchen Biſchofe Glauben beymeſſen darf, ſo ſind die Juden unter Philippen dem Schönen groſer Verbrechen wegen aus Frankreich verbannet worden. Dieſe Beſchuldigung wollen wir einmal genauer unterſuchen, ſo werden wir finden, daß ſie ungegründet, und bloß, um den Geitz und die Habſucht Philipps des Schönen zu bemänteln, erſonnen worden iſt. Erſtlich wollen

wir hören, was dieser Bischof saget: * „Im Jah-
„ re 1306. wurden die Juden aus Frankreich ver-
„ bannet, und alles ihr Vermögen fiel der öffentli-
„ chen Kasse anheim. Es gieng dieses so weit, daß
„ man ihnen weiter nichts, als einen alten abge-
„ nutzten Rock ließ, und um dieselbe Zeit starben
„ gewiß noch einmal so viele Juden, als ehemals
„ aus Egypten gezogen sind. Die Ursache, war-
„ um Philipp der Schöne also mit ihnen verfuhr,
„ bestund darinnen; Er hatte erfahren, daß sie alle
„ Jahre, an dem Leidens- und Sterbens-Tage un-
„ sers Heylandes, den Christen ein Kind wegstäh-
„ len, und es hernach in einer unterirdischen Höhle
„ auf eine grausame Art hinrichteten.“ Wer siehet nicht sogleich, daß die Begierde, den Juden das ihrige zu nehmen, und sie insgesammt dahin zu bringen, daß sie nur mit einem einzigen schlechten Rocke aus dem Reiche wandern sollten, mehr als zu hinreichend gewesen ist, um ihnen ein Verbrechen aufzuburden, woran sie nimmermehr gedacht hatten? Denn was haben doch die Juden davon, daß sie an dem Todes-Tage des Gesetzgebers der Christen ein Kind opfern? Wo ist unter ihren Büchern eines, in welchem man auch nur die mindeste Spur von einer solchen Gewohnheit findet? Wie kommt es, daß man ihnen in Ländern, wo sie eine grose Freyheit geniessen, als in Holland, in Engelland, und in allen Staaten des Türkischen Kayfers niemals etwas dergleichen nachgesaget hat? Was hat überdieses ein solches lächerliches Opfer für einen Endzweck, welches durch die vornehmsten Gebote des Mosaischen

* Les jours Caniculaires de *Simon Majole d'Ast*, *Eveque de Volture*, traduits par Rossec. Tom. III. pag. 39.

schen Gesetzes ausdrücklich verboten ist? Ist es wohl jemals erhöret worden, daß die Juden zu der Zeit, da es ihnen frey stund in dem Tempel zu Jerusalem zu opfern, irgend einen Heyden geopfert haben? Und nun sollten sie heut zu Tage Menschen-Blut vergiessen, da es ihnen sogar, Thiere zu opfern, vermöge ihrer Religion verboten ist, worinnen ihnen ausdrücklich verordnet wird, daß sie ausserhalb Jerusalem durchaus nicht das Blut der Opferthiere vergiessen sollen? Man muß in der That entweder blödsinnig, oder von Vorurtheilen eingenommen seyn, wenn man sich vorstellet, daß dergleichen Erzählungen einigen Grund haben.

Aber man darf eben nicht die Rechtfertigung der Juden bey ihnen selbst suchen, sondern sie ergiebt sich mit leichter Mühe daraus, daß die Europäischen Geschichtschreiber einander widersprechen. Der Bischof, auf welchen ich mich gleich itzt berufen habe, behauptet es als eine zuverläßige Sache, daß die Juden alle Jahre ein Kind weggestohlen, und dasselbe an dem Todes-Tage des Gesetzgebers der Christen in einer unterirdischen Höhle umgebracht haben. Rigord, der Geschichtschreiber Philipp Augusts, und der mit diesem Fürsten, dessen Leibarzt er war, zu gleicher Zeit lebte, widerleget dieses ganze Vorgeben. Nach seiner Erzählung ist dieses der Grund von der Landesverweisung der Juden und der Verkümmerung ihrer Habseligkeiten, weil sie an dem Osterfeste einen jungen Knaben von zwölf Jahren mit Namen Richard, den Sohn eines wohlhabenden Bürgers mitführeten, und nachdem sie ihn mit Ruthen bis auf das Blut gepeitschet hatten,

an das Kreutz schlugen *. Hier siehest du nun, daß das Verbrechen der Juden lange nicht so arg gemacht wird. Anstatt, daß es vorhin hieß, sie hätten alle Jahre ein Kind weggestohlen, so sehen wir hier schon, daß sie nur ein einziges weggenommen haben sollen, welches sie gepeitschet, und hernach gekreutziget haben. Wie reimt sich dieses mit jener unterirdischen Höhle, wo man alle Jahre ein Kind opferte? Wer siehet nicht aus diesen einander widersprechenden Beschuldigungen augenscheinlich, daß die eine so gut, als die andere ungegründet sey? Als man die Juden verurtheilete, so leugneten sie es steif und feste, daß sie dergleichen etwas verbrochen hätten. Man konnte von dem Körper des Kindes, welches nach der Beschuldigung gekreutziget worden seyn sollte, nicht die mindeste Spur finden. Man verurtheilte die ganze jüdische Nation überhaupt vermöge einer unerwiesenen Klage, zweyer oder dreyer Zeugen; Und es ist nichts weniger wahr, als daß es einer solchen grossen Anzahl von Juden, wie der gemeldete Bischof angiebt, das Leben gekostet hat. Es sind nicht mehr, als zwanzig Juden zum Todte verurtheilet worden; zu einem deutlichen Erweise, daß die Juden keineswegs die Gewohnheit gehabt haben, dergleichen Opfer zu verrichten. Denn wenn dieses gewesen wäre, so würde man es nicht haben bey der Bestrafung einer so kleinen Anzahl bewenden lassen, sondern es würden deren so viele als der gemeldete Bischof vorgiebt, haben mit dem Leben bezahlen müssen.

Hier muß ich noch einen Umstand anmerken, worinnen sich die von mir angezeigten zween Schriftsteller

* Rigord Leben Philipp Augusts beym Melock. S. 100.

ler weit mehr widersprechen, als in allen den übrigen Dingen, die ich aus ihren Schriften beygefüget habe. Es findet sich nemlich in Ansehung der Zeit der Verbannung und des erdichteten Verbrechens der Juden zwischen ihnen ein Unterschied von mehr als hundert Jahren. Rigord saget, sie wären im Jahre 1180. aus dem Lande verwiesen worden, und nach dem Vorgeben des Bischofs soll es im Jahre 1306. geschehen seyn. Hieraus mag man nun, wertheſter Yn-Che-Chan, urtheilen, wie viel man Schriftstellern auf ihr Wort trauen darf, die einer Nation die allerabscheulichsten Verbrechen beylegen, und dabey weder in der Art dieser Verbrechen, noch in der Zeit, da sie verübet worden seyn sollen, mit einander übereinstimmen.

Vielleicht wirst du wohl etwan fragen: Wenn die Juden ganz unschuldig gewesen wären, woher kam es denn, daß man sie aus dem Lande verwieß, und ihnen den Verlust ihrer Güter zuerkannte? Es waren gerade eben die Ursachen, die zu dem Verderben der Tempelherren Anlaß gaben, nemlich das Verlangen, welches Philipp in sich empfand, ihr Vermögen in seine Hände zu bekommen, und die Begierde, seine Reichthümer mit demjenigen, was er ihnen abnahm, zu vergrössern. Alle neuere Schriftsteller stimmen heut zu Tage mit einander hierinnen überein, daß die Verbrechen, die man diesen unglücklichen Rittern aufbürdete, eben so lächerlich, als abscheulich waren. Ein Geschichtschreiber, von welchem man saget, er sey ein Jesuit gewesen, erkläret sich hierüber in folgenden Worten. * Die

* Histoire des Revolutions de France par Mr. *de la Hode*. T. III. p. 132.

Verbrechen der Tempel-Herren können wohl etwan gegründet seyn. Aber das, was man moralische Gewißheit und Deutlichkeit heiset, verbindet uns daran zu zweifeln. Nicht wahr, werthester Yn-Che-Chan, dieses heißt, sich deutlich genug ausdrücken? Wenn ich sonst wollte, so könnte ich mich noch auf dreysig andere Schriftsteller berufen, * die es bezeugen, daß die Tempel-Herren dem Geitze Philipps des Schönen zu einem Schlachtopfer dienen musten. Warum sollte es denn nicht möglich seyn, daß die Juden eben dergleichen Schicksal gehabt haben, wenn es besonders seine Richtigkeit hat, daß sie unter diesem Fürsten verbannet worden sind? Sollte man wohl etwan denken, ein Mann, der so viele adeliche Personen, und grose Herren aufopferte, um sich ihrer Schätze zu bemächtigen, habe sich ein groses Gewissen daraus gemacht, wenn er funfzehen, bis zwanzig Juden unter dem Vorwande eines erdichteten Verbrechens hinrichten, und alle die übrigen aus seinem Reiche verbannen ließ?

Ich komme zu einer andern Beschuldigung, die noch viel lächerlicher klingt, als jene von dem gekreutzigten Kinde. Ein gewisser Patriarch in der Barbarey, mit Namen Thomas, schreibet mit groser Zuversicht, und als ein Mann, dem dasjenige, was er behauptet, sehr zu Herzen gehet, eine arme Frau habe einem Juden ein Kleid zum Pfande gegeben, und da sie zu Einlösung desselben kein Geld gehabt,

* Quidam existimant, propter divitias, quibus nonnulli Magnates inhiabant, Templarios horrendis sceleribus fuisse falso accusatos, & tandem oppressos. *Carol. Stephan.* Art. Templar.

habt, so habe ihr der Jude den Vorschlag gethan, daß er es ihr umsonst wieder geben wollte, wenn sie ihm dafür eine geweihete Hostie bringen würde. Die arme Frau, die durch das Elend sehr gedrücket war, ließ sich durch das Verlangen, ihr Kleid wieder zu haben, verführen, daß sie dem Begehren des Juden eine Gnüge leistete, und ihm die Hostie zusteckte. Sobald als dieser sie in seinen Händen hatte, warf er sie mit heftigen Lästerungen in einen Kessel voll siedenden Oels. Alsbald kam ein kleines Kind von bewundernswürdiger Schönheit aus dem Kessel heraus, welches den Schlägen mit einem Stocke, an welchem ein Haaken befestiget war, und womit der Jude es in den Kessel hinein stossen wollte, mit vieler Geschicklichkeit und Behendigkeit auswich. Mittlerweile, da der Jude damit beschäftiget war, daß er sein grimmiges und strafbares Vorhaben zu bewerkstelligen trachtete, stunden seine Kinder um ihn herum mit groser Verwunderung, da sie sahen, daß er mit einem kleinen Knaben, der ihnen so liebenswürdig vorkam, so übel umgieng, und brachten ihrer Mutter davon Nachricht. Sogleich breitete sich das Gerüchte von diesem Wunderwerke überall aus, der Bischof von Paris begab sich geschwind in das Haus des Juden, nahm die Hostie, und brachte sie in den Tempel des H. Johannes. Die Frau, und die Kinder des Juden bekehreten sich. Er selbst aber hielt immer fest an seiner Religion. Als man ihn an den Ort hinführete, wo die Todesstrafe an ihm vollstrecket werden sollte, so hörte er gar nicht auf, die grosse Kraft und herrlichen Wirkungen des Talmuds zu rühmen; Um ihm recht begreiflich zu machen, in was für einem Aberglauben er sich befände, ließ

man ihm den Talmud bringen, als er auf dem Scheiterhaufen angebunden war. Er glaubte, weil er dieses Buch bey sich hätte, so dürfte er sich vor den Flammen nicht fürchten. Aber sobald als man den Scheiterhaufen angezündet hatte, wurde er nebst seinem Talmude gar bald von den Flammen verzehret.

Man muß in der That, ich will nicht sagen, blödsinnig, sondern ganz und gar verrückt im Kopfe seyn, wenn man ein solches Mährgen glauben soll. Wie kann man sich wohl vorstellen, daß ein Mensch, der ein junges Kind, von einer Hostie gebildet, aus einem mit siedenden Oele angefüllten Kessel herauskommen siehet, nicht von der heftigsten Furcht überfallen werden, und daß er die Verstockung so weit treiben sollte, daß er das Kind durchaus wieder in den Kessel stossen wollte? Uber dieses wissen es die Juden recht gut, daß die Hostien, die bey den Christen geweihet werden, weiter aus nichts, als aus Wasser und Mehl bestehen; Und was hätten sie denn wohl dabey für einen Endzweck, wenn sie ein solches Bißgen Brod in siedendes Oel hinein tauchen wollten? Dächten sie etwan, sie thäten den Leuten, die sie geweihet haben, damit einen grosen Schaden? Ganz sicher, nicht. Geschähe es ihnen zum Spotte, und als eine schimpfliche Beleidigung? Dieses kann es auch nicht seyn, weil sie die Sache ganz in Geheim thun, und diejenigen, denen sie einen Schimpf anthun wollen, niemals von ihrem Vorhaben etwas erfahren. Die ganze Erzählung klingt so lächerlich, daß man es nicht gnug beschreiben kann. Ist es wohl zu vermuthen, daß ein Jude dergleichen Handlung vor seinen Kindern verrichten werde?

werde? Ist es ferner zu glauben, er werde es nicht gehindert haben, daß ein solches Wunderwerk nicht ruchtbar würde, auf dessen Geheimhaltung die Erhaltung seines Lebens beruhete? Ich wiederhole es noch einmal, es müsse einer verrückt im Kopfe seyn, wenn er solchen Erdichtungen Glauben zustellen will.

Dieses ist nicht das einzigemal, daß man den Juden die Entheiligung der Hostien beygemessen hat, weil man sich einbildete, daß man sie dadurch bey dem Volke desto mehr verhaßt machen werde. Simon Majole, Bischof von Volture, erzählet eine gar entsetzliche Menge solcher Mährgen. » Ein » Jude mit Namen Salomon, spricht er *, nahm » das ehrwürdige Sakrament, legte es auf einen » Tisch, und stach vermöge eines unversöhnlichen » Haßes, den er gegen dasselbe hegte, so arg, als » er nur konnte, hinein, um es zu zerstücken, und » zu zerbrechen. Da er es nun nicht so weit brin» gen konnte, so ließ er sich in solchen Worten ver» nehmen; Wenn du der Gott der Christen bist, » so gieb in aller Teufel Namen hiervon ein » Zeugniß. Und hierauf holte er mit aller Gewalt » aus, und stach auf die geweyhte Hostie, die sich » durch ein Wunder in drey Theile theilete, so wie » etwan die Priester bey der Meße die Theilung ma» chen, und zwar waren die Spitzen dieser drey » Theile blutig.« Noch eine andere Geschichte von eben diesem Schriftsteller. » ** Ein Jude, Jakob, » legte eine Hostie auf den Tisch, und stach sie daselbst

* Les jours Caniculaires de *Simon Majole d'Ast*, Eveque de *Volture*, Tom. III. pag. 40.

** Eben das. S. 41.

» selbst also, daß das Blut heraus kam. Die Bluts-
» tropfen liessen sich nach diesem beständig auf dem
» Tische sehen, und er konnte sie weder wegwaschen,
» noch sonst wegbringen. Daher er genöthiget wur-
» de ein Stück von dem Tische wegschneiden zu las-
» sen. »Diesem will ich noch die dritte Beschuldi-
» gung eben desselben Schriftstellers wider die Ju-
» den beyfügen. » * Meyer, der zur Zeit der Ver-
» heyrathung seines Sohnes ein Stück einer gewei-
» heten Hostie in seine Hände bekommen hatte, nahm
» dieses schätzbare Kleinod, und indem er sich dem
» Bette der jungen Frau näherte, so sagete er zu
» ihr: Freuet euch meine liebe Schwiegertochter,
» über die Ehre, die euch heute wiederfähret;
» Denn sehet, ich bringe euch hier den Gott der
» Christen Nach diesem ergriffen diese Feinde unsers
» Heylandes das angezeigte Stück Hostie, und ver-
» übten ihre Wuth an demselben mit Pfriemen. Der
» erste, der den Anfang zu diesem boshaften Verfah-
» ren machte, hieß Isak. «

Lauter solche Beschuldigungen, werthester Yn-Che-Chan, musten die armen Juden auf sich nehmen. Eben zu derselben Zeit wollte man sich auch des Vermögens der reichsten Juden im Brandenburgischen bemächtigen, und man fand kein besseres Mittel, als daß man sie zu dem Todte verurtheilete. Acht und dreysig Juden wurden bey lebendigem Leibe auf dem Roste gebraten, und die übrigen aus dem Lande verwiesen, nachdem man ihnen alles das Ihrige genommen hatte. Denn dieses war eben die Sache, worauf man sein Augenmerk richtete. Die-

jeni-

* S. 42.

jenigen, die auf dem Roste ihr Leben einbüßten, und bey einem gelinden Feuer verbrannt wurden, bewiesen eine Standhaftigkeit, welche wenig Beyspiele hat. Sie behaupteten, immer fort, daß sie an demjenigen, was man ihnen zur Last legte, keine Schuld hätten. Hier hast du dasjenige, was eben dieser Bischof, den ich dir gleich itzt angeführet habe, von ihrer Standhaftigkeit saget. In Ansehung des Bekänntnisses, welches er von der Standhaftigkeit dieser Schlachtopfer des Geitzes abzulegen gezwungen ist, wird man ihn wohl keiner Unwahrheit wegen in Verdacht haben können. » Was die also verurtheil-
» ten Juden anlangt, spricht er, so lachten sie da-
» zu, da man ihnen ihr Todes-Urtheil bekannt mach-
» te; Sie bezeigten sich also, daß ich es kaum glau-
» ben würde, wenn ich es nicht mit meinen eigenen
» Augen angesehen hätte. Kurz, sie liessen deutli-
» che Zeichen der Freude an sich blicken, huben ihre
» Hände in die Höhe, so lange sie noch nicht gebun-
» den waren, und erdulteten ihre Todesstrafe nach
» diesem mit der grösten Gedult, bis es so weit kam,
» daß sie nun von dem Feuer verzehret waren, und
» ihre Seele dem Teufel überlieferten. «

Die Brandenburger, die zu derselben Zeit diese Unglückseligen zu der Todesstrafe verurtheileten, werden von den gegenwärtig lebenden Brandenburgern für Schwärmer, Rasende, und Unsinnige geachtet. Denn in den itzigen Zeiten behaupten durchgängig alle reformirten Christen eben so standhaft, als die Juden, daß die Hostien weiter nichts, als bloses Brod sind. Demnach wird die eine Hälfte der Europäischen Christen in Ansehung der eingebildeten

Ver-

Verbrechen, die sie den Juden aufbürden, von der andern Lügen gestraft; Und so gar mitten unter ihren grausamsten Widersachern finden die unglückseligen Juden ihre Vertheidiger, die es nicht nur leugnen, daß die Juden das, was man ihnen andichtet, jemals verbrochen haben, sondern die es sogar nicht einmal einräumen, daß sie sich dessen haben schuldig machen können.

Ich muß meinen Brief mit der Erzählung einer glaubwürdigen, und von den berühmtesten Schriftstellern für wahrhaft erkannten Geschichte beschliessen; Einer Geschichte, worüber einem die Haare zu Bergen stehen, und welche die Ursache so vieler Verbrechen, die man den Juden in Ansehung der Entheiligung der Hostien fälschlich angedichtet hat, vollkommen entwickelt. Ich thue weiter nichts, als daß ich die Worte eines berühmten Geschichtschreibers übersetze. Folglich mag die Geschichte dir noch so verhaßt vorkommen, so glaube nur nicht, daß ich auch nur das geringste dazu setze. Da *Lipoman*, * der Nuncius des Pabstes in Pohlen sahe, daß die Pro-

* Videns enim (Lipomannus) dogma eorum de sanctissimo, ut vocant, Sacramento in magno versari discrimine, coacto Loviciam Pontificum omnis generis, e re sua judicarunt, exemplum severitatis, vel potius feritatis, ad incutiendum populo sibi parenti metum, & dissentientibus horrorem in aliquo ex infima vulgi fece ideoque impunius statui - - - Hinc impetu in Judæos quam odio publico laborantes, tam innocentiæ præsidio defectos, facto tres e grege eorum & feminam quandam *Dorotheam Laziciam* in vincula conjecerunt. Capita accusationis hæc fuerunt: *Laziciam* cum de more solemni ante Paschatos festum ad Sacram Communionem accederet, occultatam

in

Protestanten sehr in Aufnehmen kamen, und daß der Lehrsatz von der Transsubstantiation sehr heftig angetastet wurde, fassete er den Entschluß ein Beyspiel der Strenge, oder vielmehr des Grimmes und der Wuth zu stiften, welches dem gemeinen Volke eine Furcht beybringen, und zugleich in demselben einen Abscheu gegen diejenigen erregen sollte, die sich von der Römisch-Katholischen Gemeine absondern. Er richtete seine Augen auf die Juden, die sich von ihm zu Schlachtopfern gebrauchen lassen musten, imasen diese armen Leute durchgängig in allen Ländern gehasset werden, und aus diesem Grunde nicht hoffen konnten, daß ihnen jemand beystehen würde, oder

in ore hostiam Judæis vendidisse: hos acubus eam confixisse: inde ampullam sanguinis, quo ad sanandum infantium circumcisorum vulnus opus habeant, collegisse - - - Mandata nomine regio ad Borcum per dispositos equites misere, ut Judæos ex mente Legati Apostolici, & Spiritus S. (scilicet) Concilium Lovicense regentis ad rogum damnaret. Lata in Judæos sententia. Hi ad rogum deducti palam libere dixerunt: *Nunquam nos hostiam emimus, vel acubus confiximus. Nos enim nequaquam credimus, hostiæ inesse dei corpus: imo scimus, deo nullum corpus, sanguinemve esse: & more majorum credimus, Messiam non futurum fuisse ipsum deum, sed ejus unctum & legatum. Compertum quoque habemus farinæ nihil inesse sanguinis. Testamur ad ultimum nos nullo sanguine opus habere.* His auditis crudelitatis Lipomanianæ & Pontificiæ administri picem ardentem ori miserorum infuderunt. Tam horrendum omni ex parte facinus monumentis Romanis insertum & pro miraculo vulgatum regis nomine, ad concilii ndam rei fictæ fidem, adposito. Id scripti a Myscovio traditum regi, indignationem & iram ejus excitavit, animumque a Lipomano avertit. Huic Rex in os dicere non erubuit: *So facinus illud immane detestari &c.* Stan. Lubieniccius. Hist. Reformat. Polonic. pag. 76.

oder daß sie ein Mittel haben könnten, ihre Unschuld zu beweisen. Er ließ deren dreye nebst einer Frau mit Namen Dorothea in das Gefängniß setzen. Er stiftete Zeugen an, die für baare Bezahlung sagten, diese Dorothea hätte eine Hostie, welche sie am Ostertage bey der Communion empfangen, heimlich in ihrem Munde behalten, und hernach diesen dreyen Juden verkauft, welche sie so lange mit Nadeln zerstochen hätten, bis sie daraus ein Fläschgen mit Blut, zu Heilung der Beschneidungs-Wunde, bekommen hätten. Diese armen Leute wurden zu dem Feuer verurtheilet, wozu der Päbstliche Bothschafter einen Befehl von dem Landesherrn erschlichen hatte. Sie behaupteten ihre Unschuld unabläßlich, auch sogar auf dem Scheiterhaufen. »Wir haben, sagten sie, » niemals eine Hostie gekaufet, und eben so wenig » jemals eine mit Nadeln zerstochen. Wir sind weit » davon entfernet, daß wir glauben sollten, Gott » befinde sich in einer Hostie. Wir glauben, das » höchste Wesen habe weder Körper noch Blut, und » wir sind eben so, wie unsere Vorfahren überzeugt, » daß der Meßias nicht Gott, sondern der Gesalbte » Gottes, und sein Gesandter seyn wird. Uber die- » ses sind wir gewiß versichert, daß in dem Mehle » kein Blut stecke; und endlich haben wir auch gar » kein Blut vonnöthen.« Diese klare und deutliche Rechtfertigung entflammte die Wuth, und den verstellten Eifer des Lipomans von neuem. Dieser unmenschliche Heuchler ließ diesen Elenden unter dem Vorwande, daß sie Lästerungen ausgestossen hätten, geschmolzenes Bley in den Mund giessen. Die wahre Ursache aber war, weil er dadurch verhindern wollte, daß sie sich nicht weiter sollten rechtfertigen können.

können. Hierauf verbrannte man sie, und nach diesem entwarf man einen Bericht von ihrer Todesstrafe in dem Namen des Königes, dessen man sich zu bedienen die Verwegenheit hatte, und schickte denselben nach Rom, um damit die Anzahl von den Erzählungen der Wunder zu vergrössern. So viele vorsichtige Anstalten konnten es gleichwohl nicht hindern, daß die Wahrheit nicht in ihrem vollen Glanze hervorleuchtete. Die Betrügerey kam an den Tag: Der König erfuhr endlich den ganzen Handel, und als er das unmenschliche und strafbare Verfahren des apostolischen Botschafters erfahren hatte, so faßte er gegen ihn den stärksten Haß, und machte es ihm selbst bekannt, wie weit der Abscheu gieng, den er ihm gegen seine verabscheuungswürdige Schelmerey beygebracht hatte. Der Zorn des Königes machte freylich die Juden nicht wieder lebendig, aber er dienete doch dazu, daß in ganz Europa bekannt wurde, wieweit man den strafwürdigen Beschuldigungen, deren man sich so oft, um die Juden zu verfolgen, bedienet hat, Glauben zustellen dürfte. Wenn ich, wertheſter Yn-Che-Chan, über die grausame Geschichte, die ich dir eben itzt erzählt habe, ein wenig nachdenke, so fehlet nicht viel, daß ich mich ärgere, daß ich ein Mensch worden bin; Beynahe möchte ich wünschen, das unvernünftigste Thier worden zu seyn, weil ich mich schäme, daß ich solche Leute, wie gewisse Europäer sind, unter meine Gattung zählen muß. Lebe wohl, wertheſter Yn-Che-Chan.

Dreßden. ——

Der hundert und vier und zwanzigste Brief.

Sioeu-Tcheou, an Yn-Che-Chan.

Der Haß, welchen die Europäer gegen die Juden hegen, hat meine Neugier so sehr gereitzet, daß ich mich bemühet habe, diese unglücklichen Leute, die man an keinem Orte in der Welt dulten will, umständlicher kennen zu lernen. Ich bin ganz erstaunet, da ich gesehen habe, daß die Verbrechen, die man ihnen zurechnete, grösstentheils in der Einbildung bestunden, und ich habe dir meine Gedanken in diesem Falle sehr weitläuftig in meinen vorhergehenden Briefen eröfnet. Ich habe demnach sehen wollen, ob sich etwan in ihrer Lebensart, und in ihren Gebräuchen dieses oder jenes findet, das die übrigen Menschen wider sie empören könnte. Ich habe darunter auch nicht das mindeste angetroffen, das sie verhaßt machen könnte, und die bürgerlichen sowohl, als die kirchlichen Gebräuche der Juden sind weder seltsamer, noch unvernünftiger, als man sie bey andern Nationen findet, die für die gesittetsten angesehen werden. Das, was ich von den hauptsächlichsten theils selbst gesehen, theils durch andere erfahren habe, will ich dir so kurz, als es mir möglich seyn wird, erzählen.

Den Anfang will ich mit dem feyerlichen Bekänntnisse machen, welches sie alle Jahre ein einzigesmal abzulegen pflegen. Die Vorbereitung hierzu fängt sich mit dem ersten Tage, des August-Monats an.

Sie

Sie stehen zwo Stunden vor Anbruch des Tages auf, und gehen in die Synagoge; Wenn sie daselbst eine zeitlang gebetet haben, so kehren sie zurück in ihre Häuser, um ihre Leiber zu reinigen, und ihre Abwaschungen vorzunehmen. Gegen Abend begeben sie sich wiederum in die Synagoge. Sobald als sie daselbst angelangt sind, bläset ein Mann auf einem Horne, welches von Bockshörnern gemachet ist. Hernach thut er an die Anwesenden insgesammt die Ermahnung, daß sie ihre Sünden bereuen, darüber Buße thun, und dahin trachten sollen, daß sie sich mit Gott versöhnen. In diesem allen, liebster Yn-Che-Chan, finde ich nichts, das nicht für das gemeine Beste nützlich sey, nichts, das nicht in allen vernünftigen Religionen eben so gut geschiehet, nichts, worüber man nicht die Juden in Ehren halten könnte.

Diese Ermahnung, die bey dem Schalle des Hornes geschiehet, dauert einen ganzen Monat. Sie erneuern alle Tage ihre Bitten, und ihre Wünsche. Sie bitten den Himmel um die Endschaft ihrer Sklaverey, und um die Zurückkunft nach Jerusalem. Nichts ist wohl natürlicher, und den unglücklichen Leuten mehr erlaubt, als daß sie auf ihre Befreyung denken, und das Ende ihrer Trübsale wünschen. Man muß in der That aller gesunden Vernunft beraubet seyn, wenn man die Gebete der Juden für unrecht oder seltsam ansehen will. Wenn der lezte Tag des Augustmonats herbey kommt, so machen sie sich zu dem Bade fertig. Männer, Weiber und Kinder waschen und reiben sich den ganzen Leib ab. Hernach tauchen sie sich in einen Bach lebendiges und laufendes Wasser, wobey sie diese Worte von sich hö-

ren lassen. Ich bin leider! einer von diesen, durch welche Worte sie andeuten wollen, daß sie unter die Zahl der Sünder gehören.

Die Juden stehen in den Gedanken, wenn sie sich auf solche Weise den Körper abgewaschen haben, so sey ihre Seele von allen Sünden gereiniget. Die Europäer treiben ihren Spott mit diesem lächerlichen Glauben; Sie sprechen, gleichwie die Mängel des Leibes mit den Fehlern der Seele in keiner Gemeinschaft stehen, und gleichwie man dadurch, daß man einem Hinkenden den Fuß wieder herstellet, derhalben sein Herz nicht von den Vergehungen heilet, denen es etwan unterworfen seyn kann, eben so mache man auch einen Menschen weder klüger, noch tugendhafter, wenn man ihm auch die Armen, oder die Schultern rein machet. Aber woher kommt es doch, daß die Europäer, welche so vernünftig reden können, wenn es darauf ankommet, daß sie an andern etwas tadeln sollen, ihre Vernunft so gar wenig gebrauchen, wenn sie mit sich selbst zu thun haben? Ist wohl etwas lächerlicheres, als wenn einer glaubt, er könne durch einen Schlag mit der Ruthe, die er einem Menschen giebt, die Sünden desselben tilgen, wie solches bey den Europäern zum Theil als eine Art von Buße für die Sünden angesehen wird. Ich meines Orts bin vollkommen überzeuget, daß eines so ungereimt, als das andere ist; Und wenn die Europäer den grösten Theil ihrer Gebräuche mit den Augen eines Chinesers ansehen sollten, so würden sie ganz sicher die Gebräuche anderer weniger verachten, und ihre eigenen weniger loben lernen.

Den Tag nach der Feyerlichkeit des Bades, welches der erste Tag des Herbstmonats, und der Anfang des Jüdischen Jahres ist, gehen die Juden sobald, als die Morgenröthe sich blicken lässet, in die Synagoge. Wenn sie daselbst angelanget sind, so bedecken sie ihr Haupt mit einem Tuche. Dieses Tuch ist viereckicht, und hat an jedem Zipfel eine Schnure, welche herabhanget, und womit die Juden sich das Gesicht reiben. Dieser Gebrauch ist abgeschmackt; Aber haben wohl etwan die Europäer Ursache, darüber zu lachen, da sie eben diesen Gebrauch von den Juden entlehnet haben, und ihre Priester sich dessen alle Tage bedienen, indem sie sich das Haupt mit einem Tuche bedecken, wenn sie diejenige Handlung, welche sie die Celebration zu nennen pflegen, verrichten? Wie viele andere Dinge haben die Europäer nicht von den Juden geborget? Lauter Dinge, worüber sie ein Gespötte treiben, wenn sie von den Juden geschehen, und die sie an einem andern Orte ganz ausserordentlich loben, gleich als ob ein Aberglaube mehr, oder weniger zu tadeln wäre, weil er durch den einen, oder durch den andern Menschen verübet wird.

Wenn die Juden sich die Köpfe mit ihrem Tuche bedecket haben, so richtet der Oberste der Synagoge seine Rede im Namen des ganzen Volkes an die Gottheit, und danket ihr, daß sie sich hat gnädig gefallen lassen, die Nachkommen Abrahams durch ihre Gebote zu heiligen; Daß sie dem Hahne den Verstand gegeben hat, die Nacht von dem Tage zu unterscheiden, und den Unterschied derselben zu erkennen; Daß sie die Juden zu Männern, und nicht

zu Weibern erschaffen, daß sie sie nicht hat lassen als Sklaven und Christen gebohren werden. Diesen Gebeten füget man ferner bey, daß Gott das Volk gegen die Anfälle, und bösen Absichten der Unbeschnittenen, und gegen die Versuchungen des Teufels vertheidigen wolle.

Ich räume ganz gern ein, daß sich in diesen Gebeten, die zu der Gottheit verrichtet werden, und in diesen Danksagungen, die man ihr abstattet, allerhand lächerliche Dinge befinden. Und was ist es auch in der That eben mehr nöthig, dem Himmel deßwegen zu danken, daß der Hahn zwischen Tag und Nacht einen Unterschied macht, als für die besondern Gaben, die er einem jedweden andern Thiere gegeben hat? Es sind dieses Gaben, über deren Wirkungen sich die grösten Weltweisen alle Tage verwundert haben. Man muß gestehen, daß der Einfall von einer Danksagung für den Hahn sich aus dem leeren, und kranken Gehirn irgend eines Rabbinen herleitet.

Was die Danksagung anlangt, welche die Juden deßwegen zu Gott verrichten, weil er sie nicht hat lassen zu Weibern werden, so weiß ich nicht, ob man dieselbe eben für so gar sonderbar anzusehen hat. Ich bin kein Jude, und habe eben so wenig Lust einer zu werden. Aber es würde mir sehr ungelegen seyn, wenn ich eine Weibsperson worden wäre. Das Verhalten der Juden in diesem Stücke kann beynahe von niemanden, als etwan von einem Europäischen Jungferknecht verworfen werden, der schon ziemlich alle Arten, und gezwungenen Mienen einer

jungen Buhlschwester hat, und vielleicht wünschete, ganz und gar aus einem solchen Geschlechte herauszutreten, zu welchem er weder die Gemüthsart, noch die erforderlichen Eigenschaften hat, und dessen Gestalt er verunehret.

Die Europäer sind darüber sehr ungehalten, daß die Juden, die jene unter dem Namen, und unter der Anzahl der Unbeschnittenen begreifen, die Gottheit bitten, sie von ihrem Joche zu befreyen. Wie denn so? Verlangen diese so vernünftigen Europäer etwan gar, ein verfolgter Mensch soll beten, daß er immerfort der Gewalt seines Verfolgers unterworfen seyn möge? Ich möchte doch gern wissen, warum sie selbst in ihren öffentlichen Gebeten und Liedern die Gottheit anflehen, daß sie das Reich der Mahometaner zerstören solle? Gewiß, die Türken verhalten sich gegen die Christen um einen grosen Theil freundlicher, als die Christen mit den Juden umgehen. Man muß in der That verrückt im Kopfe seyn, wenn man es den Leuten, die unter einer tyrannischen Herrschaft stehen, übel ausleget, daß sie wünschen, unter einer andern zu stehen, die sich gelinder und besser gegen sie verhält. Wenn die Juden ihre Gebete verrichten, so arbeiten sie mit dem ganzen Körper, und machen damit ganz entsetzliche Bewegungen, indem sie glauben, sie wollen es der Gottheit durch ihre seltsamen Geberden deutlich zu erkennen geben, daß ihre Absicht ist, derselben aus allen ihren Kräften zu dienen, wie dieses ihnen ihr ehemaliger Gesetzgeber Moses anbefohlen hat. Ich muß gestehen, daß sie das Gebot ihres alten Anführers auf eine lächerliche Art auslegen, und daß sie von Rechtswegen

 hätten

hätten einsehen sollen, er habe eigentlich von den Kräften der Seele, und keinesweges von den Kräften des Leibes geredet. Geben die Europäer den Regeln, die sich in ihren heiligen Büchern befinden, eine bessere Auslegung? Ich verweise sie nur bloß zu jenem gräßlichen, und strafbaren Mißbrauche, den sie mit jener Stelle machen, wo es heißt, nöthige sie hereinzukommeu, welche ihnen dazu gedienet hat, und immer noch dazu dienet, daß sie die allerstrafbarsten Handlungen rechtfertigen. Man hat es erlebet, daß der Vater das Schwerdt dem Sohne in die Brust gestossen, der Sohn seinen Vater hingerichtet, der Ehemann sein Eheweib verlassen, und den Händen der Soldaten überliefert hat, die mit ihr allen möglichen Muthwillen getrieben haben, und alle diese Verbrechen haben weiter keinen Grund gehabt, als den schrecklichen Mißbrauch, welchen man mit gewissen Grundsätzen getrieben, und die erzwungene Auslegung, die man diesem und jenem Gebote gegeben hat, deren wahrer Verstand eben so leicht, als in der Stelle aus den Büchern Mosis zu finden war.

Nachdem die Juden ihr Gebet geendiget haben, nimmt ein Rabbine die, von Mose geschriebenen, Bücher aus einem Schranke heraus, der in Gestalt der Stiftshütte gemacht ist. Man leget sie auf einen Tisch, und liesst dem Volke etliche Zeilen aus denselben vor. Sodann nimmt ein Mann, der zu dieser Verrichtung bestellet ist, die gemeldeten Bücher, die auf Pergament geschrieben, und in Gestalt einer Rolle zusammen geleget sind. Er hebet sie über seinen Kopf in die Höhe, und alsdenn schreyet das Volk

mit heller Stimme: Siehe die Gebote; Dieses ist das Gesetz, welches Moses unsern Vorfahren, den Kindern Israel gegeben, und befohlen hat, daß man es sorgfältig bewahren soll. Dieser Gewohnheit, wertheſter Yn-Che-Chan, gebe ich meinen vollkommenen Beyfall. Man kann dem Volke die Beobachtung der Gebote, die es tugendhaft machen können, dergleichen diejenigen sind, welche Moses den Juden verordnet hat, niemals zu sehr empfehlen. Diese Feyerlichkeit der Juden sollten die Europäer, anstatt sie für lächerlich anzusehen, vielmehr loben.

Demjenigen Gebrauche der Juden, welcher darinnen bestehet, daß sie zu zehen verschiedenenmalen auf dem Horne blasen, wenn sie das Gesetz wiederum in den Schrank hinein geleget haben, worinnen es verwahret wird, kann ich keinesweges eben dergleichen Achtung wiederfahren lassen. Ich verwerfe ihren Aberglauben, und die Einbildung, die sie hegen, daß der Ton dieses Hornes in dasjenige, was ihnen wiederfahren kann, einen Einfluß haben soll. Wenn es hell klinget, so bezeugen sie eine grose Freude, und versprechen sich ein glückseliges Jahr, hat es aber einen heisern Ton, so überlassen sie sich der Traurigkeit, und stellen sich vor, sie werden durch die Unbeschnittenen verfolget werden. Diese eingebildeten Vorbedeutungen sind lächerlich, und abgeschmackt; Aber wo ist eine Religion, in welcher die Priester und die Geistlichen nicht gewisse Vorbedeutungen eingeführet haben? Ohngeachtet die Europäer in verschiedene Seckten zertheilet sind, so glauben sie doch in der einen so gut, als in der andern

auf eine thörichte Weise an gewisse Vorbedeutungen. In Neapel zitte n und beben die Katholicken, wenn etwan einmal das chymische Wasser, von welchem man dem gemeinen Volke die Meynung beygebracht hat, es sey das Blut eines gewissen heiligen Januarius, nicht flüßig werden will. In Holland und Engelland glaubten die Protestanten mit völliger Gewißheit, man würde bald die wichtigsten Veränderungen in der Welt zu sehen bekommen, weil sie die abentheuerlichen Handlungen glaubten, welche der Geistliche, mit Namen Jurieu von gewissen kleinen Propheten im Delphinate erzählete. In China ist das gemeine Volk eben so leichtgläubig, als in Europa; Unsere Bonzen betrügen es, und setzen ihnen tausenderley lächerliche Fabeln, und Vorbedeutungen in den Kopf, welche noch weit ungereimter klingen, als diejenigen, welche die Juden aus dem Klange des Hornes schliessen.

Hier hast du, liebster Yn-Che-Chan, noch eine andere Feyerlichkeit, die dir eben so lachenswerth vorkommen wird, als jene, die ich gleich itzt für verwerflich erkläret habe. Wenn es zwölf Uhr geschlagen hat, so begeben sich alle Juden aus der Synagoge, und gehen an das Ufer eines Baches mit lebendigem und fliessenden Wasser, worinnen sich Fische befinden, die man sehen kann. Sie kehren das Gesicht gegen den Bach, heben ihren Rock, oder Kleid hinten auf, schlagen sich auf den Leib, und indem sie sich mit ihrer Rede zu den Fischen wenden, so sagen sie ihnen mit vieler Lebhaftigkeit, und in einem eifrigen Tone: Ihr Fische, wir geben euch unsere Sünden, eure Schuldigkeit ist, sie anzunehmen.

nehmen. Hier wirst du, wertheſter Yn-Che-Chan, ohne Zweifel ſagen, dieſes ſey gar ein garſtiges Geſchenk, das die Juden den Bewohnern des Waſſers machen. Ich will es gar nicht in Abrede ſeyn. Aber im Grunde iſt der Schade, der den Fiſchen durch alle dieſe, ihnen aufgeladenen, Sünden wiederfähret, von gar geringer Erheblichkeit. Denn kaum ſind ſie ohngefähr zween Fuß weit geſchwommen, ſo befinden ſie ſich eben ſo ſauber und rein, als ein Spanier, der durch den Beſuch dreyer Mönchs-Klöſter, womit er ſich einen vollkommenen Ablaß gewinnet, von allen ſeinen Sünden gereiniget wird. Sind die Juden in einem Lande, wo ſie keine Gelegenheit haben, zu lebendigen und flieſſenden Waſſer zu kommen, ſo warten ſie, bis ſich ein Sturm oder ein gewaltſamer Wind erhebt. Sodann treten ſie mitten auf das freye Feld, heben ſich hinten das Kleid in die Höhe, und bedienen ſich gegen die Winde eben ſolcher Worte, wie an die Fiſche.

Wenn die Juden ſich auf ſolche Weiſe gereiniget haben, ſo thun ſie neun Tage lang auf eine nachdrückliche Weiſe Buße, und verfahren mit ſich ſelbſt gar überaus ſtrenge. Einige tragen auf dem bloſen Leibe ein grobes härenes Hemde, und ſitzen, wie es bey ihnen heißt, im Sack und in der Aſche. Wenn dieſe neun Tage zu Ende gegangen ſind, ſo begeben ſie ſich wiederum in ihre Synagoge, und thun darinnen unterſchiedene Gebete. Hernach, wenn ſie aus derſelben weggehen, begeben ſie ſich in ihre Häuſer, bey welcher Gelegenheit die Mannsperſonen einen weiſen Hahn, und die Weibsperſonen eine Henne von eben derſelben Farbe in der Hand tragen.

Woferne es von ohngefähr zutrift, daß ein Weib sich schwanger befindet, so muß es einen Hahn und eine Henne in der Hand tragen, den Hahn zu einer Versöhnung für die Sünde der Frucht in Mutter-Leibe, und die Henne für ihre eigene.

Nachdem die Juden in ihren Häusern angelanget sind, so stellet sich ein jeder Hausvater mitten unter seine Kinder, hat seinen Hahn in der Hand, schlägt die Augen auf die Erde nieder, und denket an seine begangenen Missethaten. Sodann fasset er den Hahn bey den Füßen an, und schwenket ihn dreymal um seinen Kopf herum, also, daß dieses Thier genöthiget wird, seine Flügel auszubreiten, und ihm die Stirne zu berühren. Hierbey spricht er zu ihm: Du bist derjenige, der mich an meine Sünden erinnert, die von mir auf dich kommen. Hiermit bin ich von meinen Fehlern frey, du aber must sie tragen. Du gehest in den Todt, und ich in das ewige Leben. Zu allem diesen saget der arme Hahn nicht ein einziges Wort, und es hat wenig, oder gar kein Ansehen, daß er von dem Fluche etwas merket. Ein jedes Kind thut es seinem Vater nach, und läßet sich das Huhn, das es von Sünden rein machen soll, um den Kopf herum flattern. Wenn dieses geschehen ist, so schneidet man allen den Hähnen, und Hünern den Hals ab, und lässet sie nach Belieben entweder kochen, oder braten.

Unter der Zeit, da die Hüner kochen, waschen die Juden sich nochmals in einem Bade, um sich von ihren Sünden, die sie noch etwan an sich haben möchten, vollkommen zu reinigen. Diejenigen, die ein

über's

überaus zartes Gewissen haben, und ohngeachtet aller der feyerlichen Handlungen, die ich bisher beschrieben habe, sich einbilden, daß sie immer noch nicht ganz und gar rein sind, gehen mit einigen von ihren Nachbarn in die Synagoge. Daselbst fallen sie auf die Knie, und beugen den Kopf gegen die Erde. Einer unter denen, die sie begleiten, hebet ihnen das Kleid von hinten auf, und giebt ihnen mit einem Gürtel, oder einer Ruthe neun und dreyßig Hiebe, um die Sünden, die noch etwan zurück geblieben seyn möchten, durch den Hintern, und die Glieder, die man nicht gerne nennet, heraus zu jagen. Ich gestehe dir aufrichtig, daß mir die Art, wie es die Bußprediger zu Rom machen, wenn sie jemanden von den Schwachheits-Sünden frey machen, noch mehr gefällt, als die Weise der Juden. Jene geben mit einer Ruthe einen kleinen Schlag auf den Kopf; Dieses ist weder beschwerlich, noch schmerzhaft. Aber die neun und dreyßig Ruthenschläge der letztern sind doch wohl im Stande, das härteste Leder wund zu machen.

Sobald als die Juden entweder durch das Bad, oder durch die Ruthe ganz und gar gereiniget sind, setzen sie sich an den Tisch, und verzehren sowohl die armen Hähne, denen sie ihre Sünden bekannt haben, als auch die unglücklichen Fische, welche ihre Verbrechen auf sich haben nehmen müssen. Dieses kommt mir überaus wunderbar vor. Denn wenn die Hühner alle die Sünden über sich genommen haben, die man auf eine so freygebige Art ihnen aufgeleget hat, wenn sie Wucherer, Diebe, Flucher, Meyneidige, Unverschämte, und dergleichen, wor-

den

den sind, so theilen sie den Mägen, in welche sie kommen, alle ihre schlimmen Eigenschaften mit. Vielleicht haben sich die Rabbinen gar nicht darauf besonnen, oder sie denken, es finde bey den Hähnen, die sie mit ihren Sünden beladen, das gewöhnliche Sprichwort statt: Ein todter Hund beißt nicht mehr. Wer weiß, ob sie sich nicht auch eingebildet haben, das siedende Wasser verzehre alle Sünden, und ein gekochter Hahn sey eben so rein, als ein tüchtig mit Ruthen gepeitschter Jude? Indessen mag es damit seyn, wie es wolle, so bemerket man an der Verordnung, daß man die büßenden Hähne essen darf, eine gute Wirthschaft der Jüdischen Lehrer und Rabbinen. Wer so handelt, dem kann man es nachsagen, daß er sich alles zum Nutzen anzuwenden weiß.

Hier hast du, liebster Yn-Che-Chan, die vornehmsten Gebräuche, deren sich die Juden bey der Bekänntniß ihrer Sünden bedienen, die sie alle Jahre erneuern. Diese Gebräuche haben sie aus ihrem Talmud hergenommen, und mit solchen vermenget, die vor Zeiten bey ihren Vorfahren üblich waren. Aber ich finde dabey nicht das geringste, das sie eben bey andern verhaßt machen, und die Europäer wider sie zum Unwillen reitzen könnte. In meinem künftigen Briefe will ich noch etliche andere Jüdische Gebräuche untersuchen, und dann wirst du, lieber Yn Che-Chan, sehen, daß sie eben nicht strafbarer, oder schädlicher sind, als diejenigen, wovon ich dir gegenwärtig gesaget habe.

Lebe wohl, und habe immerfort Mitleiden mit den Schwachheiten der Menschen, die unter dem Joche des Aberglaubens stecken.

Dreßden. ——

Der hundert und fünf und zwanzigste Brief.

Kieou-Che, an Yn-Che-Chan.

Seit einiger Zeit habe ich dir, wertheſter Yn-Che-Chan, von meinen Umſtänden keine Nachricht ertheilen können, weil ich unaufhörlich beſchäftiget geweſen bin, und an allen den Beſchwerlichkeiten Antheil genommen habe, welche die Holländer bey den Aufwartungen auszuſtehen gehabt, die ſie dem Kayſer in Japan, und den vornehmſten Herren am Hofe gemacht haben. Seit der Zeit, da wir zu Jedo angelangt waren, hatte man uns in das für uns beſtimmte Haus eingeſperret, und wir würden wohl noch nicht aus demſelben herausgekommen ſeyn, wenn nicht der Tag, da wir dem Kayſer dargeſtellt werden ſollten, herbeygekommen wäre. Dieſer Tag, liebſter Yn Che-Chan, iſt nach meinen Gedanken der allerlächerlichſte geweſen, den ich erlebet habe, und niemals habe ich deutlicher wahrgenommen, was für Gewalt das Verlangen, Reichthümer zu erwerben, über die Menſchen hat, als ſeit dem ich ein Augenzeuge bin, auf was für eine ſklaviſche Art ſich die Holländer ſchmiegen, und gefällig

fällig zu machen suchen. Ich habe mich genöthiget gesehen, es so, wie sie zu machen, weil es mir als einem, der sich in dem Gefolge des Holländischen Botschafters befand, nicht erlaubet war mich dessen zu weigern.

Als der Tag, an welchem wir vor den Kayser gelassen werden sollten, festgesetzet war, so schickten wir die für den Kayser bestimmten Geschenke nach Hofe, damit sie in dem Saale, wo wir hinein geführet werden sollten, auf hölzerne Tische geleget werden möchten. Wir machten uns gleich hinter unsern Geschenken auf den Weg mit einem langen Mantel von schwarzer Seide bedecket, und von Bedienten geführet, die unsere Pferde bey den Zügeln hielten. Nachdem wir durch die Stadt Jedo geritten waren, so gelangten wir an das Thor des Schlosses, welches etliche Ringmauern hat. An der letztern ließ man uns in dem Saale der Leibwache ausruhen, bis die Zeit kam, da wir in den Audienz-Saal gehen sollten. Derjenige, der die Gesandten einführet, kam eine ganz kurze Zeit darnach zu uns in Gesellschaft zweyer Edelleute. Sodann verfügten wir uns in den Audienz-Saal, wo wir mehr als eine Stunde warten musten, bis sich endlich der Kayser in einem zweyten Saale oder einer Gattung von Alkove, der aus Schirmen zusammen gesetzet war, sehen ließ. Hierauf führte der Herr, der die Gesandten vorzustellen pfleget, den Holländischen Botschafter zu dem Kayser hin, und ließ uns andere insgesammt zurück an dem Orte, wo wir uns befanden.

Sobald

Sobald als der Botschafter sich dem Throne bis auf eine gewisse Entfernung genähert hatte, schrien zween Edelleute mit lauter Stimme, Hollanda Kapitan. Auf diese Worte fiel er nieder zur Erde, und kroch auf den Händen und Knien zwischen den Thron des Kayfers, und die Tische, auf welche man die Geschenke geleget hatte. Sodann richtete er sich in die Höhe auf seine Knie, und bückte sich eine kurze Zeit darnach, indem er mit der Stirne sich gegen den Erdboden richtete. Wie dieses geschehen war, so begab er sich, ohne ein einziges Wort zu sagen, wiederum zurück, indem er allezeit auf dem Bauche, und zwar immerfort wie ein Krebs zurücke kroch.

Hier hast du also, werthester Yn-Che-Chan, alles, was von feyerlichen Gebräuchen bey der ersten Audienz vorgehet, die der Kayser dem Holländischen Botschafter giebet. Man muß sich alles dasjenige, was zu der Handlung beförderlich seyn kann, ganz besonders angelegen seyn lassen, wenn man sich die Bezeigung einer so gar ausserordentlichen Demüthigung gefallen lassen soll. Die Europäer erweisen ganz sicher keinem von ihren Fürsten, ja sogar nicht einmal der obersten Gottheit diejenige Ehrerbietung, und beten sie nicht so an, wie sie gegen einen König thun, der ihnen die Erlaubnis giebt, Porcellan, und kleine Schränkgen in seinem Lande zu kaufen. Als ich das, was ich dir eben hier sage, den Holländern vorstellete, so war dagegen ihre Antwort, ich als ein Chineser hätte gar nicht Ursache, mich über das, was bey den Japanern gebräuchlich wäre, zu verwundern, da in meinem Lande die grösten Prinzen und Herren, wenn sie bey dem Kayser vorgelassen

werden wollten, insgesammt genöthiget wären, auf die Knie zu fallen. Hierauf aber habe ich ihnen geantwortet, daß zwischen den Kennzeichen der Ehrerbietung, und zwischen den Beweisen einer Anbetung, und äuserſten Demüthigung gar ein groſer Unterſchied ſey; Denn wie kann man das Stillſchweigen des Holländiſchen Botſchafters anders, als mit den letztern Namen, benennen? Der allergeringſte Unterthan, dem der Kayſer in China die Erlaubnis giebt, vor ihm zu erſcheinen, hat die Freyheit ihn anzureden. Sage mir einmal; Heißet dieſes nicht, mit einem Menſchen, wie mit einem Gott umgehen, wenn man ihn anbetet, ohne das mindeſte Wort mit ihm zu reden? Kommt es nicht ſo heraus, als ob man glaubte, er ſey im Stande, die verborgenſten Geheimniſſe des Herzens zu erkennen, und es ſey ganz unnöthig und überflüßig, ſich gegen ihn der Sprache zu bedienen. Kurz, wertheſter Yn-Che-Chan, eines von beyden muß ſchlechterdings wahr ſeyn; Entweder die Holländer müſſen es einräumen, daß ſie dem Beherrſcher von Japan gleich, als einer Gottheit begegnen, oder ſie müſſen geſtehen, daß dieſer Fürſt ſie nicht für Menſchen, ſondern für geringe und verächtliche Thiere anſiehet, die in ſeiner Gegenwart nicht einmal dieſen ſchlechten, und gemeinen Vortheil haben, daß ſie reden dürfen.

So ſehr die Umſtände, in welchen wir uns bey der erſten Audienz befanden, nach meinen Gedanken demüthigend waren, eben ſo ſehr, ja noch weit mehr ſchiene mir dasjenige hart und unangenehm, was wir uns bey der zweyten gefallen laſſen muſten, wo wir den Kayſer nicht einmal zu ſehen bekamen. In

dieſer

dieser zweyten Audienz befanden sich der Kayser und die Damen an seinem Hofe hinter Schirmen und Gittern; Die Staats-Räthe, und die übrigen Kayserlichen Hofleute sassen frey vor unsern Augen. Man ließ uns in den Saal, wo alle diese Personen sich befanden, eine kurze Zeit darnach hinein kommen, als wir aus jenem Saale weggegangen waren, wo der Botschafter es so vortreflich der Schlange nachgethan, und auf eine so geschickte Weise auf dem Bauche herumgekrochen war. Jetzt kam die Reihe auch an uns, und wir waren dazu ausersehen, daß wir vor dem ganzen Hofe, der uns zum Theil hinter Gittern, zum Theil auf dem freyen Saale zusahe, eine Komödie spielen musten. Man that an uns tausenderley alberne und lächerliche Fragen; Man wollte von einem jeden unter uns das Alter und den Namen wissen. Wir wurden genöthiget, es auf ein Blatt Papier hinzuschreiben. Man befahl uns, unsere schwarzen Mäntel abzunehmen, man ließ uns niedersitzen, hernach gerade in die Höhe stehen, herumgehen, stehen bleiben, diesem und jenem eine Verbeugung machen, springen, wie betrunken thun, die Japanische Sprache radbrechen, Holländisch lesen und reden, singen, mahlen, tanzen; Kurz, wir musten alles mögliche thun, was nur zur Befriedigung der Neugier des Frauenzimmers dienen kann, und es ist nicht leicht eine Rolle, die man uns nicht zum Zeitvertreibe für den Kayser und seinen Hof zu spielen nöthigte.

Du kannst leicht urtheilen, werthester Yn-Che-Chan, was ich bey mir selbst dachte, als ich mich plötzlich und auf einmal in einen Hofnarren verwan-

 delt,

delt, und gezwungen sahe, allen den wunderlichen Einfällen eines Fürsten Gnüge zu leisten, der mich für eines von jenen Murmelthieren ansah, welches die Gauckler an den Ecken der Gassen in Pecking den Leuten zeigen. Als man uns brav müde gemacht, und länger als drey Stunden hintereinander tüchtig getummelt hatte, so setzte man uns endlich auf kleinen Tischgen etwas zu essen vor. Wenn wir auch gleich keinen sonderlichen Hunger gehabt hätten, so würden wir doch haben essen müssen. Wir nahmen also etliche Bissen davon. Sodann ließ man uns wieder unsere Mäntel umnehmen, und that uns zu wissen, daß wir uns wegbegeben könnten. Du denkest wohl vielleicht, wir sind nunmehro in unsere Wohnung zurück gekehret. Nein! So glücklich waren wir nicht. Unsere Tänze hatten noch kein Ende, und wir musten eben dergleichen Puppenspiel, wie wir eben itzt vorgestellet hatten, noch zu unterschiedenenmalen wieder aufführen. Wir machten den grösten Herren vom Hofe unsere Aufwartung, und bey einem jeden unter ihnen musten wir von frischen tanzen, singen, und die Rolle der Lustspieler vorstellen, zu welcher uns der Kayser bey der zweyten Audienz auf eine so feyerliche Weise ausersehen hatte. Dergleichen unangenehme, und lächerliche Hanthierung dauerte etliche Tage, die wir zubrachten, um überall, wo es nöthig war, unsern Besuch abzustatten. Freylich ist es wahr, daß wir den ersten Tag weit mehr, als alle die übrigen tanzeten. Immittelst konnten wir es doch nicht Umgang haben, einmal bey einem jeden Besuche dasjenige zu verrichten, wozu wir in jenen, die wir den ersten Tag abgestattet hatten, unterschiedenemale veranlasset worden waren.

Gegenwärtig wirst du mir es ganz gewiß verzeihen, liebster Yn-Che-Chan, daß ich dir nicht geschrieben habe. Du wirst vollkommen einsehen, daß ich zu entschuldigen gewesen bin, und daß es mir beynahe ganz unmöglich gewesen ist, einen Brief an dich aufzusetzen. Da die Besuche, die wir ablegen musten, zu Ende gegangen waren, und ich wieder nach Hause kam, hatte ich den Kopf so voll, und die Betrachtungen, die ich über die Rolle anstellete, welche die Holländer zu Jedo spieleten, beschäftigten mich so sehr, daß ich, so zu sagen, mich selbst ganz vergaß. Sind dieses, sagte ich in mir selber, diese Europäer, die eine so stolze Miene machen, wenn sie in ihrem eigenen, oder in einem solchen Lande sind, wo sie etwas zu befehlen haben? Wer sollte es ihnen wohl in Jedo ansehen, wenn er sie wie die Murmelthiere, die man den Neugierigen um Geld sehen lässet, tanzen siehet, und bemerket, daß sie den Weibspersonen, und Kindern in den Vorzimmern der vornehmen Japaner zum Zeitvertreibe dienen müssen? Zu was kann nicht das Verlangen, Geld zu gewinnen, die Menschen verleiten? Es macht aus Leuten, die dem äuserlichen Ansehen nach am allerwenigsten geneigt sind, sich andern gefällig zu erzeigen, einen Proteus. Diese so trägen und schläfrigen Holländer, die zu der Zeit, da sie ihre eigenen Herren sind, und ihren Neigungen gemäß handeln können, den ernsthaften und gravitätischen Stoikern ähnlich sind, werden in Puppen verwandelt, sie singen, tanzen, pfeifen, gleich als ob ihre Körper weiter nichts, als blose Kunstwerke wären, welche durch die grosen Herren in Japan nach Belieben gezogen, und beweget würden. O! wie theuer

wird ein Gewinn erkaufet, der so viel kostet, als derjenige, den die Holländer bey der Japanischen Handlung genießen? Die übrigen Europäischen Nationen haben in der That nicht Ursache, sie deswegen zu beneiden. Ich wollte gewiß, liebster Yn-Che-Chan, auf meine ganze übrige Lebenszeit lieber arm seyn, als noch einmal unter solchen Bedingungen nach Jedo reisen. Meine erste Reise hat den Nutzen gehabt, daß ich gesehen habe, wie groß die Wirkung der Reichthümer in den Herzen der Europäer ist. Aber bey der zweyten würde ich mich ganz sicher zu Todte ärgern und schämen. Behüte mich der Himmel dafür, daß ich jemals sollte genöthiget werden, Vermögen zu erwerben, wobey ich aufhören müste, auf den Wohlstand zu halten, der sich für die Person eines gesezten, und angesehenen Mannes schicket.

Ich will dir, werthester Yn-Che-Chan, gerne nichts mehr von einer Sache sagen, deren Andenken mich noch itzt traurig macht, und die ich nach aller Möglichkeit aus meinem Gedächtnisse zu verbannen trachte. Ich gehe weiter zu dem, was ich merkwürdiges in der Stadt Jedo angetroffen habe. Diese Hauptstadt von Japan ist lange nicht so regelmäsig, als viele andere Städte dieses Reiches. Sie ist nicht auf einmal erbauet worden, sondern nur so nach und nach zu derjenigen Größe gelanget, in welcher sie sich gegenwärtig befindet. Ihre Häuser sind klein, niedrig, und eben so gebauet, wie man in den andern Städten und Oertern dieses Reiches zu bauen gewohnt ist. Sie sind beynahe insgesammt aus tännenen Holze; und daher sezt es auch in Jedo so gar oft Feuersbrünste. In der kurzen Zeit, da ich mich

da-

daselbst aufgehalten habe, bin ich ein Augenzeuge von unterschiedenen gewesen, die sehr großen Schaden gethan haben.

In dieser Stadt giebt es eine überaus große Menge von Mönchen und Geistlichen. Die Häuser, worinnen sie sich aufhalten, sind weiter in nichts von den Wohnungen der Layen unterschieden, als daß sie so, wie man es auch in China findet, an den schönsten Oertern in der Stadt stehen. Uberall, liebster Yn-Che-Chan, theilen diejenigen, die sich die Diener der Gottheit nennen, einen Theil der Güter, und der Ehre, welche die übrigen Menschen dieser Gottheit darbringen, unter sich.

Ohngeachtet man überhaupt gar nicht sagen kann, daß Jedo eben eine schön gebauete Stadt ist, und ob wohl noch sehr viel daran fehlet, ehe sie der Schönheit von Pecking beykommt, so giebt es doch darinnen gleichwohl auch eine ziemlich ansehnliche Menge sehr schöner Palläste, die den Prinzen und Grosen des Reichs gehören, welche immerfort an dem Kayserlichen Hofe ihren Wohnplatz zu haben genöthiget sind, und sich ohne die ausdrückliche Erlaubniß des Kaysers nicht von dem Hofe entfernen dürfen *. Diese Palläste, die hier und da in der Stadt herum zerstreuet sind, könnte man beynahe für Schlösser mitten unter einem Haufen von Dörfern ansehen. Dieses ist der richtigste Begrif, den ich dir von der Stadt Jedo machen kann. Der Fluß, der durch sie hindurch läuft, ist ziemlich breit und groß. Er befördert die Handlung der Stadt,

* S. die Handlung von Holland. S. 370.

die von grossem Umfange ist, weil sie der Mittelpunkt der Handlung des ganzen Reiches ist. Dieser Fluß, dessen Quelle sich auf der Seite gegen Abend befindet, ergießt sich in den Hafen, der für weiter nichts, als für sehr kleine Schiffe gut ist; Denn, weil die Bay seicht, auf dem Boden voll Schlamm, und mit schlammichten Thone angefüllet ist, so sehen sich Schiffe, deren Ladung nur in etwas ansehnlich ist, genöthiget, eine oder zwo französ. Meilen weit von der Stadt auszuladen. Die Anzahl der Brücken, die zu Jedo sind, trägt zu der Verschönerung des Orts sehr viel bey. Das ist es alles, wertheſter Yn-Che-Chan, was ich dir von dieser Stadt sagen kann; Immasen es mir nicht erlaubt gewesen ist, so wie ich gern gewünschet hätte, darinnen herumzugehen, und mich umzusehen. Denn man giebt hier noch mit einem weit wachsamern Auge, als an einem jeden andern Orte, auf die Ausländer Achtung. Unterdessen ist es mir gar nicht schwer angekommen, sie zu verlassen, und es ist für mich ein sehr großes Vergnügen, daß ich wieder zurück nach Nagasaki gekommen bin. Meine Absicht ist, ehestens von hier abzureisen, und mich nach Siam zu begeben.

Mit Freuden verlasse ich ein Volk, das mit allen den übrigen wie mit Sklaven umgehet, das im höchsten Grade argwöhnisch ist, dessen Sitten überhaupt sehr verdorben sind, das eben so sehr durch den Aberglauben, als durch die Laster tumm worden ist, das in einem Lande wohnet, wo die Erdbeben etwas sehr gewöhnliches sind, wo es ziemlich alle Tage Feuersbrünste giebt, wo die Gastfreyheit eine unbekannte Tugend ist, wo der Geitz herrschet,

wo

wo sich die Wissenschaften in einem jämmerlichen Zustande befinden, wo die wahren Schüler des Confucius eben so heftig, als die Europäer verfolget werden, wo jeder einzelner Mensch sich zu einem Kundschafter seines Nächsten brauchen läßt, wo der Fürst die unumschränkte Gewalt, die er genieset, zum öftern mißbrauchet, wo die Großen Sklaven des Landesherrn, und Tyrannen der Unterthanen sind, wo man Freundschaft beynahe gar nicht kennet, wo die Weibspersonen nicht im geringsten verschämt, und nur in so weit keusch sind, als es ihnen unmöglich ist, unzüchtig zu seyn, wo es endlich gar nicht erlaubt ist, frey heraus zu sagen, was man denket, und wo man noch weniger den Regungen seines Gewissens gemäß handeln darf. Ich bedaure in der That die Holländer, daß sie wegen der Vortheile ihrer Handlung gezwungen werden, mit einer Nation behutsam zu verfahren, und sie bey Gutem zu erhalten, die es so wenig verdienet, uud deren alleinige Tugend eine gewisse Gattung einer scheinbaren, aber eben so falschen, und gezwungenen Höflichkeit ist; Wenn man anders dieses mit Grunde eine Tugend nennen kann, welches eigentlich ein Fehler ist, der weiter nichts, als den äuserlichen Schein und gleichsam die Schale einer guten Eigenschaft um sich hat.

Hier hast du also, werthester Yn-Che-Chan, meine Gedanken von den Japanern. Glaube ja nicht etwan, der natürliche Haß, der zwischen den beyderseitigen Einwohnern von China und Japan herrschet, habe einen Einfluß in meine Gedanken. Du kennest mein Herz viel zu gut, als daß du glauben

solltest, es sey vermögend, sich durch die Vorurtheile des Pöbels hinreissen zu lassen. Du hast es aus unterschiedlichen Briefen, die ich dir von Nagasaki geschicket habe, deutlich wahrnehmen können, daß ich mir gar oft Mühe gegeben habe, gewisse Maaßregeln der Japaner eher zu rechtfertigen, als für strafbar zu erklären. Bloß die Wahrheit ist es, die mich nöthiget, über die Japaner einen so nachtheiligen Ausspruch zu thun. Und wie ist es möglich, sie zu loben? Ich nehme ihre Emsigkeit in der Handlung, und ihre Geschicklichkeit in dieser und jener ausgelegten Arbeit aus; Ausserdem ist bey ihnen gar nichts zu finden, das den Beyfall eines Weltweisen verdienet, welcher die Menschen nur in so ferne hoch schätzet, als sie einen hohen Grad der Tugend erreichet haben. Wenn unsere Landsleute die Chineser auch so lasterhaft, als die Japaner wären, so würde ich dieses an ihnen mit eben derselben Freymüthigkeit und Offenherzigkeit tadeln. Lebe wohl.

Nagasaki. ——

Der hundert und sechs und zwanzigste Brief.

Tiao, an Yn-Che-Chan.

Mich dünkt, ich habe dir, liebster Yn-Che-Chan, schon einmal davon gesagt, daß die Dänen nicht immerfort in dem Zustande gewesen sind, in welchem sie sich gegenwärtig befinden. Ehemals genossen

nossen sie eine große Freyheit, und seufzeten nicht unter dem Joche einer gebietcrischen Herrschaft. Aber da sie untereinander uneins wurden, so schmiedeten sie sich selbst ihre Fessel, und ihr wechselsweiser Haß war die einzige Ursache von der Einführung der willkührlichen Gewalt.

Es werden ohngefähr hundert Jahre seyn, da das Reich von Dänemark noch ein Wahlreich war. Die Dänen hatten das Recht, sich einen Oberherrn zu wählen, und aus der Familie des verstorbenen Königes denjenigen Prinzen herauszusuchen, den sie zu der Regierung für den würdigsten achteten; Nicht etwan, als ob sie nicht auch aus einer andern Familie einen König hätten wählen können, wenn sie es für gut befanden also zu thun, und wenn sie hierzu gegründete Ursachen zu haben glaubten; Sondern, wenn sich die Tugend auf beyden Seiten in gleichem Verhältnisse befand, so gaben sie den Nachkommen ihrer alten Könige, und vornemlich den ältesten Prinzen allemal den Vorzug, weil sie meyneten, die Reichthümer, welche diese Prinzen von ihren Vätern erhalten hätten, setzeten sie in den Stand, die Würde der Krone behaupten zu können, ohne die Unterthanen um das Ihrige zu bringen, und zu solchen Mitteln ihre Zuflucht zu nehmen, die durchgängig allen Ständen der Nation beschwerlich und verhaßt waren.

Die Krönung der Könige schützte sie keinesweges bey ihrer Krone. Wenn sie sich die Freyheit nahmen, die Gesetze des Landes zu verletzen, und den Eidschwüren zuwider zu handeln, die sie bei ihrer

Ein-

Einsetzung abgeleget hatten, so setzte man sie zuweilen ab, oder strafte sie durch eine Verbannung. Es haben sich sogar Fälle eräugnet, wo man ihnen ihren Proceß machte, und die Lands-Stände es nicht einmal dabey bewenden liessen, daß sie dieselben abgesetzet hatten, sondern sie auch zum Todte verurtheilten. Die Gewalt der Landes-Herren war damals eben so sehr eingeschränkt, als heut zu Tage ihr Umfang ist. Ohne Einwilligung der Nation, die durch die Stände vorgestellet wurde, konnten sie gar nichts thun. In den Versammlungen der Stände faßte man einen Entschluß über Krieg, und Frieden, und besetzte alle großen Ehrenämter des Reichs. Die hauptsächlichsten Verrichtungen der Könige von Dänemark waren wie die Handlungen eines guten Hausvaters. Sie gaben sorgfältig darauf Achtung, daß den Gesetzen gemäß gehandelt wurde. Sie handhabten selbst unter ihren Unterthanen die Gerechtigkeit, wenn dieselben es von ihnen verlangten, und hielten Gericht, ohne sie an Unterrichter zu verweisen. Sie führten in eigner Person Kriegsheere an, und nahmen die Vertheidigung ihrer Unterthanen in Kriegszeiten über sich, gleichwie sie auch auf der andern Seite, darauf bedacht waren, daß sie in Friedenszeiten ihnen alle Vortheile verschaften, wodurch sie dieselben glücklich machen konnten. Heut zu Tage wird man in Dänemark von einer solchen Regiments-Verfassung nicht einmal den Schatten weiter gewahr. Die Landsstände sind gänzlich abgeschaft, der König hat allein das Recht die alten Gesetze nach seiner Willkühr auszulegen, Aenderungen darinnen zu machen, wie er es für gut befindet, und auch neue Gesetze zu machen. Die Krone ist in seiner Familie

erb-

erblich, und beruhet nicht weiter auf der Wahl, oder der Ernennung der Nation.

Vielleicht willst du, wertheſter Yn Che-Chan, gern etwas von jenen Trennungen wiſſen, die für die Dänen ſo gar unglückliche Folgen nach ſich gezogen, wodurch ſie ihrer Freyheit, und ihrer ehemaligen Gerechtigkeiten beraubet worden ſind, wovon ſie ſich ganz und gar, auf eine feyerliche, und unwiderrufliche Weiſe losgeſaget haben.

Hier will ich dir kürzlich erzählen, was zu dieſer wichtigen Veränderung Anlaß gegeben hat. Nach jenen eben ſo langen, als blutigen Kriegen machten die Dänen mit den Schweden Frieden. Aber die ungeheuren Schulden, in welche ſie geräthen waren, und die Unkoſten, die ſie aufzuwenden ſich genöthiget geſehen hatten, waren noch zu bezahlen übrig. Eine groſe Anzahl von Kriegsvolke, das man angenommen hatte, konnte man ſeiner Dienſte nicht entlaſſen, weil man demſelben viel ſchuldig worden war, und es an Gelde fehlte, es zu bezahlen. Um dieſer Unbequemlichkeit abzuhelfen, ließ der König die Stände des Reiches, die aus dem Adel, aus dem Bürgerſtande, und aus der Geiſtlichkeit beſtunden, in Koppenhagen zuſammen kommen. Dieſe dreyerley Stände waren wider einander auf das äuſerſte erbittert. Der Adel wollte ſich bey ſeinen alten Vorrechten behaupten, und ohne alle Rückſicht auf die dermaligen Umſtände, und die ſchweren Abgaben, womit der Bürgerſtand bis anher beläſtiget worden war, ſchlechterdings nichts vermittelſt einer Taxe zu den Bedürfniſſen des Staats beytragen, ſondern nur

bloß

bloß einen freywilligen Beytrag geben. Inzwischen war dasjenige, was sie herzugeben sich erboten, von so geringer Erheblichkeit, daß sie auf solche Weise die ganze Last auf die beyden übrigen Stände zurück wälzeten, welche dadurch auf eine übermäßige Art beschweret, und hiermit, so zu sagen, in die äuserste Noth versetzet worden waren. Diese beyden Stände thaten die gegründete Vorstellung, es sey der Gerechtigkeit gemäß, daß die, zur Bezahlung der National-Schulden erforderlichen Gelder von jederman nach dem Verhältnisse des Vermögens, das ein jeder zu geniessen hätte, erhoben würden. Sie fügten ferner bey, daß sie dem Vaterlande zum allerwenigsten eben so gut, als die Edelleute gedienet hätten, welche gleichwohl alle Ländereyen besässen, und sich noch weigerten, eine Taxe anzunehmen, gleich als ob sie nicht eben so gut Däuen wären, und als ob sie die Schulden der Nation gar nichts angiengen.

Dergleichen vernünftige Vorstellungen erbitterten die Edelleute, die es in der Art hatten, das Volk geringer zu schätzen. Einer von den vornehmsten unter ihnen sagte sehr frech, und in einem erzürnten Tone zu dem Präsidenten der Stadt Koppenhagen, die untern Stände müsten lernen, die Vorrechte des Adels erkennen, und nachdenken, daß sie weiter nichts, als ein verächtlicher Haufe von Sklaven wären. Dieser Sklaven-Name machte die Geistlichen sowohl, als den Bürgerstand vollends ganz und gar aufrührisch. Der Präsident der Stadt Koppenhagen, der sich die Verfassung, in welcher er die Gemüther sahe, auf eine geschickte Weise zu Nutzen

mach-

machte, faßte den Vorsatz einen Entwurf auszuführen, der dem Könige zu seinen Absichten überaus günstig war, und den er seit einiger Zeit mit dem Primas von Dänemark verabredet hatte. Erstlich erklärte er sich mit einer besondern Heftigkeit, daß das Volk solche Maaßregeln ergreifen würde, damit es nicht weiter von den Edelleuten Sklaven genennet werden könnte; Hernach machte er auf einmal der Versammlung ein Ende, und, da er aus dem Saale weggieng, so hatte er die Geistlichen insgesammt, und alle Bürgerlichen zu seinen Begleitern. Diese beyden Stände, die über alle Maaßen entrüstet waren, sonderten sich nicht von einander ab, da sie die Adelichen verliessen. Sie giengen weg, um sich an einem andern Orte zu versammlen, und durchwanderten die Gassen, indem sie Paarweise giengen, so daß ein Geistlicher allemal einen Bürgerlichen an der Seite hatte, wobey der Bischof von Koppenhagen, und der Präsident eben derselben Stadt voran giengen. Kaum waren sie an dem Orte ihrer neuen Versammlung angekommen, so entschlossen sie sich, um den Stolz der Adelichen zu demüthigen, die sie auf eine so empfindliche Weise beleidigten, daß sie dem Könige ihre Stimmen, und ihre Beyhülfe anboten, damit er eine unumschränkte Herrschaft, wobey er nicht von den Ständen abhienge, haben, und die Krone in seiner Familie erblich bleiben könnte. Sie zweifelten keinesweges, der König würde ihnen dergleichen wichtige Dienste durch große Vorrechte belohnen, und bildeten sich in ihren Gedanken schon zum Voraus ein, sie würden den Edelleuten, die ihnen wie Sklaven begegneten, gleich gemacht werden können.

Unter

Unter der Zeit, da der Bürgerstand, und die Geistlichen Anstallt machten, die Edelleute aller ihrer Vorrechte zu berauben, indem sie dem Könige eine unumschränkte Herrschaft in die Hände gaben, waren jene ganz ohne Kummer, indem sie die Gefahr nicht wusten, womit sie bedrohet wurden, überdieses auch gewohnt waren, den Bürgerstand gering zu schätzen, und sie achteten dasjenige, was von dem Bürgerstande, und der Geistlichkeit, wie sie sahen, vorgenommen wurde, nicht im geringsten. Sie hatten gar bald hohe Ursache, es zu bereuen, daß sie auf sich selbst ein so gar groses Vertrauen gesetzt hatten. Der Statthalter in Koppenhagen, der durch den Hof gewonnen worden war, ließ die Thore verschliessen, daß die Edelleute nicht aus der Stadt wegkommen konnten. Hernach ließ man es ihnen melden, daß der Bürgerstand, und die Geistlichkeit im Begriffe wären, sich wieder bey ihnen einzustellen. Diese zween Stände erschienen auch wirklich gleich darnach, und zwar immerfort unter Anführung der beyden Oberhäupter, die sie bis hieher geleitet und geführet hatten. Bey dem Eintritte in die Versammlung hielt der Präsident eine ganz kurze Rede, worinnen er den Adelichen anzeigete, was Maaßen die einzigen Mittel, welche das Volk und die Geistlichkeit hätten ausfindig machen können, um dem Elende im Staate zu steuren, darinnen bestünden, daß man die Krone erblich machte, und dem Könige eine Gewalt in die Hände gäbe, die sich noch viel weiter erstreckete, als er bis itzt gehabt hätte. Hierzu setzte er noch, es wäre dieses eine Entschliessung, von welcher die beyden Stände, für welche er das Wort redete, nimmermehr abgehen würden, und er

bäte den Adelstand, in Ansehung dessen, was er zu thun gesonnen wäre, eine schleunige Antwort zu ertheilen.

Ein so unvermutheter Vortrag, und auf welchen es so gar schwer war, zu antworten, dämpfte den Stolz des Adels überaus sehr. Nun waren es gar nicht mehr die Leute, die kurz zuvor so trotzig und hoffärtig gethan hatten, in deren Augen das Volk, und die Geistlichkeit Sklaven gewesen waren. Von der Zeit an wurden sie eben so kriechend, als sie sich ehemals hochmüthig bezeiget hatten. Leuten, die sie auf die heftigste Weise beleidiget hatten, schmeichelten sie mit der gröstenNiederträchtigkeit. Aber mit allem diesen demüthigen Bezeigen, welches weiter zu nichts dienete, als daß es ihre Furcht an den Tag legete, richteten sie nicht das mindeste aus. Umsonst begehrten sie, daß man die Vollziehung des Entschlusses, den man auf eine so übereilte Weise gefasset hatte, noch auf einige Zeit verschieben sollte, damit die Sachen in einer gewissen Ordnung, und mit einmüthiger Übereinstimmung veranstaltet werden möchten. Dieses Verlangen schlug der Präsident von Koppenhagen mit Ungestüm rund ab, indem er sagte, es wäre nur ein eitler Vorwand, um Zeit zu gewinnen. Weil nun die Edelleute darauf beharreten, daß sie einen Aufschub begehrten, so begab sich der Bürgerstand, und die Geistlichkeit zu dem Pallaste des Königes, und boten ihm die Krone, die in seinem Hause erblich bleiben sollte, nebst einer unumschränkten Gewalt an. Der König erwieß sich gegen die Beweise der guten Zuneigung die-

ser beyden Stände überaus gnädig, und versicherte sie, daß er ihnen aus ihrer Noth helfen, und das Andenken des Geschenkes, das sie ihm machten, ewig erhalten werde.

Mittlerweile hatten die Edelleute dasjenige, was vorgefallen war, erfahren. Sie sahen sich in einer Stadt eingesperret, wo das Kriegsvolk und die Bürger, eines so sehr, als das andere, wider sie waren. Es war ihnen bange, sie möchten wohl etwan gar mit dem Leben dafür büssen müssen, wenn sie von dem Vorsatze, ihre Vorrechte zu behaupten, nicht abgehen wollten. Also liessen sie es dem Hofe, und den Ständen zu wissen thun, daß sie geneigt wären, in alles dasjenige zu willigen, was zu der Vermehrung des Ruhmes und der Hoheit des Königes gereichen könnte. Die Feyerlichkeit der neuen Einsetzung dieses Fürsten gieng mit vieler Pracht, und unter dem Freuden-Geschrey des Volkes vor sich, welches sein inniges Vergnügen hatte, daß es die Edelleute, seine alten Tyrannen, gedemüthiget, und unter einerley Joch mit sich gebracht sahe. Man zwang alle Edelleute, unter Ablegung eines Huldigungs-Eydes zu versprechen, daß sie zu Beförderung der Macht des Königes in allen Sachen ihre möglichsten Kräfte anwenden wollten.

Unter so vielen Edelleuten, die zween bis drey Tage vorher so stolz gewesen waren, und nunmehr sich so kriechend, und so kleinmüthig bezeigten, getrauete sich nur ein einziger, mit Namen Gersdorf, den Mund aufzuthun. Alle die übrigen waren dem

Ther-

Thersites * gleich, und bewiesen alsdenn nicht den geringsten Stolz und standhaften Muth mehr, da sie ihn am allererstenhätten beweisen sollen. Da dieser Gersdorf zu seinem grosen Leidwesen sahe, daß die Freyheit seines Vaterlandes zu Grunde gieng, so sagte er mit besonderer Freymüthigkeit zu dem Könige, er habe das gute Vertrauen zu ihm, er werde sich seiner Unterthanen mit aller Sorgfalt annehmen, und ohne allem Zweifel nicht auf Türkische Weise über sie herrschen; Er schmeichele sich, Seine Majestät werde ihren Nachfolgern durch ein gutes Beyspiel zeigen, wie sie die willkührliche Gewalt auf eine heilsame Art gebrauchen sollten. Ehemals gab man dem Brutus und Cassius den Namen der lezten Römer. Unterdessen glaube ich nicht, daß man diesen Gersdorf jemals in Dänemark den lezten unter den Dänen genennt haben wird. Aber die Ausländer haben ihm diesen Namen oft beygeleget.

* Ὣς ἄρ' ἔφη. σκήπτρῳ δὲ μετάφρενον ἠδὲ καὶ ὦμω
Πλῆξεν. ὁ δ' ἰδνώθη, θαλερὸν δὲ οἱ ἔκπεσε δάκρυ.
Σμῶδιξ δ' αἱματόεσσα μεταφρένῳ ἐξυπαρέξη
Σκήπτρῳ ὑπὸ χρυσέῳ, ὁ δ' ἄρ' ἔζετο, τάρβησέν τε.
Ἀλγήσας δ', ἀχρεῖον ἰδών, ἀπεμύρξατο δάκρυ.
Homer. Il. II. 265.

So sagte er, und schlug ihn mit dem Zepter auf den Rücken und auf die Schultern; Jener krümmte sich zusammen, und es entfiel ihm eine warme Thräne. Eine blutige Schwiele entstund auf dem Rücken von dem goldnen Zepter. Er aber saß, und furchte sich. Mit Betrübniß aber, indem er eine seltsame Geberde machte, wischte er die Thräne ab.

Wenn ich bedenke, wertheſter Yn-Che-Chan, wie das Königreich Dänemark in drey Tagen eine ganz andere Geſtallt annimmt, und zwar dieſes durch eine plötzliche Veränderung, ohne daß lang zuvor gebrauchte Ränke und Vorkehrungen zu dieſer Begebenheit den Weg gebahnet haben, ſo kann ich mich gar nicht ſattſam wundern. Ich empfinde das gröſte Erſtaunen über ſchnelle Staatsveränderungen, die zuweilen in ſolchen Regierungen vorgehen, welche man für die dauerhafteſten anſiehet. Ich mache mir eine Vorſtellung von den Trübſalen, in welche der freyeſte, und blühendſte Staat durch die Trennung ſeiner Mitglieder gerathen kann. Noch eine andere Betrachtung, die ich darüber anſtelle, iſt dieſe, daß es unmöglich anders ſeyn kann, als daß in Ländern, wo ſich die Edelleute zu Tyrannen aufwerfen, über lang oder kurz eben eine ſolche Veränderung vorfällt, wie diejenige, wodurch die Krone Dänemark erblich worden iſt. Denn einmal iſt das gemeine Volk an allen Orten der zahlreichſte, und allezeit der ſtärkſte Stand, ſobald es dahin kommt, daß es ſeine Stärke kennen lernet. Iſt es denn nun alſo nicht natürlich, daß es lieber einem einzigen Oberherrn, als fünfhundert Herrn auf einmal unterthänig ſeyn will, welche letztern tyranniſch mit ihm verfahren, ihm das ſeinige nehmen, und es verfolgen? Ich weiß, daß es in Europa unterſchiedene Staaten giebt, wo die Bauern wahre Sklaven ſind. Aber ſie laſſen ſich dieſen Zuſtand, in welchen ſie verſetzet worden ſind, bloß darum gefallen, weil ſie gar kein Mittel vor ſich ſehen, wodurch ſie ſich einen beſſern verſchaffen können. Wenn irgend einmal ein ungefährer Zufall ihnen eine Gelegenheit anbietet, das

Joch, unter welchem sie seufzen, abzuwerfen, so ist kein Zweifel, daß sie sich darum bemühen werden.

Dieses ist, wertheſter Yn-Che-Chan, eine Wahrheit, wovon ich fest überzeuget bin, daß man von einem Volke, je mehr es zu Boden gedrucket worden ist, je mehr es scheinet niedergeschlagen zu seyn, und sich ausser dem Stande zu befinden, daß es sich in die Freyheit setzen könne, nur um desto mehr zu befürchten hat, es werde sich endlich aus dem Schlafe ermuntern, in welchem es gleichsam sein Elend gar nicht zu fühlen scheinet. Wenn die Saite zu hoch gespannet wird, so muß sie nothwendiger Weise springen. Es ist unmöglich, daß eine zu weit getriebene Tyranney nicht endlich die Freyheit nach sich ziehen sollte, gleichwie hingegen die Sklaverey beynahe allemal aus einer ungezähmten Freyheit, die sich an kein Gesetz binden will, zu entstehen pfleget. Unter dem hochmüthigen Tarquin gelangten die Römer zu ihrer Freyheit. Dieser Fürst hatte eine unumschränkte Herrschaft bis auf das höchste getrieben. Eben dieselben Römer büßten unter dem Cäsar ihre Freyheit wieder ein, weil sie diese nemliche Freyheit zu keiner Zeit mehr gemißbrauchet hatten. Solche Beyspiele, die man unter vielen andern Nationen, wenn man sich in der Geschichte aufmerksam umsehen wollte, wieder finden würde, sollten allen Fürsten zur Lehre dienen, daß sie sich niemals der Tyranney überlassen sollen, und die Unterthanen können daraus lernen, ihre Freyheiten nicht zu mißbrauchen. Lebe wohl.

Koppenhagen. ——

Der hundert und sieben und zwanzigste Brief.

Tiao, an Yn-Che-Chan.

Es sind ohngefähr zweyhundert Jahre, wertheſter Yn-Che-Chan, da die Dänen die Lehre, und die Meynungen Luthers annahmen, und sich von dem Römischen Pabste absonderten, weil sie glaubten, sie hätten gegründete Ursachen, sich über ihn zu beschweren. Also ist die Religion, die unter den Deutschen die Evangelische genennet wird, in Dänemark die Herrschende, und so ziemlich die einzige. Es halten sich daselbst etliche Französische Flüchtlinge auf, die in Koppenhagen eine kleine Kirche haben. Auch die Katholicken haben Erlaubniß erhalten, einige Kapellen für sich zu haben. Aber ihre Anzahl ist auf beyden Seiten, wenn man sie mit den Lutheranern vergleichet, von so geringer Erhebüchkeit, daß sie kaum verdienen, daß man an sie denket.

Die Geistlichen in Dänemark sind so, wie sie es ehemals waren, da sie noch unter den Römischen Pabst gehörten, in gemeine Priester und in Bischöfe eingetheilet. Ohngeachtet sie sich in ihren Lehrsätzen geändert haben, so sind sie doch derhalben weder demüthiger, noch mildthätiger worden. Sie haben ihren Ehrgeitz behalten, und wenn es auf sie ankäme, so würden sie in kurzer Zeit die vornehmsten Ehrenämter des Reiches besitzen. Sie haben sich gänzlich dem Hofe ergeben, von welchem sie ganz und gar abhangen, und alles ihr Glück und ihre Wohl-

fahrt hoffen. Ihre Unterwerfung unter die Befehle, und den Willen des Landesherrn giebt ihnen die Freyheit, sich in der Religion eben so eifrig zu stellen, als sie ihn wünschen. Mit Hülfe dieser verstellten Heiligkeit und Demuth ist es ihnen unter dem Vorwande das Laster zu strafen, erlaubt, daß sie Leute von Stande, denen sie nicht gewogen sind, öffentlich auf der Kanzel handgreiflich beschreiben, und sie sogar bey ihren Namen nennen. Diese Frechheit leidet der Hof, und siehet ihnen durch die Finger, wegen der Dienste, die er von der Geistlichkeit zu geniessen hat. Denn da die gemeinen Kirchendiener bloß von demjenigen leben, was ihnen das Volk giebt, so lassen sie sich die Wohlgewogenheit desselben sorgfältig angelegen seyn, und bringen ihm eine große Liebe zu dem leidenden Gehorsam bey. Dieses macht, daß der Hof ihnen alle Thorheiten, die sie unter dem Deckmantel der Religion verstecken, zu gute hält. Übrigens werden sie niemals in ein weltliches Amt eingesetzt, und mischen sich ganz und gar nicht in die Regierung des Landes. Diese Unterwürfigkeit, in welcher sie ihr ganzes Leben zubringen, verleitet sie zu einem heftigen Haße gegen alle Christlichen Seckten, in welchen die Geistlichen zu großen Würden gelangen, und Vorrechte und Aemter geniessen können, die den Layen bestimmet sind. Die Römisch-Katholischen sind in ihren Augen die ärgsten Ketzer, und den Verwandten der Englischen Kirche sind sie eben auch nicht sonderlich gewogen, ob sie wohl auf eine etwas bessere Art von ihnen reden.

Die wahren Gesinnungen der Dänischen Geistlichkeit in Ansehung der Geistlichen anderer Seckten

unter den Christen hat ein gewisser Engelländischer Schriftsteller überaus wohl geschildert: » In der » That, spricht dieser Schriftsteller, haben die Dä» nischen Geistlichen nicht die geringste Liebe gegen » diejenigen, die in Glaubens-Sachen von ihnen » unterschieden sind, ausgenommen die Englische » Kirche, welche die einzige ist, von welcher sie in » günstigen Ausdrücken sprechen, und wovon sie im» mer sagen, es sey zwischen jener, und der ihri» gen eben kein wesentlicher Unterschied. Ja sie sa» gen, daß sie es gerne sehen würden, wenn man » einen guten Vorschlag zu ihrer Wiedervereinigung » nicht nur thun, sondern auch ausführen könnte. » Dabey ist nun freylich ihre Absicht keinesweges, » ihre Geistlichen in einen noch niedrigern Zustand, » als der gegenwärtige ist, zu versetzen, sondern sie » möchten dieselben gar zu gern zu der Größe und zu » den Reichthümern der Unsrigen erheben, welches » die vornehmsten Tugenden sind, die sie an uns be» wundern. Die Meynungen der Römischen Kir» che in Ansehung der obersten Gewalt des Pabstes, » und etlicher anderer Sätze, haben sie verworfen. » Aber doch möchten sie auch gern die Pracht dieser » Kirche beybehalten, und dieses ist eine Sache, die » sie an uns ganz besonders loben, daß wir jener so » ziemlich nahe kommen; So daß ich versichert bin, » es würde die Lehre von der Transsubstantiation » keine Sache seyn, worüber man lange stritte, wenn » die Fürsten sonst glaubten, daß es eben die Mü» he belohnte, an dieser Wiedervereinigung zu ar» beiten. Auf der andern Seite hassen sie die Cal» vinisten so arg, als die Papisten, und der Grund, » den sie hiervon angeben, ist dieser, daß sie wider

» die despotische Regierungsform sind, und glau-
» ben, man könne sich derselben ohne Sünde wi-
» dersetzen. * «

Die Wissenschaft des grösten Theils unter den Dänischen Geistlichen ist ziemlich seichte, und man kann von ihnen sagen, daß ihre Unwissenheit eben so groß, als ihre Gutherzigkeit gering ist. Man siehet nicht leicht eine, aus der Feder eines Geistlichen geflossene Schrift, die es werth ist, daß man sich die Mühe nimmt, sie zu lesen. Von Zeit zu Zeit erscheinen etliche elende Bücher von Religions-Streitigkeiten zwischen den Katholicken und Protestanten, aber sie sind so erbärmlich geschrieben, daß sie, wenn man nicht sonst schon dergleichen Schriften in ganz Europa überdrüßig worden wäre, ganz unfehlbar diese Wirkungen hervorbringen würden. Wäre ich ein Fürst, so würde ich, um es meinen Unterthanen anzugewöhnen, daß sie an Religions-Streitigkeiten einen Mißfallen haben sollten, etliche solche Bücher voll Streitigkeiten, die von Dänischen Geistlichen geschrieben worden sind, übersetzen lassen, und die Verordnung geben, daß man in jeder Familie alle Tage eine Seite daraus lesen sollte.

Uberhaupt sind in diesem Lande die Layen eben nicht viel gelehrter, als die Geistlichen. Dänemark hat ehemals sehr große Männer aufzuweisen gehabt. Tycho de Brahe ** jener berühmte Mathematiker,

* Memoires de Mr. Moleswort, &c. pag. 381.

** Vastum illud & admirandum *Tychonis Brahei* ingenium crevit, & se ad famam protulit, postquam inusitato ante ceteros conatu ipsum cœlum nova astronomia illustrasset.

Jo.

von deſſen Himmels-Syſtem du Nachricht haſt, der geſchickte Arzt Bartholin, der berühmte Anatomiſte Borichius, der große Gelehrte Saxo Grammatikus, und Andreas Vellejus, ein Mann, deſſen Wiſſenſchaften einen überaus großen Umfang gehabt haben, ſind lauter Dänen. Seit dem Tode dieſer berühmten Gelehrten, ſind die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften in den allererbärmlichſten Zuſtand gerathen. Ein alberner und lächerlicher Stolz verleitet die Adelichen, daß ſie die Wiſſenſchaften verachten, und ſich aus den Leuten, die ſich damit beſchäftigen, wenig oder gar nichts machen. Uber dieſes iſt das Elend, und die Armuth, worinnen ſich die Dänen meiſtentheils befinden, ſo beſchaffen, daß den Leuten die Luſt ziemlich vergehet, ſich den ſchönen Wiſſenſchaften zu widmen. Man ſpricht wohl freylich immer, die Noth ſey eine Mutter des Fleißes. Aber dieſe Noth muß nur nicht bis auf das äuſerſte getrieben werden. Auſſerdem ſchwächt ſie den Verſtand nicht nur, ſondern ſie ſchläget ihn auch ganz und gar darnieder. Folglich hat man keinen Grund, die Unwiſſenheit, die in Dänemark heut zu Tage herrſchet, dem dortigen kalten Himmelsſtriche zuzuſchreiben *; da in dieſem Lande zu andern Zeiten ſehr große Männer aufgeſtanden ſind, und die natürlichen Gaben der Dänen, wie dieſes ein deutſcher Kunſt-

Jo. Juſti van Einem Gœttingenſis, Commentariolus Hiſtorico - Litterarius de Fatis Eruditionis apud potiores Orbis gentes Cap. V. de Fatis eruditionis ap. Danos. pag. 39.

* Ingenia Danorum, etſi cœlum moleſtis Boreæ torpentibus flatibus incumbat, ad omne genus diſciplinarum paratiſſima ſunt. Heic *Saxo Grammaticus*, heic *Andreas Vellejus*, viri ingentis eruditionis, originem hauſerunt. *Id. Ibid.*

Kunstrichter anmerket, sich sehr geschickt befinden, um es in allen Wissenschaften weit zu bringen. Wenn es an gelehrten Leuten fehlet, so hat man es bloß diesem zuzuschreiben, daß man sie so gar wenig in Ehren hält. Der Verstand verliert allemal bey einer Nation seine Munterkeit, wo er weder durch die Hofnung Ehre zu geniessen, noch durch die Erwartung einer Belohnung ermuntert wird.

In Koppenhagen befindet sich eine Universität, welche weder reich ist, noch hoch geachtet wird. Wenn man Geld vonnöthen hätte, so könnte es wohl gar einmal dahin kommen, daß man sie völlig eingehen liesse, und die Einkünfte derselben mit den Königlichen vereinigte, wie man es vor etlichen Jahren mit der Universität zu Soröe gemacht hat. Diese Universität, die noch weit ansehnlicher war, und viel beträchtlichere Einkünfte hatte, als jene in Koppenhagen, wurde plötzlich in eine kleine Schule verwandelt, wo man gegenwärtig Unterricht in den Grundsätzen der Sprachkunst giebt, weil es der Hof für gut befand, sich die Einkünfte davon zuzueignen.

Man siehet es gar deutlich, daß die Dänen eben nicht mitleidiger, als gelehrt sind, und für ihre Siechhäuser eben nicht mehr Sorge tragen, als für ihre Universitäten. Ehemals waren unterschiedene öffentliche Häuser hier und da im Lande herum zerstreuet, wo arme Kranke gepfleget und gewartet werden konnten. Mit den Einkünften dieser Siechhäuser ist es eben so, wie mit den Einkünften der Universität Soröe gegangen. Das möchte noch endlich seyn, daß die Dänen keine Gelehrten unter sich ha-

ben wollen. Sie dürfen es nur immer so machen, wie wir itzt sehen, so werden sie ihren Endzweck mit leichter Mühe erreichen. Aber daß sie verlangen, es sollen unter ihnen auch keine Kranken seyn, dieses achte ich schlechterdings für unmöglich, sonderlich bey solchen Leuten, die sich mit so gar schlechten Nahrungsmitteln behelfen. Anstatt die Siechhäuser abzuschaffen, hätte man die Universitäten, die man hat eingehen lassen, in Krankenhäuser verwandeln sollen.

In meinen Briefen von den Schweden habe ich dir bereits gemeldet, was man von den Dänischen Kriegsvölkern zu halten habe, die itzt um einen grossen Theil schlechter sind, als sie in den vorigen Zeiten waren. Ein Deutscher behauptet *, die Adelichen wären Schuld daran, daß die Dänen jene Tapferkeit, die unter ihren Vorfahren so gemein war, wodurch sie sich in ganz Europa Furcht und Hochachtung

* Danorum veterum fortitudo magna & præclara fuit; Nam victrix & bellicosa natio omnem pene Europam, armis suis pervasit, magnamque ejus partem vi subegit. Sed hodie virtus illa bellica multum elanguit, dum remollescentes Danorum animi ad horrorem armorum trepidant, & ad lucra mercesque potius inclinant. Id artibus nobilium effectum est, qui, quum Rempublicam omnem ad se rapuissent, populum enervandum sibi imbellemque reddendum putarunt, ne armis arreptis importunos illos rectores a cervicibus suis depelleret. Hinc populum ab armorum tractatione arcere, & bella peregrino gerere milite cœperunt. Quibus rebus factum est, ut vetus illa armorum ferocia paulatim intepescceret, & tandem concideret. *Jo. Justi van Einem Gœttingensis* Commentariolus Historico-Litterarius de fatis eruditionis apud potiores Orbis gentes. Cap. VI. de Fatis eruditionis apud Danos pag. 39.

tung zuwege gebracht, und einen großen Theil davon erobert hatten, nicht mehr besitzen. Dieser Schriftsteller spricht, die Liebe zu der Handlung, die man den Einwohnern von Dänemark beygebracht, habe sie zu feigen und furchtsamen Leuten gemacht. Diese Veränderung hat sich der Adel auf eine geschickte Weise zu Nutzen gemacht, um sich das Volk unterwürfig zu machen, und es in die Sklaverey zu versetzen; Welches er nicht würde haben thun können, wenn die Bürger und Bauern von ihren Voreltern die Tapferkeit geerbet hätten.

Das, was dieser Deutsche saget, kommt mir als sehr vernünftig vor, und die Erfahrung rechtfertiget seine Meynung alle Tage. Die Ausländer, die gegenwärtig in Dänemark herumreisen, und die Gemüthsart und Tapferkeit der alten Einwohner dieses Königreichs aus der Geschichte kennen, wundern sich alle über den erstaunenden Unterschied, der sich zwischen den alten, und den neuern Dänen findet. „Das gemeine Volk in Dänemark, spricht „ein Engelländer, der auf Reisen gewesen ist, hat „wenig Verstand, und ist nicht so kriegerisch, wie „ehemals. Es ist sehr geneigt zu betrügen, und „stehet immerfort in dem Verdachte, daß ein anderer Lust hat, es zu betrügen. Daher entfernet „es sich nicht gern von dem Wege, den es sich einmal angewöhnet hat. Wenn man ihm auf eine „Sache, welche ordentlicher Weise nicht zu verkaufen ist, viel Geld bietet, so wird es sich weigern, „dieselbe zu geben, weil es den Verdacht heget, „man habe durch einen solchen Kauf Gelegenheit „etwas ansehnliches zu gewinnen; Und diesen Ge-

„winn

» winn hoft es ausfindig zu machen, ob es gleich
» davon nichts weiß. «

Hier siehest du also, liebster Yn-Che-Chan, daß alle Nationen mit einer gewissen Übereinstimmung von den neuern Dänen einerley Sache sagen. Die Deutschen reden in diesem Stücke gerade so, wie die Engelländer, und die Engelländer wie die Franzosen. Hier ist der Ort, wo man das gemeine Sprichwort der Europäer anwenden kann: Des Volks Stimme ist Gottes Stimme, oder eine allgemeine Rede ist untrüglich. Es ist unmöglich, daß so viele verschiedene Nationen sich vereinigen sollten, um eine Lügen zu bestätigen, und dieselbe für eine Wahrheit ausgeben zu wollen.

Hat es mit dem Grundsatze, den ich hier annehme, seine Richtigkeit, wie ich denn glaube, daß darwider nichts einzuwenden ist, so folgt daraus, daß die Dänen im höchsten Grade dem Trunke ergeben sind, und daß keine Nation in so grosser Menge trinket, als die Dänen, wie wir hievon das einstimmige Geständniß der Engelländer und der Deutschen haben, die in der Kunst zu trinken erfahrne Meister, und im Stande sind, von demjenigen, was das Übermaaß im Essen und Trinken anlangt, einen entscheidenden Ausspruch zu thun. Erstlich wollen wir davon einen Deutschen reden hören, der sich auf die Glaubwürdigkeit eines Schottländers beruft, wenn er beweisen will, daß es mit der Trunkenheit in Dänemark viel weiter, als in Deutschland getrieben wird. » Die Dänen *, spricht er, sind zu dem Feh-
» ler

* Denique in convivia & ebrietatem propensiores sunt,
ut

» ler sich zu betrinken so sehr geneigt, daß sie nach
» dem Zeugnisse des Barklay in der Ausschweifung,
» die sie mit dem Weine machen, die Deutschen un-
» endlich weit übertreffen « Nunmehr will ich dir auch erzählen, was ein Engelländer davon saget.
» Die Dänen sind dem Trunke sehr ergeben. Die
» Getränke, die unter den vornehmen Leuten am
» stärksten gebrauchet werden, sind der Rhein-Wein,
» der Kirsch-Brandtewein, und alle Französischen
» Weine. Die Mannspersonen sind überaus große
» Liebhaber von Weine, und das weibliche Geschlecht
» ist ihm eben auch nicht gram. Das gemeine Volk,
» das etliche Groschen übrig hat, die es zu seinem
» Vergnügen anwenden kann, verthut dieselben in
» schlechtem Biere, oder Brandtewein, der aus
» Gerste gemacht ist. «

Hieraus siehest du nun wohl, werthester Yn-Che-Chan, daß Edelleute, Bürger, Bauern, Weiber, Mädgen, und Knaben, kurz, alles in Dänemark trinket, und noch dazu stark trinket. Es ist nicht anders, als wenn ich die Dänen für großer Freude über ihre Trunkenheit zu andern Nationen, die ihnen ihre große Liebe zum Trunke vorwerfen, sagen hörte,

Die Erde trinkt den Thau, die Bäume saugen Erde
Das Meer verschluckt die Luft, die Sonne trinkt das Meer,
Der Mond der Sonnen Stral, was scheltet ihr mich sehr,
Ihr

ut & in Dania Germaniam perpotandi studio superari Barclaius adfirmet, *Id.* lb. pag. 40.

Ihr Freunde, wenn ihr mich, weil ich oft durstig werde,
Auch gerne trinken seht,
Daß mir der Durst vergeht * ?

Dieses Liedchen des Anakreon können alle Leute, welche gern trinken, zu ihrer Entschuldigung brauchen. Wahr ist es, daß man dagegen antworten könne, daß nicht alle Leute nach dem Geschmacke dieses alten Dichters lustige Brüder sind. Ich will es gar nicht in Abrede seyn, sondern bekenne es vielmehr, daß man besonders in Dänemark viel Trunkenbolde, aber unter diesen wenig, oder gar keinen Anakreon findet.

Lebe wohl. Nächster Tage werde ich von hier abreisen, um mich nach Holland zu begeben. Daselbst hoffe ich ein Schiff anzutreffen, worauf ich in mein werthes Vaterland zurückkehren, und daselbst nach einer langen Reise das Vergnügen haben werde, dich zu umarmen.

Koppenhagen. ——

* Ἡ γὴ μέλαιναν πίνει,
Πίνει δὲ δένδρε αὐτὴν,
Πίνει θάλασσα δ' αὔρας
Ὁ δ' ἥλιος θάλασσαν,
Τὸν δ' ἥλιον σελήνη.
Τί μοι μάχεσθ' ἑταῖροι
Κ' αὐτῷ θέλοντι πίνειν;

Anacr. Od. XIX.

Der hundert und acht und zwanzigste Brief.

Sioeu-Tcheou, an Yn-Che-Chan.

In meinem leztern Briefe versprach ich dir, werthester Yn-Che-Chan, dir dasjenige zu erzählen, was mir noch von den Sitten und Gebräuchen der Juden bekannt ist. Dieses mal will ich meinem Versprechen Gnüge leisten. Dieses Volk feyert neun Tage lang ein Fest, das es Passah heißet, zum Andenken des Ausganges aus der Sklaverey, die es ehemals in Aegypten zu erdulten gehabt. Wenn die Zeit dieses Festes herbey kommt, so versorget sich ein jeder Hauß-Vater mit einer gewissen Menge von dem reinsten und schönsten Getreyde, um sich, und seine Kinder die Zeit über, da es währet, davon zu ernähren. In derselben Zeit würde sich auch der ärmste Jude nicht unterstehen Brod zu essen, das etwan von geringem Getreyde gebacken ist, und derjenige, der einen solchen Fehler wider das Gesetz begehen wollte, würde ganz gewiß für einen Religions-Verächter angesehen werden.

Damit das Mehl, aus welchem man das Brod zu dem Passah-Feste backen will, desto reiner und sauberer seyn möge, so schütten die Juden ihr Getreyde, wenn sie es in die Mühle schaffen, und mahlen lassen wollen, in rein ausgewaschene Säcke. Der Mühlstein, den sie dazu nöthig haben, muß ganz vom neuen gehauen, und gar noch nicht gebraucht worden seyn.

Die Reinlichkeit der Juden bey der Heranna-hung des Passahfestes ist nicht blos auf ihr Brod eingeschränket. Sie reinigen ihre Häuser, die sonst immer sehr schmutzig, und voll übeln Geruches sind, mit ganz besonderer Sorgfalt. Das Geschirr, das sie in ihrer Wirthschaft haben, scheuern und reiben sie aus allen Kräften ab, und wenn sie denken, es sey zur Gnüge gewaschen, so tragen sie es zu ihren Rabbinen, die es Stück vor Stück genau durchse-hen, und den Ausspruch thun, ob es gut oder schlecht gereiniget sey. Mich dünkt, das Amt eines Beschauers, und Beurtheilers der Schüsseln, Tel-ler und Kessel würde sich noch besser für die Mägde der Rabbinen, als für die Herren selbst geschicket haben. Selten verstehet eine Mannsperson, die mit den Büchern umgehet, so gar viel von Sachen, die zu der Wirthschaft gehören. Ich bin versichert, unsere Lettreen sind in der Kunst, von der Reinig-keit der Kochtöpfe zu urtheilen, nicht sonderlich be-wandert, und den Gelehrten, die ich in Europa ha-be kennen lernen, traue ich in diesem Stücke eben auch keine große Wissenschaft zu.

Man kann gar nicht leugnen, daß die Jüdische Gewohnheit, das Küchengeschirr zu den Rabbinen zu tragen ziemlich kindisch ist. Immittelst hat doch ein neuerer Bischof in diesem Gebrauche alle die vornehmsten Grundwahrheiten des Christlichen Glaubens entdecket. Du würdest wohl kaum ge-glaubet haben, werthester Yn-Che-Chan, daß die Europäischen Bischöffe ihre Religion auf die Brat-spieße, und Bratenpfannen der Juden gründen. Gleichwohl ist nichts zuverläßiger, als dieses, und der

Bischoff

Bischoff, den ich itzt meyne, hat mit dem Beweise dieser Wahrheit drey ganze grose Seiten voll geschrieben. Ich will hier etwas von dem einrücken, was er über diesen Gegenstand saget. Hieraus wirst du ohngefähr urtheilen, was für eine Bewandniß es mit dem Witze der großen Gottesgelehrten in Italien hat. Denn der gegenwärtige soll einer von den vornehmsten heißen. „ Diese Juden, spricht „ er *, die ihre Häuser das ganze Jahr hindurch „ in Unreinigkeit, Gestank und Unflath stehen las„ sen, und dieselben zu ihrem Passah-Feste auf das „ beste reinigen, so gut ihnen nur möglich ist, stel„ len uns den Sünder vor, der sich eine lange Zeit „ in dem Schlamme der Laster herumgewältzet, und „ sich in einem unsaubern, beschmutzten, und stin„ kenden Wohnplatze vor dem Angesicht des HErrn „ befunden hat, und der nunmehr anfängt, die La„ ster und Sünden mit Füßen zu treten, und mit „ einem Lichte überall in allen Winkeln seines Her„ zens herumzusuchen, um zu sehen, ob noch irgend „ wo Koth und Unflath verborgen lieget, damit „ das ganze Hauß seines Gewissens rein und sauber „ ausgefeget werde, und derjenige, der die Herzen „ reiniget, darinnen wohnen könne, nachdem der „ böse Geist ausgetrieben, und fortgejagt worden „ ist, und die aus demselben endlich herausgeschaf„ ten Unreinigkeiten in das Feuer geworfen wer„ den, ohne daß nur die mindeste Spur einer Sün„ de zurück bleibet; um soviel mehr, da das ganze „ Hauß allemal unfläthig und garstig bleibet, wo-

* Les Jours Caniculaires de *Simon Majole, Evêque de Volture* Tom. III, pag. 150.

„ ferne das innwendige desselben nicht wohl gere-
„ niget ist, in dessen Ermangelung es nicht eine ge-
„ ziemende Wohnung Gottes werden kann.“

Es würde dir, wertheſter Yn-Che-Chan, wohl schwerlich eingefallen seyn, daß der Gebrauch, am Abend vor einem Feste ein sehr unsauberes Hauß auszufegen, die Nothwendigkeit eine Seele von dem geistlichen Unflathe zu reinigen, und sich von allen seinen Sünden frey zu machen, andeuten, und tausend andere schöne Sachen mehr vorbilden soll. Aber alles dieses heißt noch gar nichts, und die Abwaschung der Schüsseln und Teller zielet noch auf viel wichtigere Geheimnisse, als die Ausfegung des Hauses. „ Die Juden, schreibet der gelehrte, und
„ mit sinnreichen Einfällen angefüllte Bischof, wa-
„ schen und scheuern, wenn das Passah herannahet,
„ ihr gewöhnliches Geschirr, und vorzüglich das-
„ jenige, worauf sie essen, und woraus sie trinken.
„ Sie lassen nicht nach, bis sie alles, und sogar das
„ Holz rein abgewischet haben, und brauchen es
„ nicht, so lange das Fest währet, welches uns zur
„ Lehre dienet, daß wir, die wir Christen sind, die
„ Handlungen und Beschäftigungen, die ohne Sün-
„ de, oder zum wenigsten ohne Gefahr zu sündigen
„ nicht geschehen können, und alle andere Dinge,
„ wodurch wir ein Aergerniß geben, List und Be-
„ trug in unserer Arbeit, Handthierung, Urthei-
„ len, Rathschlägen, und Geldwucherey unterlassen
„ sollen. *)“

Hät-

* Ebendaselbst pag. 151.

Hättest du es wohl jemals errathen, liebster Yn-Che-Chan, daß die Christen deßwegen keine Wucherer seyn, und von allen solchen Handthierungen, wodurch der Nächste übervortheilet wird, ablassen sollen, weil die Juden ihr Geschirr waschen? Hier hast du also, werthester Yn-Che-Chan, etwas, welches solche einfältige Leute, wie wir, in der Welt nimmermehr errathen haben würden. Den Nazaräischen Bischöffen allein gebühret die Ehre, daß sie in Sachen, die so gering und gleichgültig scheinen, herrliche Vorschriften entdecken können. Aber dieses ist gar nichts wunderliches. Denn die Bischöffe werden von dem heiligen Geiste erleuchtet. Sie versichern mit der grösten Zuversicht, daß sie sich niemals betrügen, auch nicht einmal alsdenn, wenn sie unter einander nicht einerley Meynung sind.

Wir wollen zu dem Geschirre der Juden zurückgehen, und sehen, was der berühmte Europäische Lehrer für wunderschöne Dinge daraus entdecket. „ Was das Geschirr anlangt, spricht er, *) welches „ die Juden nicht nur waschen, sondern auch, wenn „ dieses geschehen ist, zu ihren Rabbinen tragen, „ um dieselben darüber urtheilen zu lassen, so soll „ uns dieses vorstellen, daß ein Mensch, wenn er „ auch gleich sich durch die Buse von seinen Sünden gereiniget hat, dennoch zu dem Priester gehen, und ihm seine Sünden völlig, und „ demüthig bekennen soll, damit er, wenn der Priester ihn dazu für würdig achtet, bey der Hochzeit „ des Lammes erscheinen und daran Theil nehmen

* pag. 152.

» möge, und dieses ist das, was der Heilige Pau-
» lus saget: " Der Mensch aber prüfe sich selbst,
und also esse er von diesem Brodte, und trinke
von diesem Kelche.

Es gehöret in der That, wertheſter Yn-Che-Chan, eine vorzügliche Geschicklichkeit dazu, wenn einer auf eine so gar sinnreiche Weise einen unwiderſprechlichen Beweiß zur Bestätigung der Ohren-Beichte suchen will. Welcher Geistliche Streiter unter den Protestanten wird nicht durch den Einwurf von dem wohl gewaschenen Geschirr der Juden auf einmal zum Stillschweigen gebracht werden? Welcher wird bey solchen Umständen sich getrauen zu leugnen, daß ein Mensch, wenn er auch gleich sich durch die Buße von seinen Sünden gereiniget hat, dennoch zu dem Prieſter gehen, und ihm seine Sünden völlig, und demüthig bekennen solle? Die Buße und die wahrhafte Reue darüber, daß man die Gottheit beleidiget hat, ist nach der Meynung des Italienischen Bischoffs der Scheuerwisch, dessen sich die Jüdische Magd um den Kochtopf auszuscheuern bedienet hat, und der Prieſter ist der Rabbine, der die Besichtigung anstellt, ob nicht auf dem Boden des Topfes noch etwas zurück geblieben ist.

Die Juden, werther Yn-Che-Chan, haben in Ansehung ihres Wirthschafts-Geräthes und Küchen-Geschirres noch unterschiedliche andere Gebräuche, welche unserm Bischoffe Gelegenheit gegeben haben, tausenderley andere schöne Anmerkungen zu machen. Erstlich wollen wir die Gebräuche der Juden beſehen,

hen, und hernach auch hören, was für Erklärungen der Italienische Bischof darüber macht. Wenn die Rabbinen das Geschirr, das man ihnen vorleget, sorgfältig besichtiget haben, so thun sie es in ein Fischer-Nez, und tauchen es in einen, mit siedendem Wasser angefüllten Kessel. Sodann ziehen sie es wieder heraus, und schütten kaltes Wasser darüber, wobey sie das Wort: Richtig, dreymal aussprechen. Wenn dieses geschehen ist, so nimmt der Eigenthümer sein Geschirr wieder mit sich, und spület es in einem Bache ab, dessen Wasser helle und laufend seyn muß.

Nachdem die Schüsseln, Teller, Kessel, Kochtöpfe und dergleichen vollkommen gereiniget worden sind, so waschen und fegen die Juden ihr Hauß von oben biß unten noch einmal. Ein jeder Hauß-Vater läßt es an dem, was sein Weib, Kinder und Gesinde dabey gethan haben, noch nicht genug seyn, sondern gehet selbst herum, und siehet nach, ob alles in gehöriger Ordnung ist. Er zündet ein Licht an, und durchwandert sein ganzes Hauß von dem Keller biß auf den Boden. Da ist auch kein einziger Winkel, den er nicht etliche male durchsuchet. Findet er von ohngefähr etwas Unflath, so fasset er ihn zusammen, wirft ihn in das Feuer, und läßet ihn zu Asche verbrennen.

Hier hast du, wertheſter Yn-Che-Chan, eine Menge abergläubischer Gebräuche, die zum Theil aus den Schriften der Rabbinen entlehnet sind; Und diese Leute sind ordentlicher Weise voller seltsamer Einfälle, und aus lauter unnützen Grillen

zusammen gesetzet. Laß uns nun auch sehen, was für herrliche Lehren der Italienische Bischoff daraus ziehet, und was für witzige Erklärungen er darüber macht: Wenn das ganze Geschirr, spricht er, * in einen Kessel voll siedenden Wassers eingetaucher wird, so soll es die Bedeutung haben, daß ein Sünder, wenn er seine Sünden dem Beicht-Vater bekennet, zu solcher Zeit die schwere Last der Laster auf sich ladet, und daß er den Zorn Gottes, den er wohl verdienet hat, und der durch jenen kochenden Topf oder Kessel verstanden wird, wovon in dem Propheten Jeremias stehet, ich sehe einen siedenden Topf, fühlet und erkennet. Nicht wahr; liebster Yn-Che-Chan, diese neuen Beweise, von der Nothwendigkeit der Ohren-Beichte sind ganz vortreflich; und der Bischoff hat die Aehnlichkeit zwischen dem himmlischen Zorne, und dem siedenden Topfe überaus wohl errathen? Nicht wahr; der Prophet Jeremias, und der Topf, den er kochen siehet, sind hier an dem rechten Orte angeführet? Aber ich will dir noch etwas feineres, noch etwas sinnreicheres, noch etwas gelehrteres sagen, das in der Gewohnheit steckt, da der Rabbine das Geschirr in siedendes Wasser eintauchet. Es sind darinnen alle die grösten Geheimnisse der Christlichen Lehre vollkommen enthalten. Man findet darinnen die Rechtfertigung des Sünders, die Dreyeinigkeit, und den Tod des Gesetzgebers der Christen. Vielleicht denkest du wohl etwan, da du von dem Glauben der Christen eine vollkommene Känntniß hast, und weißt, was für Hochachtung die

* Ebendas. pag. 152.

die Europäer gegen ihre Geheimnisse bezeigen, es könne gar nicht möglich seyn, daß sie sogar ausschweifen, und die Aehnlichkeit derselben in den läppischen Gebräuchen der Rabbinen zu finden glauben sollten. Gleichwohl kannst du dich darauf verlassen, daß ich dir vollkommen die Wahrheit sage. Hieraus kannst du wohl den Schluß machen, daß nicht leicht ein ungereimter Gedanke ist, den sie sich nicht einfallen lassen. Hier haben wir nicht etwan einen nichtswürdigen Schriftsteller, einen Verfasser ohne Namen, und Ehrentitel vor uns, der diese wunderschönen und seltenen Sachen entwickelt. Es ist ein berühmter Bischoff, von welchem sogar seine Herren Mitbrüder, die übrigen Italienischen Prälaten, an unterschiedenen Orten viel Rühmens gemachet haben. Hier will ich dir sagen, wie er sich über diesen Punkt vernehmen lässet. *) „ Wenn der Rab„ bine dieses Geschirr aus dem siedenden Wasser „ herausziehet, kaltes Wasser darüber weggiesset, „ und hernach das Wort Recht, oder Richtig, „ dreymal ausspricht, so bedeutet dieses, wie der „ Priester uns ankündiget, daß er uns aus den sie„ denden und den Zorn-Gefäßen herausziehet, und „ daß er uns von dem Zorne Gottes befreyet, in„ dem er das Wasser der Absolution über uns aus„ schüttet, und uns unsere Rechtfertigung durch „ dreyerley Dinge, nemlich durch die Barmherzig„ keit Gottes des Vaters, durch die Genugthuung „ seines Gesalbten, und durch die Gnade des heili„ gen Geistes kund thut. “

Es war für den Bischoff noch nicht genug, daß er in der Handlung der Rabbinen, da sie ein paar

* Ebendaselbst pag. 153.

schlechte zinnerne Teller in einen mit Wasser angefüllten Kessel eintauchen, so viele herrliche Dinge fand. Es muste auch ferner noch erkläret werden, was für eine Bedeutung diese, aus dem siedenden Wasser herausgezogenen, und wiederum in laufendes Wasser eingetauchten, Teller hätten. Hier ist diese lehrreiche Erklärung. * „Dieses Geschirr „ wird in laufendes Wasser eingetauchet, um uns „ vorzustellen, daß wir armselige Sünder, ob wir „ wohl durch die Buse, und durch das Verdienst „ JEsu Christi von aller Unsauberkeit gereiniget „ worden sind, gleichwohl uns nicht soviel auf uns „ selbst einbilden dürfen, als ob wir GOtt eine „ völlige Gnüge geleistet hätten, sondern daß wir „ unsere Sünden noch immer beweinen sollen. So „ haben es David, die Magdalena, und der heili„ ge Apostel Petrus gemacht. Denn nachdem sie „ die Vergebung ihrer Sünden erlanget hatten, so „ haben sie doch immer nicht unterlassen, ihre be„ gangenen Uebertretungen zu beweinen, und das „ Andenken davon mit einer bittern Empfindung in „ ihren Seelen zu erneuern. Was nun also die „ Juden thun, wenn sie sich in der Woche vor dem „ Passah-Feste vorbereiten, dasselbe sollen die Chri„ sten aus einem desto stärkern Grunde sich empfoh„ len seyn lassen, indem sie ihre Seelen von allen „ Sünden reinigen. “

Ohne allen Zweifel hast du es wohl nicht vermuthet, liebster Yn-Che-Chan, daß die Reihe an den König David, die Magdalena, und den heili-

gen

* Ebendas. pag. 153.

gen Apostel Petrus kommen werde, hier zu erscheinen. Aber warum sollte sie der Bischoff nicht hier auf die Bahn gebracht haben, weil er bey Gelegenheit, da die Rede von einem Hause ist, das man auskehret, alle die verschiedenen Grade der Buse erkläret? Du kannst leicht denken, werthester Yn-Che-Chan, daß die Vergleichung des Besens, der die Zimmer auskehret, und der Beichte, welche in den Gewissen zu eben dem Gebrauche dienet, nicht vergessen worden sey. Aber wir wollen die eigentlichen Worte des Bischoffs selber hören: „Zween „Tage vor dem Passah-Feste fegen die Juden ihre „Häuser noch einmal aus. Und wir sollen eben„falls unsere Herzen und unsere Gewissen reini„gen, und sorgfältig nachforschen, ob nicht etwan „einiger Unflath darinnen übrig ist; Wir sollen „betrachten, ob wir etwan von neuem in Sünden „gefallen sind, und sodann uns vermittelst der „Buse und Beichte davon reinigen, aus Furcht„der Rückfall möchte sonst noch ärger seyn, als die „vorhergehende Krankheit.“

Endlich muß ich dir noch sagen, was der Hauß-Vater zu bedeuten hat, wenn er mit Hülfe eines Lichtes den Unrath aufsuchet, den seine Magd irgend vergessen haben kann, und wenn er das, was er etwan findet, in das Feuer wirft. „Der Hauß„Vater,“ sind die Worte des Italienischen Prälaten, „zündet ein Licht an, und gehet in seinem „ganzen Hause herum, damit er sehen möge, ob „etwan da, oder dort noch etwas Unflath zurück„geblieben ist. Und wir sollen unsere Herzen ge„nau ausforschen, und uns selbst prüfen, über un-

„ sere Sünden betrübt seyn, und sie in wahrem „ Vertrauen auf Christum bekennen.“

„ Gleichwie aber die Juden denjenigen Unflath, „ der noch in ihren Häusern zurückgeblieben ist, in „ das Feuer werfen, und endlich ihre Häuser auf „ das bevorstehende Fest völlig reinigen, also sollen „ auch wir alle Sünden, sowohl Tod- als Schwach- „ heits-Sünden, von uns ablegen, uns ihrer entle- „ digen, sie in den Wind werfen, und in Staub „ verwandeln, mit dem festen Vorsatze, daß wir „ uns unter der Hoffnung der göttlichen Gnade „ nicht wieder zu ihnen wenden wollen.“ *

Ich würde nicht fertig werden, liebster Yn-Che-Chan, wenn ich an alle diejenigen Entdeckungen gedenken wollte, welche der Christliche Bischoff in den Gewohnheiten, welche durch die Rabbinen erfunden und verordnet worden sind, gemachet hat. Dieses heißt man, die eigentliche und beste Kraft aus den Sachen heraus ziehen, und niemand, als ein Gottesgelehrter, und Verfechter der Wahrheit in Italien ist so geschickt, daß er die Kunst verstehet, aus Jüdischen Gebräuchen, welche beynahe alle in den neuern Zeiten erfunden worden sind, und mit den ehemaligen Gebräuchen der alten Israeliten nichts gemein haben, Beweise für die Christliche Lehre heraus zuziehen.

Die gelehrte Art, nach welcher dieser über den Alpen wohnende Bischoff die Rabbinischen Vorschriften erkläret, und die günstige Auslegung, die er

* Ebendas. pag. 154.

er ihnen gegeben hat, bringet mich auf den Einfall, daß es ganz wohl angienge, dem gemeinen Volke anstatt der Bibel, die man ihm besonders in den Uebersetzungen der bekannten, und gewöhnlichen Sprachen zu lesen auf das strengste untersaget, die Erlaubniß, ja sogar die Verordnung zu geben, daß sie den Talmud lesen sollten. Man dürfte es nur etwan einem berühmten Gottesgelehrten, der die Fähigkeit des Bischoffs von Volture, Simon Majole, besäße, auftragen, von dem Talmud eine richtige Uebersetzung zu liefern, und vortrefliche Anmerkungen nach Art der gründlichen Erklärungen, die wir eben itzt nach der Reihe betrachtet haben, beyzufügen. Es wäre doch wohl nichts unmögliches, diesem Buche über lang oder kurz in Frankreich sowohl, als auch anderwärts Liebhaber zu verschaffen, und die Jesuiten könnten sie den Leuten statt der Uebersetzung und der Anmerkungen des Qvesnel in die Hände geben, da sie die letztere mit so gar groser Strenge haben verbieten lassen, ob sie wohl von den Büchern der Schüler des Christlichen Gesetzgebers in der That die schönste und getreueste Uebersetzung ist, die man in französischer Sprache aufweisen kann. Dieser Scherz mag genug seyn, lieber Yn-Che-Chan. Würde man nicht eben so gut das Recht haben, den Italienischen Bischoff seiner Erklärungen wegen, also anzureden, wie ein Prälat von eben dieser Nation einen Dichter, der ihm seine Schrift übergab, anredete: Dove diavolo, Signor Arioſto, avete pigliate tante cojonerie, Wo Teufel haben sie, mein Herr Arioſt, solche Lappereyen hergenommen? Es hat seine vollkommene Richtigkeit, daß die Mährgen und Träume-

reyen, die den Dichtern und Erfindern kurzweiliger Erzählungen verstattet sind, den Gottesgelehrten und Weltweisen unter vernünftigen Leuten untersaget werden sollten, weil diese den Ruhm haben wollen, daß sie sich niemals von der Vernunft und der Wahrheit entfernen. Die Thorheiten und Träumereyen des Italienischen Prälaten sind Ursache, daß ich in der Beschreibung von den Gebräuchen der Juden gestöret worden bin. In meinem fünftigen Briefe werde ich sie weiter fortsetzen. Lebe wohl.

Dreßden. ——

Der hundert und neun und zwanzigste Brief.

Sioeu-Tcheou, an Yn-Che-Chan.

Das Passah, oder Osterfest der Juden, wovon ich dir in meinem vorhergehenden Briefe, werthester Yn-Che-Chan, noch nichts habe sagen können, weil mich die lächerlichen Anmerkungen des Italienischen Bischoffs daran hinderten, nimmt den vierzehenden Tag des März-Monats bey der Sonnen-Untergang seinen Anfang. Zu derselben Zeit begeben sie sich in den schönsten und prächtigsten Kleidern, die sie nur besitzen, in ihre Synagoge, und beten daselbst folgendes Gebet: „Wir preisen „dich, allmächtiger GOtt, daß du uns gewürdiget „hast, uns zu deinem Volke auszuersehen, und

„uns

„ uns unter allen Völkern zu erwählen, um uns
„ an deinem Erbe Antheil nehmen zu lassen. Du
„ hast uns dieses Freudenfest verordnet, in wel-
„ chem wir uns glücklich schätzen, daß wir in dei-
„ ner Kirche sind, und uns des Tages unseres Aus-
„ gangs und unserer Befreyung aus Egypten erin-
„ nern können.“ Wenn sie aus der Synagoge weggehen, so verfügen sie sich in ihre Häuser. Ordentlicher Weise ziehen sie daselbst neue weisse Kleidung an. Der Saal, auf welchem sie das sogenannte Oster-Lamm zu essen sich vorgenommeu haben, ist überaus schön aufgeputzt. Der Tisch ist mit einem seidenen Tuche gedecket, auf welchen man unterschiedene Lampen setzet. Auf einer einzigen Schüssel werden drey Brodte, die ohne Sauerteige gebacken sind, und über diese drey Brodte ein Theil von dem Osterlamme aufgetragen, welches gebraten, und mit einer Brühe zugerichtet wird, die aus bittern Kräutern und Saltzwasser gemacht ist. Diese Art eine Schüssel anzurichten, hat eine grosse Aehnlichkeit mit derjenigen, über welche ein gewisser französischer Dichter seinen Spott hat, indem er ein schlechtes Gastmal beschreibet! Ueber einem Haasen, spricht er, welcher drey dürre, magere junge Hüner an seiner Seite hat, lagen zwey Kaninichen, Thiere, die in den Häusern wohnen, und als solche, die von ihrer zarten Jugend an in Paris erzogen waren, noch nach dem Kohle rochen, mit welchem sie gefüttert worden. *

Wenn

* Sur un liévre, flanqué de trois poulets étiques
S'elevoient deux lapins, animaux domestiques,
Qui dès leur tendre enfance élevés dans Paris
Sentoient encor les choux, dont ils furent nourris.

Boileau, Satyre IV.

Wenn das gebratene, und auf die drey Brodte gelegte Lamm aufgetragen ist, so setzen sich zuerst die Mannspersonen an den Tisch, und wenn ein jeder seinen Platz eingenommen hat, so kommt die Reihe auch an die Weibspersonen, sich zu setzen. Jedwede Person hat ihr eigen Glaß für sich, und man gieset in dieselben rothen Wein, denn man darf keinen weisen einschenken. Wenn das Glaß angefüllet ist, so singet man ein kleines Gebet, und trinket mit vieler Ehrerbietung und Bescheidenheit. Ist diese Feyerlichkeit vorüber, so wäschet der Hauß-Vater seine Hände, und nimmt von den drey ungesäuerten Broden dasjenige, welches im Mittel lieget. Dieses theilet er in zween Theile, wovon er den einen Theil hinter das Hauptkussen des Bettes, und den andern zwischen die übrigen zwey Brodte leget. Hernach nimmt er bittere Kräuter, die auf dem Tische liegen, und tauchet sie in Eßig ein, unter welchen Saltz-Wasser gegossen worden ist. Von diesen Kräutern isset er mit grosser Ehrerbietung, und giebt allen denen davon, die an dem Tische sitzen. Derjenige unter den Anwesenden, der das meiste davon isset, wird für den Heiligsten, für den Frömmsten, und für denjenigen geachtet, der am besten im Stande ist, seinen Sinnen wehe zu thun, immasen diese bittern Kräuter aus saltzichten Eßige ordentlicher Weise eben keinen sonderlich guten Geschmack haben.

Dieser seltsame Gebrauch, werthester Yn-Chan-Chan, dürfte vielleicht für miltzsüchtige Leute eine heilsame Sache seyn. Denn da alles, was süsse schmecket, ihnen nicht zuträglich ist, und hingegen bittere

bittre Sachen eine vortrefliche Arzney für den Magen sind, so würden sie in der Betrachtung der Regeln des jüdischen Glaubens gute Mittel für ihre Krankheit finden. Beynahe möchte ich auf die Gedanken gerathen, daß der Rabbine, welcher dergleichen Gebräuche zuerst angeordnet hat, einige kleine Anfälle von einem milzsüchtigen Wesen gehabt haben müsse. Wenn man nachforschet, was zu Stiftung dieser oder jener Gebräuche in gewissen Fällen Gelegenheit gegeben haben kann, so findet man immer gern, daß sie mit dem Charackter und der Gemüthsart des Stiffters in einem genauen Verhältnisse stehen.

Nachdem die Juden die bittern Kräuter so begierig, als ihnen nur möglich gewesen ist, verschlucket haben, so nehmen sie die ungesäuerten Brode, heben sie so hoch, als sie können, in die Höhe, und schreyen mit lauter Stimme: „Siehe dieses elende „ Brod, welches demjenigen gleich ist, das unsere „ Väter ehemals in Egypten gegessen haben. Die„ jenigen, welche solchen Hunger haben, wie jene „ hatten, mögen kommen und davon essen; Wem „ es daran fehlet, derselbe komme zu diesem Feste „ und nähere sich diesem Tische. Siehe das heil„ same und glückselige Jahr in dem Lande Israel. „ Wir sind gegenwärtig frey.“ Nach Verrichtung dieses Gebets nimmt der Haus-Vater eines von den ungesäuerten Broden, beisset in dasselbe, und fasset mit den Zähnen das gröste Stück an, das ihm nur möglich ist. Wenn ein Mensch bey dieser Gelegenheit ein rechtes grosses Maul hat, so kann dasselbe ihm bey der Vollstreckung dieser feyer-

lichen Handlung überaus gute Dienste thun. Die übrigen, die dem Feste beywohnen, beissen ebenfalls insgesamt mit einem heiligen Eifer in dieses Brod hinein. Wenn dieses verzehret ist, so nimmt der Haus-Vater ein anderes, bricht es von einander, und isset davon nebst einem grossen Rettige. So bald dieses geschehen ist, fallen er und alle Anwesende mit grossen Freuden-Bezeugungen auf ihre Sessel oder Armstühle.

In dieser Feyerlichkeit ist noch etwas aus dem Alterthume übrig. Denn in dem zweyten von den Büchern Mosis, worinnen die vornehmsten Lehren des Jüdischen Glaubens enthalten sind, stehet, daß die Juden bey dem Passah wilden Sallat * gegessen haben. Ich kann gar nicht begreifen, warum die Rabbinen diesen Sallat in Rettig verwandelt haben. Man saget, daß die Rettige stark den Urin treiben, und in dieser Absicht von den Aerzten angerathen werden. Sollte denn auch wohl einerley Ursache, die aus den bittern Kräutern eine Religions-Sache gemachet hat, eben so die Rettige zu einem heiligen Gebrauche gewidmet haben? Wer weiß, ob nicht gar etwan der Rabbine, der sie auf die Bahn brachte, den Stein gehabt hat?

Wenn die Feyerlichkeit mit dem Rettige vorüber ist, sodann essen die Juden gewöhnliche Speisen, wie sie sich derselben ordentlicher Weise zu bedienen pflegen. Am Ende der Mahlzeit holet der Haus-Vater dasjenige Stück Brod, das er in das Bette hinter das Hauptküssen geleget hat, und giebt allen An-

* Bittern Salsen, nach den 70. Dolmetschern πικρὶς, cichorea silvestris, Hindleuft, oder Wegwart. Uebers.

Anwesenden ein Stückgen davon. Derjenige, der von solchem Brode ganz trocken das meiste isset, denn es ist nicht erlaubet dabey zu trinken, damit der Geschmack davon fein lange in dem Munde bleiben möge, glaubet, daß er dafür in dem Paradiese einen desto grössern Lohn empfangen werde. Possierliche Weise an seiner Glückseligkeit in jener Welt zu arbeiten, indem man sich in der gegenwärtigen halb ersticket! Die Kraft dieses Brodes muß so gar groß eben nicht seyn, da ein Glas Wasser oder Wein sich sogleich wegschwemmen kann. Doch, es sey damit beschaffen, wie es wolle, wenn es gegessen ist, so thun die Gäste ein Gebet, und nach Endigung desselben giebt der Haus-Vater den Befehl, die Thüre des Saales, wo die Mahlzeit gehalten worden ist, zu öfnen. Hiermit kommt ein Mensch auf einem Esel hineingeritten, und sobald als die Anwesenden ihn gewahr werden, sagen sie mit lauter Stimme: „O HErr, breite deinen Zorn über die„ jenigen aus, die dich nicht kennen.“

Diese Feyerlichkeit ist den Europäern überaus anstößig. Sie sprechen, die Juden hätten bey den Worten, diejenigen, die dich nicht kennen, die Christen in Gedanken. Diese Klagen sind wunderlich. Wir wollen uns hier nicht in eine weitläufige Untersuchung einlassen, welche eine so übel gegründete Klage erfordern würde, wenn sie auch wahr wäre. Denn es ist doch wohl ganz natürlich, daß ein jeder in seinen Gebeten den Begriffen und Vorschriften seiner Religion gemäß handelt. Da nun die Juden vermöge der Ihrigen glauben, sie können die Christen nicht für Leute ansehen, welche die Gott-

heit wirklich erkennen, so können sie von ihnen beynahe nicht anders beten. Aber auch ohne dieses hat es seine Richtigkeit, daß die Juden weiter nichts thun, als daß sie eine Bitte wiederholen, welche die Europäer insgesamt unaufhörlich im Munde führen; ein Gebet, das von einem alten Propheten herrühret, dessen Gesänge die Christen eben so gut, als die Juden singen. Wenn es nun unrecht ist, also zu beten, wenn es eine unerlaubte Handlung ist, zu wünschen, daß GOtt Menschen strafe, indem man ihn bittet, seinen Zorn über diejenigen. die ihn nicht kennen, auszuschütten, wie kommt es denn, daß die Christen eben dasjenige thun, was sie an den Juden verwerfen? Entweder dieses Gebet ist unschuldig, oder es ist strafbar. Ist es unschuldig, so kann man es in allen Religionen beten; Ist es strafbar; so darf es in keiner einzigen gelitten werden.

Vielleicht hast du, wertheſter Yn-Che-Chan, ein grosses Verlangen zu wissen, was der Mensch zu bedeuten hat, der auf einem Esel sitzet, nnd sich in dem Saale, wo das Passahfest gefevert wird, mit einer gravitätischen Miene sehen lässet. Hierdurch wollen die Juden den Meßias anzeigen, den sie seit einer so langen Zeit erwarten. Das Thier, das sie demjenigen zu reiten geben, der ihren zukünftigen Befreyer vorstellet, wird dir vielleicht dem Stande desselben nicht wohlanständig zu seyn scheinen. Aber ohne Zweifel hat der Rabbine, von dem dieser Gebrauch erfunden worden ist, seine Absicht auf die Länge der Zeit gehabt, die nun schon verflossen ist, seitdem die Juden auf ihre Befreyung warten. Wer weiß, ob er nicht hierdurch den Ju-

den hat die Anweisung geben wollen, daß sie die Zeit ihrer Befreyung noch als sehr weit entfernet betrachten sollen, immasen ein Mann, der auf einem Esel reitet, dem Verstande nicht eben einen Begriff von einem Erlöser, der sehr eilfertig ist, darzustellen pfleget. Die Europäer sagen einmüthig, die Juden würden es weit besser gemacht haben, wenn sie diesen Menschen, anstatt eines Esels, auf ein hölzernes Pferd gesetzet hätten, weil sie auf denjenigen, den sie nun schon seit so vielen Jahrhunderten erwarten, und den sie zu der Zeit, da er sich sehen ließ, nicht für die rechte Person erkennen wollten, fernerhin bis an das Ende der Welt ganz umsonst und vergeblich warten würden.

Wenn es mit allen diesen mannichfaltigen Gebräuchen ein Ende hat, so ist es immer gern Mitternacht. Also legen sich die Juden zwar zu Bette, aber sie schlafen in dieser Nacht gar wenig. Sie wenden dieselbe Zeit viel edler und nützlicher an. Denn da ein jeder unter ihnen sich die Hofnung machet, die Zeit über, da dieses Fest gefeyert wird, den Meßias zeugen zu können, so lassen sie sich die Erreichung dieses Endzwecks aus allen Kräften, so viel ihnen nur möglich ist, angelegen seyn. Es kommt darauf an, wertheſter Yn-Che-Chan, ob die Jüdischen Weiber nicht wünschen, daß dergleichen Feyerlichkeit das ganze Jahr hindurch dauren möchte, und ob ihnen nicht unter allen Gebräuchen dieses Festes diejenigen die angenehmsten zu seyn scheinen, welche die Zeugung des Meßias zur Absicht haben.

Die Juden, wertheſter Yn-Che-Chan, haben bey der Feyer ihres Paſſahfeſtes allerhand alte Gewohnheiten geändert, und an ihre Stelle neue geſetzet. Die Rabbinen haben in den gottesdienſtlichen Gebräuchen eben ſo, wie auch in den Glaubenslehren den Jüdiſchen Gottesdienſt ganz und gar umgeſchmolzen; Und wenn Moſes heut zu Tage wiederkommen ſollte, ſo würde er ſehr viel Mühe haben, die Juden ſo, wie ſie itzt ſind, zu erkennen. Dieſer Geſetzgeber hatte den Befehl gegeben, daß ein jeder Hausvater bey dem Anfange des Paſſahfeſtes zu ſeiner Abendmahlzeit ein ganzes Lamm haben ſollte, welches auch völlig gegeſſen werden muſte, ohne daß das geringſte davon auf den folgenden Tag aufgehoben werden durfte. * Und in dem Falle, da etwas davon übrig blieb, muſte man es in das Feuer werfen. Die Rabbinen haben, allem Vermuthen nach, aus Kargheit, und um etwas zu erſparen, die Verordnung gegeben, daß man aus dem Lamme zwo Mahlzeiten machen ſolle, und alſo verzehren ſie die eine Hälfte den erſten Tag des Paſſahfeſtes, und die andere den Tag darnach. Hiernächſt haben die Juden in den neuern Zeiten die Anzahl der zu dem Feſte beſtimmten Tage vermehret. Nach der Verordnung Moſis ſollte es ſieben Tage dauren. ** Gegenwärtig

* Οὐκ ὀφθήσεταί σοι ζύμη ἐν πᾶσι τοῖς ὁρίοις σου ἑπτὰ ἡμέρας καὶ οὐ κοιμηθήσεται ἀπὸ τῶν κρεῶν ὧν ἐὰν θύσῃς τὸ ἑσπέρας τῇ ἡμέρᾳ τῇ πρώτῃ εἰς τὸ πρωί: Non apparebit fermentum in omnibus terminis tuis ſeptem diebus, & non remanebit de carnibus eius, quod immolatum eſt veſpere in die primo, usque mane. Deuteron. XVI. v. 4.

** Ἓξ ἡμέρας φαγῇ ἄζυμα, καὶ τῇ ἡ μέρᾳ τῇ ἑβδόμῃ ἐξόδιον ἑορτὴ κυρίῳ τῷ Θεῷ σου, οὐ ποιήσεις ἐν αὐτῇ πᾶν

wärtig haben die Juden den achten noch dazu gethan. Ich würde gar nicht fertig werden, wertheſter Yn-Che-Chan, wenn ich an alle diejenigen Gebräuche gedenken wollte, welche die Rabbinen in die Jüdiſche Religion eingeführet haben. Nur dieſes will ich noch anmerken, daß der Gebrauch mit den Fiſchen*, denen die Juden ihre Sünden aufladen, und und der andere mit den Hähnen, welchen ſie eben dergleichen Laſt auflegen, und die ſie nach der Zeit eſſen, Gebräuche ſind, wovon in der alten Jüdiſchen Religion auch nicht die mindeſte Spur anzutreffen iſt.

Dieſes, liebſter Yn-Che-Chan, mag von den gottesdienſtlichen Gebräuchen der neuern Juden genug ſeyn. Ich bin mit den Europäern einerley Meynung, daß ſie gröſten Theils lächerlich und abgeſchmackt ſind. Aber daraus folget immer noch nicht, daß man diejenigen, die ſich ihrer bedienen, verfolgen ſolle. Wenn dieſes erlaubet wäre, daß man den Gewiſſen Gewalt anthun, und mit den Leuten übel umgehen dürfte, weil dieſer und jener Gottesdienſt, den ſie beobachten, lächerlich ſcheinet, ſo hätten die Europäer in dem ganzen Morgenlande ganz ſicher die heftigſten Verfolgungen zu erwarten; Immaſen ihre Gebräuche dort den Leuten zum wenigſten eben ſo ungereimt, und eben ſo ſeltſam vorkommen, als die Gewohnheiten der neuern Juden ihnen zu ſeyn ſcheinen.

Damit die Europäer der heftigen Feindſchaft, die ſie gegen armſelige Leute hegen, die mehr Mitlei-

πᾶν ἔργον, πλὴν ὅσα ποιηθήσεται ψυχῇ. Sex diebus comedes azyma, & in die ſeptima, quia collecta eſt domini dei tui, non facies opus, præterquam quod fiet animæ viventi. Id. lb. v. 8.

* S. die vorhergehenden Briefe.

den, als Haß verdienen, einen Schein des Rechtes geben, so sprechen sie ihr Haß gegen die Juden habe weiter nichts zum Grunde, als ihr falsches, treuloses Wesen, und die ausschweifenden Arten des Wuchers, der unter ihnen im Schwange gehet. Man behauptet, sie thäten hiermit etwas, das ihnen ausdrücklich verboten wäre, immasen Moses ihnen befohlen hätte, ihren Brüdern oder ihrem Nächsten nicht auf Wucher zu leihen. Nach der Meynung der Juden erklären die Europäer dieses Gebot unrecht, und geben ihm durch das Wort Brüder einen gar zu grossen Umfang. Der wahren Bedeutung nach muß man darunter alle Anverwandten verstehen. Aber das Wort Nächster bedeutet weiter nichts, als die Juden. Ein Heyde, ein Christe, und dergl. ist von einem Juden kein Nächster. Es hat seine Richtigkeit, daß die Juden in den ehemaligen Zeiten diejenigen, die nicht zu ihrer Religion gehörten, niemals für solche Leute angesehen haben, die sie zu schonen schuldig wären, und noch weniger haben sie ihnen beyzustehen, für nöthig geachtet. Sie waren in ihrer Egyptischen Dienstbarkeit von den Egyptern, und nach diesem, als sie in die Babylonische Gefangenschaft gerathen waren, von den Persern so übel gehalten worden, daß sie eine lange Zeit vor dem Ursprung der Christlichen Religion gegen alle auswärtigen Nationen einen unversöhnlichen Haß gefasset hatten. Demnach dürfen die Europäer, da sie mit den Juden eben nicht besser, als die Einwohner von Afrika und Asien umgegangen sind, es sich gar nicht befremden lassen, wenn sie nicht mehr, als jene, von ihnen geliebet werden. Die Juden handeln daher nach ihren Gedanken demjenigen Gebote gar nicht zuwider, welches ihnen

unter-

untersaget, ihrem Nächsten auf Wucher zu leihen, wenn sie auch gleich von den Europäern sich grosse, ja sogar übermäsige Geldzinsen geben lassen. Aber was die Regel anlangt, die ihnen den Wucher zwischen Personen von ihrer Religion untersaget, so sind sie gar nicht davon abgewichen. In diesem Stücke sind die Meynungen der neuern Rabbiner mit den Lehren ihres alten Gesetzgebers vollkommen einstimmig. Hier will ich dir sagen, wie sich ein berühmter Rabbine darüber erkläret, welcher schlechterdings alle Gattungen von Geldzinsen, es sey unter welchem Vorwande es wolle, sowol den Mannsals den Weibspersonen verbietet, sie mögen seyn, wes Standes oder Ranges sie wollen. * La usura es prohibida en hombres y mugeros de qual quiera calidad que sean, sin el estado hazar mudança alguna, y declaremo en esta forma para monstrar & grandissimo abuso de aquellos, que vanamente dizen, que el dinero de biodas y huer fanos se puede dar a usura.

Ich fragte, werthester Yn-Che-Chan, einen Rabbinen, der mir dieses Gebot wieß: Saget mir doch, warum ihr diese schöne Sittenlehre nicht bis auf die Christen ausgedehnet habt? Hierauf erhielt ich folgende Antwort: „ Wir warten darauf, daß „ sie uns hiervon das Beyspiel geben sollen. Sobald als sie aufhören werden, mit uns, wie mit „ dem unvernünftigen Viehe, umzugehen, und sich „ für den Weg über die Brücken, und an andern „ Orten Geld von uns zahlen zu lassen, als ob wir „ Rindvieh oder Schweine wären; Wenn sie uns „ ferner nicht weiter zwingen werden, zu gewissen

* Isaac Atias, Tesoro de Preccptos, pag. 209.

„ Stunden aus vielen ihrer Städte zu gehen; Wenn „ sie uns nicht mehr für die Luft, die wir in uns „ ziehen, Geld abfordern werden; Wenn wir auf „ solche Weise sehen werden, daß sie uns als Men„ schen betrachten, und mit uns also umgehen, wie „ es die Menschlichkeit erfordert, sodann wollen „ wir nicht mehr Wucher mit ihnen treiben, und „ wollen uns gegen sie auch also, wie gegen unsern „ Nächsten verhalten. Wir wollen die Gebote, die „ uns verbieten das Unglück, und die Noth unserer „ Brüder zu unserm Vortheile anzuwenden, bis auf „ sie ausdehnen. Sollen wir denn hingegen vor der „ Zeit, ehe die Christen mitleidiger und uneigennü„ tziger sind, uns ein Gewissen daraus machen, wenn „ wir von dem Gelde, das sie uns abdringen, einen „ Theil wieder zu erlangen suchen? " Auf diese Rede des Rabbinen wuste ich, liebster Yn-Che-Chan, nichts zu antworten, und ich weiß eben so wenig, was ein Europäer hätte antworten können. Lebe wohl.

Dresden ——

Der hundert und dreißigste Brief.

Sioeu-Tcheou, an Yn-Che-Chan.

Warschau *, wo ich seit etlichen Tagen angelanget bin, ist eine grosse, grösstentheils schlecht gebaue-

* Die Leser werden ohnmaßgeblich in Betrachtung ziehen, daß dieser Brief vor ohngefähr dreyßig Jahren, und folglich vor dem letzten Kriege der Schweden mit den Moskowiten geschrieben ist, da sie noch nicht Finnland verlohren hatten, und da ihre Zerrüttung und schlechte Aufführung sie noch nicht in den

gebauete, von allen Seiten offene und ganz und gar nicht befestigte Stadt. Dieser Hauptstadt von Pohlen ist sehr oft durch die bürgerlichen Kriege, welche in diesem Königreiche etwas überaus gewöhnliches sind, sehr übel mitgefahren worden. Niemals hat eine Nation das vortheilhafte Recht, ihren König zu wählen mehr gemißbrauchet, als die Pohlnische. Es hat das Ansehen, als ob sie beynahe seit einem Jahrhunderte mit Fleiß darauf umgiengen, daß sie nicht nur ihren gänzlichen Untergang befördern, sondern auch ihre Freyheit völlig einbüssen wollen.

Das Königreich Pohlen siehet heut zu Tage ganz anders aus, als es vor funfzig bis sechzig Jahren aussah. Die Moskowiten fürchteten sich vor den Pohlen, und würden sich nicht getrauet haben, ihnen etwas zuwider zu thun. Die Türken betrachteten sie, als die fürchterlichsten unter ihren Feinden. Die Deutschen sahen sie für ihre Befreyer an. Gegenwärtig gehen die Moskowiten auf eine so stolze Art mit ihnen um, als hätten sie das Recht, ihnen Gesetze vorzuschreiben. Das ist noch zu wenig, daß man gesehen hat, wie die Rußischen Kriegsvölker in Pohlen eingerücket sind, um sie zwingen, daß sie einen König wählen musten; Eben diese Völker haben das Gebiete des Staats durchstrichen, da sie mit den Türken im Kriege verwickelt waren, ohne darnach zu fragen, ob dergleichen Verfahren den Pohlen anständig seyn konnte, oder nicht. Ganz Europa siehet gegenwärtig mit Erstaunen Leute, welche gegen das Mittel des vergangenen Jahrhunderts

den verächtlichen und demüthigenden Zustand versetzet hatte, in welchem sie sich gegenwärtig in Ansehung der Russen befinden.

derts als Barbaren angesehen wurden, und eben so plump, als verzagt, und schlecht gezogen waren, nunmehr hingegen allen ihren Nachbarn Gesetze vorschreiben.

Es ist etwas erstaunendes, daß die Pohlen durchgängig so blind sind, und niemals eingesehen haben, ja auch gegenwärtig noch nicht einsehen, wie vortheilhaft es ihnen seyn würde, wenn sie sich untereinander vereinigten, um sich dem weiteren Fortgange der Russen zu widersetzen. Ueber lang oder kurz werden sie vollkommen ihre Sklaven seyn. Wem ist es wohl zweifelhaft, daß Rußland künftighin bey allen Erwählungen der Könige in Pohlen allemal eben das thun werde, was es bey den vorigen gethan hat? daß es denjenigen Prinzen, der ihm beliebt, auf den Thron setzen wird? Wer wird es ihm verwehren können, da die Pohlen immerfort unter einander selbst uneins, und auf solche Weise nicht im Stande sind, sich den Feinden, die sie anfallen, zu widersetzen?

In einem Reiche, wo die freye Wahl statt findet, erlaubet es die gesunde Staats-Kunst nicht, die Krone unterschiedene Regierungen hinter einander, unter was für Vorwande es auch seyn möge, bey einerley Familie zu lassen. Es ist fast unmöglich, daß sie nicht durch die Länge der Zeit endlich darinnen erblich werde. Das Beyspiel des Römischen Reiches, welches seit mehr als zwey Jahrhunderten bey dem Hause Oesterreich geblieben ist, sollte den Pohlen zur Lehre dienen. Gleichwie der erste erwählte König soviel Leute auf seiner Seite gehabt hat, daß es ihm mit ihrer Hülfe gelungen ist, die Krone nach seinem Tode auf seinen Prinzen zu bringen, also vereiniget die-

dieſer Sohn in der Zeit ſeiner Regierung mit jenen Freunden, die ſein Vater ſchon gehabt hat, wieder. um neue, und hat hiermit noch mehr Vortheil, als jener in den Händen, wenn er ſeinen Sohn zu ſei. nem Nachfolger ernennet haben will. Bey der vier. ten Geſchlechtsfolge iſt im ganzen Reiche niemand weiter, der das Herz hat, dem Prinzen des verſtor. benen Monarchen ſeine Stimme zu verſagen, und mit der Zeit vergißt man wohl ganz und gar, daß das Reich, worinnen man lebet, in den vorigen Zeiten ein Wahlreich geweſen iſt.

Wenn die Pohlen auf ihre wahren Vortheile den. ken wollten, ſo ſollten ſie von Rechtswegen immerfort mit den Schweden in der genaueſten Verbindung ſte. hen. Auf ſolche Weiſe würde es ihnen etwas leichtes ſeyn, ſich den Moskowiten zu widerſetzen und bey ihrer Freyheit zu erhalten. Der Rußiſche Hof weiß es gar zu gut, wie groſſe Urſache er hat, die Sache nach allem Vermögen ſo einzurichten, daß er einen König in Pohlen habe, der ihm ergeben ſey. Er hat den vernünftigſten Grund gehabt, ſich der Wahl des Königes Stanislaus zu widerſetzen. Aber auf der andern Seite haben die Pohlen nicht eingeſehen, wie nützlich es für ſie ſey, ihre Wahl auf alle nur er. ſinnliche Weiſe zu behaupten. Die Schweden haben bey dieſer Gelegenheit ihre wahren Vortheile eben. falls nicht in Acht genommen. Sie ſollten bedenken, daß alles, was die Macht der Moskowiten vermehre. te, ihnen nachtheilig wäre. Ein König von Pohlen, der ſein Reich der Hülfe Rußlands zu danken hat, iſt ein Feind mehr für Schweden. Unter den Hauptfeh. lern, die man wider die Staatskunſt begangen hat, iſt die Neutralität, welche die Schweden in dem lez.

tern Pohlnischen Kriege beobachtet haben, einer der alleransehnlichsten.

Ich kann gar nicht begreifen, wertheſter Yn-Che-Chan, wie es zugehet, daß die Schweden, welche ſonſt ſolche kluge und Einſichtsvolle Leute ſind, ſich gleichwol ſeit etlichen Jahren der Klugheit ſogar wenig gemäß verhalten. Wenn man die verſchiedenen Schritte betrachtet, die ſie in den bisherigen Umſtänden gethan haben, ſo möchte man beynahe ſprechen, ſie verſtünden nicht einmal die erſten Grundſätze der einfältigſten Staatskunſt. Als Frankreich den Deutſchen und den Moskowiten auf eine nachdrückliche Weiſe zu ſchaffen machte, und dieſe Völker beyderſeits befürchteten, es möchte der Türke den Frieden brechen, ſo hätten die Schweden damals den Moskowiten den Krieg mit vielem Vortheile ankündigen können. Sie haben es nicht gethan, und allem Anſehen nach haben ſie nicht einmal daran gedacht. Eine kurze Zeit hernach, da eben dieſelben Moskowiten und Dentſchen in einen verderblichen Krieg wider die Türken verwickelt waren, hielten ſich die Schweden in ihrer Ruhe. Wie hierauf in ganz Norden Friede war, und die Moskowiten ſich im Stande befanden, ihre Kräfte zuſammen zu nehmen, da Frankreich Achtung zu geben hatte, wie es mit den Zwiſtigkeiten zwiſchen Spanien und Engelland werden möchte, alsdenn fiel den Schweden erſt der Krieg ein, und ſie machten allerhand groſſe Vorbereitungen. Von einem ſo ſeltſamen Verfahren läßt ſich mit gutem Grunde das bekannte Sprichwort ſagen, deſſen ſich die Franzoſen bedienen: Le Medecin après la mort, oder, wie die Deutſchen ſprechen: Man macht den Stall immer erſt zu, wenn das Pferd geſtohlen iſt.

Mit

Mit einer Gelegenheit, die man aus den Händen gehen lässet, hat es immer gern die Bewandniß, wie mit einer Keimlichkeit, die man auf unrechte Art ausschwatzet *; der Fehler, den man einmal begangen hat, läßt sich nicht wieder gut machen, und ganze Jahrhunderte reichen nicht zu, den dadurch verursachten Schaden wieder herzustellen. **

Wir wollen uns, wertheſter Yn-Che-Chan, wieder zu den Pohlen wenden, die wir in den Gedanken über die Schweden beynahe gar aus der Acht gelaſſen hätten. Ueberhaupt zu reden, ſind ſie groß von Perſon und wohlgebildet. Sie laſſen gern viel Geld aufgehen. Unterdeſſen ſind ſie doch auch ſehr begierig, Reichthum zu erwerben, und mehr aus Eitelkeit verſchwenderiſch, als aus gutem Gemüthe mildthätig. Sie ſind ganz auſſerordentliche Liebhaber von den Pferden, und dieſe Leidenſchaft iſt bey ihnen ſo ſtark, als bey den Tartarn, welchen ſie in vielen Stücken ähnlich ſind. Sie betrinken ſich gern, ſie verachten ihre Nachbarn, und dargegen werden ſie auch von jenen nicht eben ſonderlich hoch geachtet.

Die Adelichen ſind die Herren und unumſchränkten Gebieter der Bauern, die auf ihren Rittergütern leben. Sie betrachten dieſelben als Sklaven, und gehen mit ihnen auf eine überaus harte Weiſe um.

* Et ſemel emiſſum volat irrevocabile verbum. Ein einmal ausgeſprochenes Wort läßt ſich durchaus nicht wiederrufen. Hor. Ep. L. I. Ep. 18. v. 71.

** Der Ausgang hat bewieſen, daß der Verfaſſer zu der Zeit, da er dieſen Brief ſchrieb, wahr geredet hat. Die Schweden kündigten den Moskowiten den Krieg an, da die letztern mit den Türken in Frieden lebten. Darüber verlohren ſie Finnland, und muſten, um dieſe Provinz wieder zu haben, einen nachtheiligen Frieden eingehen.

um. Solchergestalt seufzet in Pohlen die eine Hälfte der Einwohner unter dem Joche der andern, und die Freyheit ist nur in den Händen derer, die davon einen sehr übeln Gebrauch machen.

Dem Kriegsvolke, das zur Erhaltung des Staates bestimmet ist, giebt man den Namen der Kron-Armee, dieses Kriegsvolk machet den Untergang des Landes vollständig. Es hat in den leztern Kriegen mehr Schaden, als die Moskowiten in Pohlen angerichtet. Seit dem Tode des Sobieski haben die Pohlen einander wechselsweise niedergehauen, ihre Landsleute, ihre Freunde, ihre Bundsgenossen, ihr Anverwandten ausgeplündert und bestohlen. Dieses ist dasjenige gewesen, womit sie sich beschäftiget haben, und bey dergleichen toller Wirthschaft hat sich das regelmäßige Kriegsvolk besonders hervorgethan.

Wenn Pohlen angegriffen wird, so versammlet sich die Pospolite, das heißt, die Versammlung des Adels, welcher die Waffen ergreifet, und aufsitzet, um sich dahin zu begeben, wo die Nothdurft des Staats seine Gegenwart erfordert. Ehemals, da die Stadt Wien von den Türken belagert wurde, brachte es dieser vornehme Haufe von Kriegern so weit, daß jene die Belagerung aufheben musten. Dieses ist die letzte Handlung, auf welche sich diese Herren zu ihrem Ruhme berufen können, sie müsten denn etwan die vielen Unordnungen und Ausschweifungen, die sie in den verschiedenen Erwählungen der Könige gestiftet haben, welche nach und nach auf den Sobieski erfolget sind, für grosse Heldenthaten rechnen.

Die Falschheit und Untreue ist eine Haupteigenschaft des Pohlnischen Adels. Diesen Fehler zu rechtfertigen, bedienet er sich immer des Vorwandes, daß

er

er auf die Erhaltung der Rechte seines Vaterlandes sorgfältig bedacht sey. Als sie sich wider Augusten, den besten und liebenswürdigsten Prinzen von der Welt empöret hatten so entschuldigten sie ihre Empörung unter dem Namen eines Eifers für die Freyheit. Wie sie nach der Zeit den Stanislaus, einen Prinzen, der mit Grunde der Wahrheit einer Krone würdig genennet werden kann, im Stiche ließen, und sich wieder zu dem Könige August wendeten, so gebrauchten sie abermals das Wohl des Vaterlandes zu ihrem Vorwande. Man kann die unverantwortlichen Ränke und schalckhaften Streiche, deren sich der Primas und die grösten unter den vornehmen Herren in Pohlen bedienten, um Augusten, und den Stanislaus, einen um den andern zu betrügen, nicht ohne Widerwillen und Abscheu lesen. Man würde eine ziemlich weitläuftige Sammlung von Beyspielen der allerschlimmsten Falschheit, und strafbarsten Treulosigkeit zusammenmachen können, wenn man alle die schändlichen Handlungen aufsetzen wollte, die in den letzteren Pohlnischen Unruhen vorgefallen sind. Wie oft sind nicht von einerley Personen die Stimmen an beyde Prinzen, die einander das Reich streitig machten, um Geld verkaufet worden? Wie viele Eidschwüre hat man nicht übertreten, wie viele geheime Nachrichten wider diejenige Parthey gegeben, der man gleichwohl dem Scheine nach beygetreten war? Wie viel hat man nicht endlich offenbare Verrätherey en verübet, die eben so abscheulich, eben so schädlich, als die verborgenen waren?

In den vergangenen Zeiten verstatteten die Pohlen allen ihren Landsleuten eine völlige Gewissens-Freyheit, und waren in diesem Stücke eben so gros-

se Liebhaber der Freyheit, als die Engelländer und Holländer. Sie wollten eben so wahrhaftig frey, als jene seyn. Aber heut zu Tage hat der Römische Pabst über die Herzen der Pohlen durch Staatslist und Aberglauben eine eben so grose Gewalt, als die Moskowiten durch den Degen in der Faust, und durch das Recht der Waffen erhalten. Gleichwie der Rußische Hof in Pohlen beynahe nach Gefallen schaltet und waltet, also thut es auch der Römische nicht weniger. Er hat es so weit gebracht, daß die Glaubens-Verwandten unterschiedener Secten wider die Versicherungen der Vergleiche, und Verordnungen aus dem Lande verwiesen worden sind, und gegenwärtig thut er alles, was er kann, um die Protestanten zu ihrem Untergange zu befördern. Uber lang oder kurz wird er auch wohl seinen Zweck erreichen, denn seine Helfers-Helfer sind viel zu sehr in solchen Sachen geübt, als daß sie nicht bey ihrem Vorhaben einen erwünschten Ausgang hoffen sollten. Es ist wahr, daß es scheinet, als ob die Moskowiten, abgesagte Feinde der Römischkatholischen, ihr Ansehen dem Ansehen des Römischen Pabstes entgegen setzen sollten, um Leute zu schützen, welchen jener nicht gewogen ist. Aber bis hieher haben sie, was diesen Umstand anlanget, sich der Sache nicht sonderlich ernstlich angenommen, und die Protestantischen Pohlen wissen nicht, wo sie einen günstigen GOtt hernehmen sollen, wenn sie eine andere Gottheit drücket *. Sie haben

* Gegenwärtig hat sich doch eine solche gnädige Gottheit vermittelst der Russen gefunden, und eben itzt, da ich diese Anmerkung schreibe, stehet eine Rußische Armee in Pohlen, um

ben den Troſt nicht, daß ſie mit jenem Dichter ſagen können: *

Oft wenn der eine drückt, ſo hilft der andre GOtt.

Die Wiſſenſchaften ſind bey den Pohlen in einem ſehr ſchmachtenden, ja man möchte wohl ſagen, erbärmlichen Zuſtande. Ein gelehrter Mann in Deutſchland ſchreibet die Unwiſſenheit und den ſchlechten Geſchmack, der in Pohlen herrſchet, zum Theil den Amtsbrüdern unſerer Freunde, der Miſſionarien, zu. ** Er behauptet, daß die Jeſuiten,

 welche

um die Rechte der Diſſidenten zu behaupten, und den Griechen ſowohl, als den Proteſtanten wiederum zu dem Genuße ihrer alten Freyheiten zu verhelfen. Rußland hat in der That die wichtigſten Urſachen, ſich ihrer anzunehmen; denn es hat an ihnen eine groſſe Anzahl von Freunden, die es ſich in Pohlen erworben hat, wodurch es gegenwärtig die Könige macht, gleichwie es die Statthalter ſeiner Provinzen ernennet. Man kann ziemlich mit Zuverſicht behaupten, daß die Ruſſen die Pohlen nächſter Tage auf eben den Fuß ſetzen werden, wie ſie die Kurländer geſetzet haben. Man darf nur den Prinzen Karl von Sachſen, ehemaligen Herzog von Kurland fragen, wie weit ſich die Gewalt erſtrecket, welche die Ruſſen in dieſem Herzogthum haben. Der Ausgang ihres Krieges mit den Türken wird die Sache noch mehr entſcheiden.

* Sæpe premente Deo fert deus alter opem. Ovid. Eleg. L. II.

** Artium & Scientiarum diſciplinæ ita ſpretæ neglectæque jacent, uti ſolidam, & expreſſam eruditionis effigiem nullam teneant, umbram ecoatrurio & imagines potius repræſentent. *Jo. Juſti van Einem Gœttingenſis* Commentariolus

welche in diesem Königreiche in sehr grosem Anse-
hen stehen, die wahre Beredsamkeit aus demselben
verbannen, um eine schwülstige und aufgeblasene
Schreibart an deren Stelle zu setzen. Nach seinen
Worten entschuldigen die Pohlen die Fehler, die sie
wider das Sylbenmaß begehen, damit, daß sie auf
eine höhnische Weise sprechen, sie wären Pohlnische
Edelleute, die sich ganz und gar nicht um die Re-
geln der Aussprache bekümmerten. Ob man aber
übrigens gleich in Pohlen die lateinische Sprache
ziemlich schlecht redet, so ist sie doch darinnen viel
gebräuchlicher, als an irgend einem Orte in Europa,
und beynahe alle Pohlen drücken sich im lateinischen
aus, es mag nun gut, oder schlecht seyn. Man sollte
denken, der Gebrauch einer Sprache, durch deren
Hülfe man die schönsten Bücher sowohl alter, als
neuerer Gelehrten lesen kann, müste den Flor der
Wissenschaften in Pohlen mehr, als in irgend einem
andern Theile von Europa befördern. Immittelst
ist es vollkommen richtig, daß sie darinnen mehr, als
anderwärts verabsäumet werden, und daß sogar nach
dem Geständnisse der Pohlen selbst, und wenn man
nach

tariolus Historico-Litterarius de fatis Eruditionis apud potiores Orbis Gentes. Cap. VII. pag. 42.

Jesuitæ quidem, penes quos hodie est regnum ac summa scientiarum, hanc sibi falsam opinionem persuasionem-que gignunt, se latinæ Linguæ eloquentia excellere: Qui vero stylum eorum recta secum reputat via, nihil præter ambitiosam ostentationem, & affectatas argutias reperiet. *Jd. Jb.*

Jn Latinæ Linguæ pronunciatione multoties turpiter impingunt Poloni, & accentuum rationem fere habent nullam. Quis enim illud jocose dictum non audierit? *Nos sumus nobiles Poloni, non curamus quantitatem syllabarum, modo sit oratio congrua.* Jd. Jbid.

nach demjenigen urtheilet, was ihre Schriftsteller sagen, gesezt daß man auch von den Lobeserhebungen, die sie ihren Landsleuten beylegen, nichts abkürzen will, gleichwohl Pohlen allemal unter allen Europäischen Staaten derjenige ist, der am allerwenigsten grosse Köpfe hervorgebracht, wenn es anders andem ist, daß dieses Land wirklich einige aufzuweisen hat *.

In diesem Lande sind die Geistlichen über alle Maase reich, und ihre Sitten verhalten sich ihrem Wohlstande gemäß. Sie sind unwissende Faullenzer, Rachgierige, Ehrgeitzige. Mit ihrer Keuschheit siehet es eben nicht viel besser aus, als mit ihrer Bescheidenheit, und Mildthätigkeit. Nach den Moskowitischen sind die Pohlnischen Geistlichen unter allen, die sich in Europa befinden, am wenigsten zu schätzen. Sie besitzen weiter in nichts eine Geschicklichkeit, als daß sie ganz ausserordentlich stark trinken, und die Leichtgläubigkeit eines Volkes, das von Natur zum Aberglauben geneigt ist, und es selber haben will, daß man es betrügen soll, meisterlich mißbrauchen können. Es gehört keine so gar grosse Geschicklichkeit dazu, wenn man Leute bey der Nase herum-

* *Jacobus* quidem *Woit* anno 1723 Dissertationem habuit Lipsiæ de Incrementis studiorum per Polonos ac Prussos, in qua eos vindicatum it, quando Cap. I. agit de barbarie, primis initiis Religionis & studiorum in Polonia ac Prussia. Cap. II. de Poloniæ Regum, & Poloniæ Prussiæque Magnatum studiis aut meritis in studia; Cap. III. de Poloniæ, Prussiæque Academiis, Gymnasiis, Collegiis, Bibliothecis, Typographiis, & similibus aliis. At mihi ea perlecta Dissertatione non licuit dubitare, quin Polonorum res litteraria aliarum gentium rem litterariam nondum exæquet. *Jd. Jb.* pag. 43.

führen will, die sich aus ihrer niederträchtigen, und sklavischen Unterthänigkeit eine Ehre machen. So gar abergläubisch, wie heut zu Tage, sind die Pohlen nicht zu allen Zeiten gewesen. Seit dem sie den Jesuiten und andern ausgesandten Boten des Römischen Hofes ihre Gewogenheit zugewendet, und diese sich unter ihnen in Ansehen gesetzet haben, ist es erst mit der Schwärmerey, die ihnen in den letztern Zeiten den Kopf eingenommen hat, so arg worden. Diesen Leuten muß man es hauptsächlich zuschreiben, daß die Pohlen kein Bedenken getragen haben, eine von den blühendsten und vortreflichsten Städten im Königreiche ihrer Freyheiten zuberauben. Die Ursache dazu war ein von den Jesuiten erregter Aufruhr, wofür diese belohnet, und hingegen ihre Feinde, ob sie wohl an allen ihnen aufgebürdeten Verbrechen nicht den mindesten Antheil hatten, sehr gemißhandelt wurden.

Lebe wohl, wertheſter Yn-Che-Chan, und übrigens wollen wir wünschen, daß wir uns niemals von den Geistlichen so sehr blenden und mißbrauchen lassen, daß wir darüber zwischen Tugend und Laster weiter keinen Unterschied machen.

Warschau. ——

Der hundert und ein und dreyßigste Brief.

Kioeu-Che, an Yn-Che-Chan.

Zu Banko, wertheſter Yn-Che-Chan, wo ich nach meiner Abreiſe von Wagaſaki an das Land stieg, habe

habe ich mich nicht länger, als ein paar Tage aufgehalten. Banko lieget zehen französische Meilen von dem Einflusse des Flusses Siam. Sie ist mit zwo Citadellen befestiget, welche den Weg über diesen Fluß bestreichen. Man muß auf dem Flusse hinauffahren, wenn man sich nach der Hauptstadt dieses Reichs verfügen will, welche die Einwohner des Landes die Engelische Stadt nennen, und damit ihre Schönhrit andeuten wollen. Immittelst ist Siam eine ziemlich mittelmäsige Stadt. Die beyden Gassen, welche durch die Mohren, und durch die Chinesser angebauet worden, sind die einzigen, wo die Häuser aus gebrochenen und aus Ziegelsteinen erbauet sind. Die Eingebohrnen von Siam bedienen sich zu ihren Gebäuden durchgängig nur des Holzes. Da ihr ganzes Land durch verschiedene Flüsse durchschnitten, und durch einen starken Regen, der länger, als sechs Monate dauert, befeuchtet wird, so ist es immer vielen Uberschwemmungen unterworfen, wider welche man sich nicht anders verwahren kann, als wenn man die Häuser hoch auf Pfeiler setzet.

Der Pallast des Königes von Siam hat einen sehr grosen Umfang; Aber an der Baukunst ist eben nichts schönes, oder regelmäsiges. Dieser Pallast ist weiter nichts, als ein unordentlicher Haufen von Gebäuden, die ohne Ordnung und wechselsweises Verhältniß in grosen Höfen, die man mit hohen Mauern umgeben hat, aufgebauet sind. Unter diesen Gebäuden giebt es verschiedene, die für die Königlichen Hofbedienten, andere, die für die Elephanten bestimmet sind. Es findet sich auch darinnen eine grosse Menge Pagoden.

Wenn der König von Siam den Abgesandten der Könige aus seiner Nachbarschaft Audienz giebt, so nimmt er sie in einem Saale an, wo er aus einem Fenster, das in den Saal hineingehet, und mehr als sechs Fuß hoch von dem Fußboden erhöhet ist, mit ihnen redet. Dieses ist sein Thron, und man siehet ihn nicht weiter, als bis an den halben Leib, immasen das übrige durch die Brüstung dieses Thrones, oder Fensters, wie man es nennen will, verdecket wird. Alle Prinzen und grosen Mandarinen, die sich in dem Audienz-Saale befinden, liegen darinnen in einem tiefen Stillschweigen auf dem Boden, und erwarten die Zeit, wenn der König an seinem Fenster erscheinet. Sobald als er sich daran sehen lässet, um die Anreden der Gesandten anzuhören, so erheben sich alle Prinzen und Mandarinen auf ihre Knie, legen die Hände über dem Kopfe zusammen, machen tiefe Verbeugungen, und neigen sich mit ihrer Stirne auf die Erde. Unter der Zeit, da dieses vorgehet, halten die Abgesandten ihre Anrede, und die Spitze eines mit Goldbleche überzogenen Stabes ist dasjenige, womit sie den Brief ihres Herrn überreichen, den sie bis an den Rand des Fensters, wo sich der König sehen läßt, in die Höhe halten.

Ein Königlicher Abgesandter aus Frankreich, der auf Veranlassung der Amtsbrüder unserer Freunde, der Missionarien, nach Siam geschicket wurde, weil man Ludwigen dem Vierzehenden beygebracht hatte, dieser Fürst wollte zu dem Christlichen Glauben treten, ohngeachtet er in seinem Leben nicht mit einem Worte daran gedacht hatte, befand sich, in Ansehung des gewöhnlichen Gebrauchs, den Brief seines Herrn, des Königes auf der Spitze eines

Staa-

Staabes zu überreichen, in sehr groser Verlegenheit, woraus er sich aber doch mit Ehren heraus half. Hier hast du das, was ein gewisser, dabey gegenwärtiger Mann, von dieser Sache erzählet. Ich habe die durch ihn abgefaßte Beschreibung alles dessen, was etwan sonderbares bey dieser Gesandschaft des französischen Hofes vorgegangen ist, hier bey einem Missionar gelesen. » Herr Constanz, spricht er *, » der die ganze Sache veranstaltete, hatte sehr dar» auf bestanden, daß der Gebrauch im ganzen Mor» genlande nicht geändert werden könnte, welcher » darinnen bestehet, daß die Könige keine Briefe aus » der Hand der Abgesandten annehmen. Aber der » französische Gesandte war fest entschlossen, den » Brief seines Königes mit eigener Hand zu über» reichen. Herr Constanz hatte den Vorschlag ge» than, ihn in einen Becher auf der Spitze eines » goldenen Staabes zu legen, damit der Herr Ab» gesandte ihn bis an den Thron des Königes in die » Höhe heben könnte; Aber man hatte ihm dage» gen gesagt, entweder der Thron müste niedriger » gemacht, oder ein erhabener Tritt gebauet wer» den, damit der Gesandte seinen Brief mit eigener » Hand in die Hand des Königes gäbe. Herr Con» stanz hatte die Versicherung gegeben, daß eines » von beyden geschehen sollte. In solchen Gedan» ken traten wir in den Saal hinein, und bey un» serm Eintritte erblickten wir den König an einem » Fenster, das zum wenigsten sechs Fuß hoch stund. » Der Herr Gesandte sagte mir ganz in der Stille: » Ich kann den Brief nicht anders, als auf der

* Journal, ou Suite du Voyage de Siam &c. par Mr. l'Abbé de Choisi pag. 186.

» Spitze eines Staabes geben, und das werde
» ich nicht thun. Ich gestehe, daß ich mich in
» groser Verlegenheit befand. Ich wuste nicht,
» was für einen Rath ich ihm geben sollte. Ich
» fiel auf die Gedanken, den Stuhl des Herrn Ab-
» gesandten neben den Thron hinzutragen, damit
» er auf denselben treten könnte. Er hat aber in
» der Geschwindigkeit, nach gehaltener Rede, sei-
» nen Entschluß gefaßt, mit einem herzhaften Schrit-
» te sich dem Throne genähert, indem er den golde-
» nen Becher in der Hand hatte, worinnen der
» Brief war, und hat den Brief dem Könige ent-
» gegen gehalten, ohne den Arm in die Höhe zu
» heben, gleich als ob der König so niedrig, als er,
» stünde. Herr Constanz, der hinter uns auf der
» Erde herum kroch, schrie dem Gesandten zu:
» Hochgehalten, hochgehalten. Jener aber ließ
» sich nicht irren, und der gute König wurde genö-
» thiget, sich mit dem halben Leibe aus dem Fenster
» heraus zu bücken, um den Brief anzunehmen, und
» da er dieses that, so lachte er dazu. Denn die
» Sache war eigentlich diese. Er hatte zu dem
» Herrn Constanz gesagt: Ich überlasse dir das
» auswendige. Thue, als ob es dir nicht mög-
» lich sey, den französischen Abgesandten zu eh-
» ren. Ich werde für das Innwendige Sorge
» tragen. Er hatte seinen Thron nicht gern ernie-
» drigen, und doch auch keinen erhabenen Tritt
» bauen lassen wollen. Inzwischen hatte er sich
» schon darauf gefaßt gemacht, in wie ferne der Ab-
» gesandte den Brief nicht bis an sein Fenster in die
» Höhe halten sollte, daß er sich bücken, und ihn
» also annehmen wollte. Uber diese Stellung des

» Königes von Siam hatte ich meine herzliche Freu-
» de, und ich hätte den Gesandten für die Hand-
» lung, die er gethan hatte, gar zu gern umfasset.
» Aber dieser gute König hat sich nicht allein so tief
» herunter gebücket, um den Brief des Königes
» von Frankreich anzunehmen, sondern er hat den-
» selben auch bis an seinen Kopf in die Höhe gehal-
» ten, welches die gröste Ehre ist, die er ihm je-
» mals erweisen konnte. Sodann hat er gesagt,
» er nähme die Merkmale der Hochachtung und
» Freundschaft des Königes von Frankreich mit ei-
» ner grosen Freude an. "

In meinem nächsten Briefe will ich dir eine weitläuftige Nachricht von diesem Gesandten ertheilen, der in dem ganzen Morgenlande ein so groses Aufsehen gemacht hat, und von welchem die Leute in Siam noch itzt alle Tage reden; Es erinnern sich noch viele Leute desselben, zum Theil sind auch einige sehr stark mit ihm umgegangen, die entweder in den Geschäften, die ihm aufgetragen waren, mit ihm zu thun hatten, oder auch ihm diejenige Ehre erweisen wollten, die ihm, als einem Abgesandten gebührete. Seine Reise hatte nicht den gewünschten Erfolg. Der schelmische Constanz, der hierzu hauptsächlich Anlaß gegeben hatte, mißbrauchete die Leichtgläubigkeit der Franzosen, und bediente sich ihrer auf eine meisterliche Art zu seinen Absichten, indem er ihnen mit betrüglichen, und in der Einbildung bestehenden Hoffnungen schmeichelte. Auch von diesem Constanz, der von Geburt ein Grieche gewesen und dessen Name nicht allein in Asien, sondern auch in Europa so berühmt worden ist, wer-

de ich dir die Geschichte melden. Er hatte dem Könige von Siam das Herz völlig eingenommen, und konnte ihn zu allem bereden, was er nur wünschete. Er hatte sogar gewisse Vorrechte, welche die grösten Prinzen, und die vornehmsten Mandarinen nicht genossen.

Die Ehre, welche die Leute in Siam ihren Landesherren wiederfahren lassen, erstrecket sich noch viel weiter, als diejenige, welche die Chineser ihren Kayfern anthun. Vor dem Könige von Siam erscheinet niemand anders, als auf der Erde liegend, und nähert sich ihm auf keine andere Weise, als auf dem Bauche kriechend. Ist das nicht, werthester Yn-Che-Chan, für das ganze menschliche Geschlecht eine Schande, daß sich so niederträchtige Menschen finden, die vor einem andern Menschen wie die schlechtesten Erdwürmer zu erscheinen sich entschliesen können? Beynahe bin ich über die ersten Monarchen, die sich dergleichen Ehre ohne Widerrede haben erweisen lassen, eben so sehr unwillig, als über diejenigen Leute, die sie ihnen erwiesen haben. Denn ob schon die Fürsten es ordentlicher Weise sehr gerne sehen, wenn ihnen übermäsige Schmeicheleyen vorgeredet werden, so giebt es doch gewisse Dinge, worüber diejenigen billig roth werden sollten, gegen welche man sich ihrer bedienet. Ich weiß nicht, wer die meiste Verachtung verdienet, ob ein König, der dem Todte und tausend andern Ungemächlichkeiten unterworfen ist, gleichwohl aber immer die Schwachheit besitzet, daß er sich vorstellet, er sey ein Gott, oder ein Unterthan, der seinen Fürsten, welchen er hat sehen auf die Welt kommen, und von dem er weiß, daß er mit der Zeit einmal sterben

muß,

muß, für eine Gottheit betrachtet, der er eine Verehrung zugestehet, die weiter niemanden, als dem Tien, dem Stifter der Natur gebühret. Ich wundere mich gar nicht, wenn die Könige von Siam auf die Gedanken gerathen, als wären sie von einem ganz andern und bessern Wesen, als andere Menschen. Es ist fast gar nicht anders möglich, als daß ein König, der ohnedem schon dazu geneigt ist, daß er sich weit über seine Unterthanen erhebet, nicht endlich glauben sollte, er habe ganz und gar nichts mit ihnen gemein, wenn er den erstaunenden Unterschied betrachtet, den sie zwischen ihrem Zustande, und dem Seinigen machen Ich habe es mit eigenen Augen gesehen, wertheſter Yn-Che-Chan, daß der König von Siam zwischen zweymalhundert tausend Menschen, die auf den Ufern des Flusses stunden, auf welchem er in einem kleinen Fahrzeuge eine Lustfahrt hielt, mitten hindurch fuhr; Und bey dieser Gelegenheit habe ich gesehen, wie die zweymalhundert tausend Menschen ihm, mit in einander gefügten Händen, und mit dem Gesichte auf der Erde liegend, göttliche Ehrenbezeugungen wiederfahren ließen. Darf man sich hernach noch sehr wundern, daß die Könige von Siam in den Befehlen, die sie ihren Unterthanen vorschreiben, keine andere Regel, als ihren unumschränkten Willen beobachten, weil man ihnen wie Göttern begegnet? Ist es nicht ganz natürlich, daß sie sich bey solchen Umständen für berechtiget halten, wie die Gottheit zu handeln?

Es mag die Eitelkeit und die Hoffart der Monarchen in Siam noch so groß seyn, so würde man sie doch noch eher vertragen können, wenn Gerechtigkeit und Billigkeit das Gleichgewicht dagegen hielt.

hielt. Aber die Könige dieses Landes sind ziemlich allemal Tyrannen. Kann dieses wohl anders seyn? Kann sich ein Mensch, den der Hochmuth verblendet, bey irgend einer Tugend erhalten? Es ist eine sehr gewöhnliche Sache, daß man einen Mandarin von der ersten Klasse wegen des geringsten Fehlers, doch was sage ich, wegen des geringsten Fehlers? bloß um einer kleinen Unachtsamkeit willen halb todt prügelt. Um die leichtesten Verbrechen zu strafen werden die grausamsten Todtes-Strafen bestimmet, und das geringste Zeichen des Monarchen ist ein Todtes-Urtheil wider den unglücklichen Menschen, der ihm mißfallen hat.

Die unvernünftige Hochachtung, welche die Leute von Siam gegen ihren König bezeigen, erlaubet ihnen nicht, sich nach dem Zustande seiner Gesundheit zu erkundigen. Die grösten Mandarinen würden sich nicht unterstehen, es zu thun; sie sprechen schlecht weg: Gibt es bey Hofe nichts neues? Das heißt eben so viel, als wenn sie sageten: Befindet sich der König immer bey vollkommener Gesundheit? Man getrauet sich nicht einmal, den Namen des Königes zu nennen, so lange er lebet. Ein Unterthan, welcher dergleichen sogenannte Kühnheit hätte, würde mit dem Tode bestrafet werden. Es ist niemanden weiter, als grosen Mandarinen erlaubet, diesen geheiligten Namen auszusprechen. Sobald als hingegen der Fürst gestorben ist, kann ihn jedermann erfahren, und sogar in seinen Reden so wohl öffentlich, als unter guten Freunden nennen. Wie weit haben die Menschen nicht, wertheste Yn-Che-Chan, ihre Thorheit getrieben? Sie getrauen sich nicht den Namen eines andern Menschen

schen auszusprechen, und nennen doch alle Tage die Namen ihrer Gottheiten; Sie bezeigen gegen einen schwachen Sterblichen größere Ehrerbietung, als gegen den unumschränkten Gebieter der ganzen Welt. Wenn man die Vorurtheile gewisser Nationen genau untersuchet, so kann man sich nicht recht bereden, daß alle Menschen eine mit gesunder Vernunft begabte Seele haben. Beynahe möchte man auf die Gedanken gerathen, als wären in den denkenden Wesen zweyerley verschiedene Naturen. Ein Theil von ihnen kann sich nicht weiter, als bis auf die allerleichteste Erkenntniß erheben; Diese haben gar keinen Begriff von der rechten Größe, dessen, was wahr, was nutzbar ist, was zur Ehre gereichet. Die andern hingegen unterscheiden die Wahrheit von der Lügen, und versehen sich in diesem oder jenem Stücke aus keinem andern Grunde, als weil sie nicht gänzlich vollkommen sind. Denn wenn man behaupten will, daß alle Seelen von einerley Beschaffenheit sind, weil man siehet, daß eine so gut, als die andere Fehler begehet, so scheinet mir dieses nicht richtig geschlossen zu seyn. Man muß den Unterschied dieser Fehler in Erwägung ziehen. Kurz, ich würde es einem Weltweisen ohne Bedenken verzeihen, wenn er in Betrachtung der Blindheit der Leute von Siam sich nicht vorstellen könnte, daß der einzige Unterschied der Vorurtheile Anlaß zu der Verschiedenheit giebt, welche sich zwischen ihrer Denkungsart, und zwischen der Denkungsart der Europäer, oder verschiedener anderer Völker findet. O wie viel weiser sind unsere Landsleute die Chineser, als die blödsinnigen Einwohner von Siam! Sie haben nicht allein das Herz, ihren Fürsten zu nennen, sondern sie schelten

auch

auch ungescheuet dessen Handlungen, und die öffentlichen Sittenrichter warnen ihn in Ansehung der Fehler, die er begehet. Wenn er sie nicht zu verbessern trachtet, so pflantzen die Geschichtschreiber das Andenken derselben auf die Nachkommenschaft fort, und man wartet, um einen solchen König mit Schimpf und Schande zu belegen, nicht etwan so lange, biß er stirbet. Man setzet seinen Lebenslauf schon bey seinen Lebzeiten auf. Er hat den Verdruß zu empfinden, daß er selbst schon im Voraus siehet, was man in den künfftigen Jahrhunderten von ihm denken werde. Der Schimpf, unter die Zahl der verhaßtesten Tyrannen gerechnet zu werden, hat gar oft viele Prinzen zu der Tugend zurückgeführet, die außerdem von ihren Fehler gewiß nicht würden abgelassen haben.

Die Königinn von Siam begegnet dem weiblichen Geschlechte eben so hart und gebieterisch, als der König dem männlichen. Diese Prinzeßinn hat ihre Ländereyen, ihre Einkünffte, ihre Unterthanen, ihre Soldaten, ihre Hofbedienten, die den Königlichen gar nichts angehen, und ganz und gar für sich allein sind. Alle Tage giebt sie des Morgens und des Abends allen Frauen der grosen Mandarinen Audienz, und diese würden sich eine strenge Strafe zuziehen, wenn sie es versäumten, und sich nicht, eine nach der andern, zu gehöriger Zeit einstelleten. Die Königinn sitzet auf ihrem Throne, und alle Gemahlinnen der Mandarinen liegen auf dem Erdboden, mit dem Kopfe niedergebückt, in eben dergleichen Stellung, wie ihre Gemahle in Gegenwart des Königes erscheinen müssen.

Die

Die Gerechtigkeit, oder vielmehr die Tyranney der Königinn ist eben so sträflich, als des Königes, und die Frauenspersonen sind in Siam eben so schlimm dran, als die Mannspersonen. Es trägt sich gar oft zu, daß man dieser und jener Dame von dem ersten Range das Maul bis an die Ohren aufschneidet, weil sie etwan zuviel geredet hat, und mancher wieder den Mund zusammennähet, weil sie nicht genug geredet hat. Ein gewisser Europäer mit welchem ich vor ohngefähr zween oder drey Tagen von dergleichen unerhörten Grausamkeiten sprach, sagte mir mit einer überaus grossen Gleichgültigkeit: » Hätten die Europäischen Fürstinnen » eben dergleichen Rechte, und bedieneten sie sich » eben solcher Gebräuche, wie die Königinnen in » Siam, so würde man vielleicht in Europa kaum » zwo Damen finden, deren Mund nicht bis an » die Ohren gespalten wäre. Aber ich zweifele » gar sehr, ob man in dreyen Jahrhunderten ein » einziges Beyspiel von einer einzigen erleben wür» de, der das Maul vernähet wäre. Insonder» heit dürften die Französinnen von der Nähnadel » und dem Zwirne nicht leicht etwas zu befürchten » haben. Desto mehr aber mögen sie sich vor dem » Scheermesser in Acht nehmen. «

Niemals bekommt eine Mannsperson die Königinn von Siam zu sehen; sie ist beynahe immerfort eben so, wie ihre Prinzessinnen, in ihrem Pallaste eingesperret. Und wenn sie einmal aus demselben herauskommt, so steckt sie in einem Behältnisse, das wie ein kleiner Thurm aussiehet, und von einem Elephanten getragen wird. Die gezwungene und eingeschränkte Lebensart, in welcher sich diese Prinzes-

sinn' befindet, muß ihr das Gemüth nothwendiger Weise ganz tiefsinnig und traurig machen, welches hernach die armen, unglücklichen Weiber der Mandarinen zu empfinden haben. Aber, war es denn für die Einwohner von Siam nicht genug, daß sie sich gutwillig allem demjenigen unterworfen hatten, wozu eine ungezähmte Tyranney solche Menschen verleitet, welche eine unumschränkte Gewalt genießen, und weder durch die Liebe zu dem wahren Ruhme, noch durch die Gesetze in ihren Schranken gehalten werden? Mußten sie denn auch ihren Weibern eben dergleichen schweres Joch auf den Hals legen, und solchergestallt sich allen Plagen einer despotischen Regierung auf zwo Seiten im höchsten Grade aussetzen? Ein Mann in Siam, werthester Yn-Che-Chan, ist niemals gewiß versichert, ob er nicht bey seiner Zurückkunft nach Hause seine Ehefrau mit einem aufgeschlitzten, oder zugenäheten Munde antreffen werde. Bisweilen wiederfähret ihm gerade zu der Zeit, da er sich bey dem Kriegs-Heere befindet, wo er sein Leben, in dem Dienste seines Landesherren, in Gefahr giebt, vielleicht das Unglück, daß unterdessen sein Weib auf immer verunstalltet wird, weil es zwey oder drey Worte zu unrechter Zeit geredet hat. Schöne Belohnung eines Mannes, der seinem Fürsten mit Eifer und Ehrerbietung dienet. Woferne ich in Siam leben müste, so würde ich mich für sehr glücklich achten, wenn ich dem Könige und seinen Räthen ganz und gar unbekannt bliebe. Ich würde, wenn ich es nur möglich machen könnte, an entferneten Orten leben, wo ich wenigstens die Hoffnung hätte, daß ich für meine Person, meine Frau und meine Kinder wider

die

die seltsamen Einfälle des Königes und der Königinn gesichert seyn könnte. Ist es nicht etwas entsetzliches, wertheſter Yn-Che-Chan, daß es in der Welt Länder giebt, wo die unvernünftigen Thiere weit glücklicher, als die vorzüglichsten Einwohner sind? O Menschen, wie weit treibet ihr eure Thorheit!

Lebe wohl.

Siam. ——

Der hundert und zwey und dreyßigste Brief.

Kieou-Che, an Yn-Che-Chan.

In meinem letztern Briefe habe ich mich anheischig gemacht, dir etwas von den Lebens-Umständen jenes Constanzes zu erzählen, der in Ostindien so groses Aufsehen gemachet hat. Man hat in Ansehung dieses Menschen tausenderley ausgesonnene Mährgen unter die Leute gebracht. Die Jesuiten haben sich angelegen seyn lassen, ihn für einen überaus artigen Mann auszugeben, welchen seine guten Eigenschaften und Tugenden verehrungswürdig machten. Sie sind eifrigst bedacht gewesen, den Leuten die vortheilhafteste Beschreibung von ihm zu machen. Hier habe ich bey einem Engelländischen Kaufmanne den Bericht gelesen, den ein Jesuit von der Reise, welche die Franzosen unter der Zeit nach Siam gethan haben, da dieser Constanz an dem dortigen Hofe am Brete war, aufgesetzet hat. Die Europäer haben von dem, was in den weit

von ihnen entlegenen Ländern vorgehet, eine sehr schlechte Wissenschaft, wenn sie dieselbe von niemanden anders hernehmen, als von Geschichtschreibern, die mit diesem Jesuiten in einerley Klasse gehören. Ich werde mehr, als einmal, Gelegenheit haben, dir einige von seinen falschen Nachrichten anzuzeigen, deren unterschiedene so beschaffen sind, daß es scheinet, als habe er sie gutwillig und mit allem Fleise in seinen Bericht hineingesetzet.

Der Staats-Rath Constanz hieß eigentlich Constantin Phaulkon. Er war von Geburt ein Grieche, und zu Cephalonien gebohren, wo er einen armen Venetianischen Edelmann zum Vater hatte. Er bemerkete bey guter Zeit den traurigen Zustand seiner Familie, und die Dürftigkeit, worein er sie versetzet sahe, nöthigte ihn, als einen noch ganz jungen Menschen, der noch kaum recht aus den Knabenjahren herausgetreten war, auf Mittel zu sinnen, wodurch er sein Glück machen könnte. Er setzte sich auf ein Englisches Schiff, das nach Engelland zurückfuhr. In diesem Königreiche hielt er sich eine Zeit lang auf. Aber weil er darinnen dasjenige nicht fand, weswegen er dahin gekommen war, so that er als ein gemeiner Matrose wiederum eine Reise nach Ostindien. Nichts ist so posierlich, als die Art und Weise, wie der Jesuit diesen ersten Zustand des Constantin Phaulkon beschreibet. Wenn man darnach urtheilet, so klingt es beynahe, als wäre dieser Grieche eine eben so merkwürdige Person, als der verstorbene Czaar Peter der Grose, welcher bloß aus tristigen Bewegungs-Gründen, die er von der feinsten Staatskunst hernahm, in der

aller-

allerunterſten Klaſſe der Handwerker dienete. »Er » begab ſich auf die See, ſpricht der Jeſuit *, in » der Abſicht, nach Oſtindien zu fahren. Er hatte » den Vorſatz gefaſſet, ſich in die Höhe zu ſchwin» gen. Sein guter Verſtand zeigte ihm Mittel » und Wege, ſeine Glücks-Umſtände zu verbeſſern, » und wenn er nicht ſo gar gewiſſenhaft geweſen » wäre, ſo würde er vielleicht ſeinen Endzweck in » kurzer Zeit erreichet haben. Er wollte aber lie» ber es in allen Stufen des Seedienſtes verſu» chen, und nach und nach zu Ehren gelangen, als » ſich plötzlich und auf einmal durch unerlaubte » Mittel reich machen.“ Lauter ſchöne und wohlklingende Ausdrücke, die aber hier an einem ſehr unrechten Orte angebracht ſind. Denn es iſt wohl zu merken, daß niemals ein Grieche ein ärgerer Schelm, und gröſſerer Dieb, als der Herr Conſtanz geweſen iſt. In der Folge erkannten die Franzoſen ſein falſches und treuloſes Gemüth nur gar zu ſehr, und die Leute von Siam empfinden noch gegenwärtig die Nachwehen von den Diebereyen und ſchlimmen Ränken, die er in der Zeit ſeines Dienſtes am Hofe verübet hatte.

Nachdem Conſtantin Phaulkon in dem Dienſte der Oſtindiſchen Geſellſchaft von Engelland etwas Vermögen in Oſtindien zuſammengeraffet hatte, ſo ſchafte er ſich ein eigenes Schiff, und handelte für ſeine eigene Rechnung. Er war dabey nicht ſon-

* Voyage de Siam des Peres Jeſuites, envoiés par le Roi aux Indes, à la Chine. *Tom. I. p.* 40. *Edit. d'Amſterdam* 1688.

derlich glücklich, und litte dreymal Schiffbruch. Das letztemal, da er scheiterte, geschah es an der Malabarischen Küste. Es fehlete wenig, daß er nicht dabey sein Leben einbüsete, und er rettete von seinem ganzen Vermögen nicht mehr, als ohngefähr zweytausend Thaler. Er bedienete sich derselben, um ein kleines Fahrzeug zu kaufen, und einen Gesandten des Königes nach Siam zu führen, welcher ebenfalls ziemlich zu einerley Zeit an der Malabarischen Küste Schifbruch gelitten hatte. Dieses war der erste Schritt zu seinem Glücke. Als er in Siam angekommen war, so erzählte der Gesandte, welchem er eine so grose Gefälligkeit gethan hatte, dem Barcalon, oder ersten Staatsrathe alle die guten Dienste, die er von ihm genossen hatte. Der Minister wollte den Herrn Constantin kennen lernen, er fand an seinem Verstande einen Gefallen, er bediente sich dessen in verschiedenen Geschäften, er redete von ihm ostmals gegen den König. Dieser Fürst hatte ein grosses Verlangen ihn zu sehen, er fand an ihm einen Mann, der ihm gefiel, und erhub ihn ziemlich geschwind bis zu der Stufe seines ersten Lieblings. Er übergab ihm die völlige Gewalt seines ersten Ministers, ohngeachtet er ihm nicht den Namen gab, und damals einen andern Barcalon hatte, der aber nur die Ehre dieses Amtes genoß, hingegen nicht das mindeste zu sagen hatte.

Der Jesuitische Geschichtschreiber verbindet mit der glücklichen Beförderung des Herrn Constantin allerhand abentheuerliche und wunderbare Dinge.

Sei-

Seinem Vorgeben nach sind die Schifbrüche desselben durch ausdrückliche Befehle, und sonderbare Fügungen des Himmels veranlasset worden, und sodann ist eine gewisse Unter-Gottheit, gleich der Minerva bey den alten Griechen, zu ihm auf die Malabarische Küste gekommen, und hat ihm anbefohlen, wieder nach Siam zurückzukehren. Allem Vermuthen nach muste diese Göttinn wohl etwan eine Heilige seyn, die ihre Heiligsprechung den Jesuiten zu danken hatte, und die ihnen zu Siam einen mächtigen Schutzherrn gewähren wollte. Vielleicht glaubest du wohl gar, mein liebster Yn-Che-Chan, ich spasse. Immittelst ist nichts mehr der Wahrheit gemäß, als das, was ich dir sage. Weil unsere guten Freunde, die Missionarien sich immer beschweren, als ob ihnen nicht allein die Leute in Ostindien, sondern auch viele Europäer allerhand Sachen andichteten, woran sie in ihrem Leben nicht gedacht hätten, und weil ich ferner auch ein groses Vergnügen haben würde, wenn du unsern Freunden, den Missionarien die Mährgen vorhieltest, womit ihr Amtsbruder die Geschichte seiner Reise nach Siam angefüllet hat, so will ich das, was er in Ansehung der wunderbaren Erscheinung des Herrn Constanz schreibet, hier einrücken:

» Mit Traurigkeit, spricht er *, mit Müdigkeit,
» und mit Schlafe überhäufet legte er sich nieder
» auf das Ufer. Sodann kam es ihm vor, es
» mochte nun dieses im Schlafe, oder mit wachen-
» den Augen seyn, denn er hat mich mehr als einmal
» versichert, daß er es selbst nicht gewust hat, wie

* Ebendaselbst pag. 141.

» ihm damals gewesen ist, als sähe er eine Per-
» son von einem überaus majestätischen Ansehen,
» die ihn mit einem freundlichen Auge ansah, und
» mit ganz besonderer Leutseligkeit zu ihm sagete:
» Kehre zurück und gehe wieder dahin, wo du
» hergekommen bist. Diese Worte hatten in sei-
» nem Gemüthe einen so starken Eindruck, daß es
» ihm den ganzen übrigen Theil der Nacht hin-
» durch gar nicht möglich war zu schlafen, und er
» sann von nun an weiter auf nichts, als auf Mit-
» tel, wieder an seinen vorigen Ort zu gelangen «
Haben nun die Europäer, werthester Yn-Che-Chan, nicht gegründete Ursachen, alle diejenigen angegebenen Wunderwerke in Zweifel zu ziehen, von welchen die Jesuiten versichern, daß sie vermittelst ihres Dienstes alle Tage in Ostindien vor sich gehen, wenn man bedenket, daß sie dergleichen Wunder auf alle Art und Weise thun lassen, daß sie viele selbst machen, und daß sie sich ihrer bey allen möglichen Gelegenheiten bedienen? O! wie würden unsere Chineser darüber lachen, wenn sie alle die Mährgen wüsten, welche diese ehrlichen Pater erzählen, wenn sie nach Europa zurückkehren! Unsere Lettreen, welche über die lügenhaften Erzählungen unserer Bonzen ihr Gespötte treiben, würden ohne Zweifel sagen: » Es ist doch an allen Orten eben so, wie
» bey uns; Die Europäischen Mönche uud Prie-
» ster sind eben so geschickt allerhand Mährgen aus-
» zusinnen, als die Chinesischen und Japanischen.
» Wenn durchgängig alle Geistlichen in den verschie-
» denen Theilen der Welt bucklicht wären, wie viel
» Aesope würde man unter den Leuten zu sehen
» haben! «

Da Constantin Phaulkon in der Gnade seines Herrn die höchste Stufe erreichet hatte, so sann er auf alle nur möglichen Mittel, sie zu erhalten. Die Grosen des Reichs hegten gegen ihn einen unversöhnlichen Haß, immasen sie es mit grossem Verdrusse sahen, daß alle Gewalt und Ansehen in den Händen eines Ausländers war. Er gerieth auf die Gedanken, sich unter den Ausländern einen mächtigen Beschützer zu verschaffen, der ihn im Fall der Noth gegen die Ungnade seines Herrn unterstützen könnte. Er glaubete, es sey zu dem Ende nöthig, die Franzosen nach Siam zu berufen, und beredete den König unter dem Vorwande, die Reichthümer, und die Handlung des Reiches ansehnlich zu vermehren, daß er den Franzosen Banko, und etliche andere Plätze, um sie zu befestigen, überließ. Um Frankreich so weit zu bringen, daß es zu seinem Vorhaben die Hand bot, nahm er seine Zuflucht zu den Bewegungs-Gründen der Religion. Im Anfange hatte er sich zu der Römischen Kirche gehalten, hernach war er zu der Englischen übergetreten. Nun nahm er wieder den Römischkatholischen Glauben an, stiftete einen sehr genauen Umgang mit unterschiedenen Missionarien, und bezeigte gegen die Jesuiten ausserordentliche Schmeicheleyen. Er machte ihnen sogar Hofnung, daß vielleicht wohl gar der König den Christlichen Glauben annehmen würde. Die Missionarien und Jesuiten, so fein und listig sie sonst sind, liesen sich gleichwohl durch diesen schalckhaften Griechen verführen und betrügen. Sie thaten an dem französischen Hofe, wo sie damals alles in allem waren, nachdrückli-

che Vorstellungen. Man ließ aus dem Hafen von Brest zwey Kriegs-Schiffe auslaufen, welche zween französische Abgesandten am Bord hatten. Als sie zu Siam anlangten, so fanden sie die Umstände ganz anders, als man ihnen gesagt hatte; Und einer von den beyden Abgesandten, welcher in Siam bey dem Könige bleiben sollte, woferne derselbe den Christlichen Glauben annehmen würde, schrieb ein paar Tage nach seiner Ankunft in Ostindien an einen seiner guten Freunde nach Frankreich: * „So viel als ich aus den „ ersten Unterredungen, die ich gehabt habe, schlie„ sen kann, so glaube ich, daß ich wohl mit dem „ Herrn Ritter von Chaumont wieder nach Frank„ reich zurückkommen werde. Mit der Bekehrung „ des Königes vom Siam siehet es sehr weitläuf„ tig aus. Er bezeigt sich zwar gegen unsere Re„ ligion ganz günstig, er ist den Missionarien ge„ wogen, er lässet Kirchen bauen; Aber es hat „ noch gar nicht das Ansehen, als ob er sich woll„ te taufen lassen. Immittelst ist es doch ganz „ sicher, daß unsere Gesandschaft der Christlichen „ Religion zum Vortheile gereichen werde. Die „ Holländer waren auf dem Sprunge, dem „ Könige von Siam den Krieg anzukündi„ gen, und vielleicht wären sie gekommen, sich „ der Mündung des Flusses zu bemächtigen, um „ die Handlung in ihre Hände zu bekommen. „ Nun ist Ihnen bekannt, daß, wenn sie irgend

„ an

* Journal, ou Suite du Voyage de Siam en forme des Lettres familieres fait en MDCLXXX. & MCLXXXV. par Mr. l'Abbé de Choisi, pag. 158. Edit. d' Amsterdam.

» an einem Orte die Oberhand haben, für die
» Missionarien nichts mehr zu thun ist. Künftig-
» hin werden sie schon behutsamer verfahren, und
» in Sorgen stehen, daß sie vielleicht unsern Kö-
» nig beleidigen, wenn sie seinem Freunde dem
» Könige in Siam etwas zu Leide thun. Hier-
» aus erkennen Sie, daß wir uns versprechen
» dürfen, wohl aufgenommen zu werden. " Die-
ser Brief, wertheſter Yn-Che-Chan, ist mir von
eben demjenigen Engelländer mitgetheilet worden,
der mir die Reisebeschreibung des Jesuiten zu le-
sen gegeben hat. Er beweiset klar und deutlich,
daß der schalckhafte Constantin, da er den Missio-
narien grose Vortheile versprach, keinen andern
Endzweck hatte, als sich von den Franzosen Bey-
stand zu verschaffen, um die Staaten des Köni-
ges von Siam gegen die Unternehmungen der
Holländer in Sicherheit zu setzen, und sich wider
die Grosen des Reichs einen Schutz zu bewirken.
Die Zeit hat es bewiesen, daß dieses einzig und al-
lein der Endzweck dieses Ministers war.

Die Franzosen, die sich mit der Hofnung schmei-
chelten, daß sie in Siam ihre Handlung auf eine
ansehnliche Weise befördern würden, liesen es nicht
dabey bewenden, daß sie Abgesandte dahin geschi-
cket hatten. Als diese nach Frankreich zurückge-
kommen waren, so ließ man wieder andere nach
Siam gehen, welchen man eine Flotte von sechs
Schiffen, und einen Haufen Kriegsvolk mitgab, das
man auf die Schiffe gesetzet hatte, um diejenigen
Plätze zu besetzen, die der König von Siam den

Fran-

Franzosen zur Verwahrung übergeben würde. Alle diese Entwürfe, und diese übel veranstalteten Unternehmungen waren zuletzt ganz und gar vergeblich. Der Herr Constanz war nach der Zeit der erste, der sich angelegen seyn ließ, den Franzosen alles zu Wasser zu machen*, die ihm zur Last worden waren. Er fiel selber in die Grube, und Frankreich hatte weiter keinen Schaden, als daß das Geld umsonst angewendet war, um die vortheilhaften Endzwecke zu erreichen, die es sich vermöge der schmeichelhaften Hofnung, welche ihm etliche Jesuiten machten, eingebildet hatte, immasen diese Geistlichen sich schon gantz gewiße Rechnung darauf machten, daß der König von Siam ihnen alle seine Macht in die Hände geben, und eben so unbedachtsam handeln würde, wie es viele Europäischen Fürsten zu machen pflegen.

Hier hast du, werthester Yn-Che-Chan, eine wahrhafte, und kurzgefaßte Nachricht von jenen verschiedenen Gesandschaften, die in Ostindien

* Hieher gehöret dasjenige, was der Ritter von Fourbin in seinen Nachrichten meldet. Man wird daselbst eine umständliche Beschreibung von der Falschheit, und Untreue des Herrn Constantin antreffen, der ihn selbst unglücklich zu machen sich vorgenommen hatte, nachdem er ihn vorher beredet, die Aufsicht über die in Siam zurückgebliebenen Europäischen Kriegs-Völker über sich zu nehmen. Hieraus läßt sich abnehmen, wie viel Glauben man den durch die Jesuiten bekannt gemachten Berichten beymessen dürfe, und was von den Geschichten zu halten sey, die sie von den vorgegebenen geistlichen Eroberungen, die sie in Ostindien machen, auszubreiten pflegen.

so groses Aufsehen gemacht haben. Du kannst gar nicht glauben, wie viele Lügen die Jesuiten, was diese Sache anlanget, unter die Leute gebracht haben. Dir ist bekannt, was für eine Unwissenheit unter den Leuten in Siam herrschet; du weißt, daß sie blindlings den Träumereyen ihrer Talapoins, oder Pfaffen folgen, und daß der allerunwissendste unter den Chinesern weit mehr Verstand hat, als der geschickteste unter den Leuten in Siam. Dem ohngeachtet haben die Jesuiten den König von Siam zu einem Weltweisen, und zwar zu einem der scharfsinnigsten und gründlichsten Weltweisen gemacht. Sie haben diesem Fürsten das übertriebenste Lob beygelegt, ob er wohl dem Dienste der Götzen im höchsten Grade ergeben, ein grosser Beschützer der Pagoden war, und in den Augen aller unserer Lettreen für einen lächerlichen Herrn angesehen seyn würde. Damit nun diese vorzüglichen Lobeserhebungen, die man von den vortreflichen Gaben, und dem grosen Verstande dieses Fürsten machte, der sie doch so gar wenig verdiente, einen Grund zu haben scheinen möchten, so haben ihm die Jesuiten die allergelehrtesten Reden von der Duldung, und sogar dem Nutzen der Verschiedenheit in der Religion in den Mund geleget. Sie haben eine vorgegebene Unterredung dieses Fürsten mit seinem Minister drucken lassen, in welcher sie ihn also reden einführen, daß er die stärksten, und vernunftmäsigsten Einwendungen gebrauchet, und es wäre zu wünschen, daß sie sich selbst dieselben zur Lehre dienen ließen. Aber ich habe es schon seit einer langen Zeit wahrgenommen, daß die Europäer gröstentheils, und insonderheit unsere Freunde,

die

die Missionarien, ordentlicher Weise viel vernünftiger reden, als sie handeln. Manchmal geschiehet es wohl gar, daß sie eine Wahrheit, die für das gemeine Beste, und für die Ruhe einzelner Menschen von besonderer Wichtigkeit ist, fest setzen und beweisen, hernach aber sich bemühen, eben dieselbe durch falsche, und lächerliche Schlüsse wieder über den Haufen zu werfen, so daß es scheinet, als hätten sie eine Gelübde gethan, zu zeigen, daß sie zwar wohl wissen, was der Vernunft gemäß ist, hingegen aber eben dieses bey aller Gelegenheit, wo sie es nur antreffen, bestreiten wollen.

Vielleicht wirst du, liebster Yn-Che-Chan, alle diejenigen schönen Sachen, welche der König in Siam, nach dem Vorgeben der Jesuiten gesagt, und womit er sich entschuldiget haben soll, daß er so gar gewissenhaft an dem Dienste der Götzen halte, gern wissen wollen. Hier will ich dir seine Reden von Wort zu Wort hersetzen, wie sie in derjenigen Reisebeschreibung stehen, wovon ich dir unterschiedene male gesaget habe *: „Der König von „Frankreich, mein guter Freund, schläget mir ei„ne ziemlich schwere Sache vor, wovon ich nicht „die mindeste Erkänntniß habe. Ich beziehe mich „in diesem Stücke selbst auf die Klugheit des Al„lerchristlichsten Königes, damit er von der Wich„tigkeit und Schwierigkeit urtheilen möge, wenn „es auf eine so bedenkliche Sache ankommt, als „die Abtretung von einer Religion ist, die in mei„nem.

* Voyage de Siam &c. par le Pere *Tachard* Tom. I. pag. 231. & 234.

» nem ganzen Königreiche seit zweytausend, zwey-
» hundert, und neun und zwanzig Jahren ohne die
» mindeste Abwechselung immerfort im Schwange
» gegangen ist.

» Im übrigen wundert es mich sehr, daß der
» König in Frankreich, mein guter Freund, sich
» eine Sache sogar sehr annimmt, welche Gott an-
» gehet, wobey es scheinet, daß Gott selbst nicht
» das mindeste daran gelegen ist, und daß er sie
» ganz und gar unserer Willkühr anheim gestellet
» hat. Denn konnte nicht dieser wahre Gott, wel-
» cher den Himmel, und die Erde, und alle dar-
» auf befindlichen Geschöpfe erschaffen, und der ih-
» nen so verschiedene Naturen und Neigungen ge-
» geben hat, wenn er sonst gewollt hätte, indem
» er den Menschen Leib und Seele von ei-
» nerley Gattung gab, ihnen gegen die Religion,
» in welcher man leben mußte, und gegen den
» Dienst, der ihm am angenehmsten war, einerley
» Gesinnungen einflößen, und es so einrichten, daß
» alle Nationen in einerley Gesetze gebohren wür-
» den? Da diese Ordnung unter den Menschen,
» und diese Einigkeit der Religion lediglich und al-
» lein auf der göttlichen Vorsehung beruhet, wel-
» che sie in der Welt eben so leicht, als die Ver-
» schiedenheit der Secten, die darinnen zu allen
» Zeiten errichtet worden sind, einführen konnte;
» Soll man hieraus nicht schließen, daß der wah-
» re Gott ein eben so groses Vergnügen daran
» findet, wenn er durch verschiedene Gattungen des
» Dienstes und der Gebräuche geehret wird, als

» wenn

» wenn er durch eine ungeheure Menge von Ge-
» schöpfen verherrlichet wird, deren jedes ihn nach
» seiner Art lobet Sollte denn wohl diese Schön-
» heit, und diese Mannigfaltigkeit, die wir in der
» Ordnung der Natur bewundern, in der übernа-
» türlichen Ordnung weniger bewundernswürdig,
» oder der Weisheit Gottes weniger anständig
» seyn? Doch dem sey, wie ihm wolle, schloß endlich
» Seine Majestät, weil wir wissen, daß Gott der
» unumschränkte Herr der Welt ist, und wir über-
» zeuget sind, daß wider seinen Willen nichts ge-
» schiehet, so übergebe ich meine Person, und mei-
» ne Staaten gänzlich in die Arme der göttlichen
» Barmherzigkeit und Vorsehung, und bitte seine
» ewige Weißheit, aus dem Grunde meines Her-
» zens, nach seinem Wohlgefallen darüber zu ge-
» bieten. «

Ist es wohl möglich, wertheſter Yn-Che-Chan, sich des Lachens zu enthalten, wenn man einen König von Siam in einen Gottesgelehrten verwandelt siehet, und von ihm eben so tiefgesuchte Vernunftschlüsse, als von einem Europäischen Schullehrer höret? Hätten wohl unsere Mitbrüder die Lettreen nach einer zehenjährigen Uebung, und Bekanntschaft mit den Missionarien anders reden können? O wie groß sind doch die Vortheile, die man von der Freundschaft der Jesuiten genieset! Sie dienen doch ihren Freunden bey allen Gelegenheiten. Wie oft haben wir es nicht in China erlebet, daß sie unterschiedene von unsern Landsleuten über alle Maaßen gelobet haben, die es weiter durch nichts verdienet,

dienet, als daß sie ihnen diesen oder jenen Dienst erwiesen hatten? Was mich anlanget, so sind sie mir niemals so gar sehr gewogen gewesen, weil ich sie niemals auf eine niederträchtige Weise zu schmeicheln für gut befunden habe.

Lebe wohl

Siam. ——

Der hundert und drey und dreyßigste Brief.

Kieou-Che, an Yn-Che-Chan.

Das Königreich Siam ist kein reiches Land. Als die Franzosen dahin Gesandten schickten, so überredete man sie, alle Götzen, die sich dort in den Tempeln befänden, wären von gediegenem Golde. Dieses brachte sie auf die Gedanken, die Leute in Siam müsten unermäßliche Reichthümer besitzen. Nach der Zeit entdeckten sie, daß die Götzen, deren Grösse grösstentheils Colossenmäsig war, anstatt durch und durch von lauter Golde zu seyn, nicht einmal mit einem einfachen Blättgen überzogen waren. Man hatte sie auf eine so künstliche Weise vergoldet, daß sie die Augen der geschicktesten Kenner betrogen.* Unsere Freunde, die Jesuiten, bey

* In den Aufsätzen des Herrn von Fourbin kann man finden, wie sehr er über alle diejenigen Mährgen spottet, die

welchen der Geitz über dem Anblicke aller dieser Gottheiten in Siam rege wurde, weil sie glaubten, sie wären wirklich aus einem so schätzbaren Metalle gemacht, schmeichelten sich schon, wenn sie nur erst den König von Siam dahin bringen könnten, daß er von seiner Religion abgienge, so wollten sie hernach einen Theil dieser, Gottheiten von Siam in Europäische Heilige verwandeln. Sie hatten dazu weiter niemanden, als einen Mann nöthig, der sie umgiesen, und dem Metalle eine andere Gestallt geben dürfte. Wenn sie nun die Heiligen nicht so groß, als die gemeldeten Götter machen liesen, so konnten sie sich einen überaus ansehnlichen Gewinn versprechen.

Die Einwohner von Siam sind nicht nur in ihren Kleidern nicht prächtig, sondern ihr Anzug, wie man ihn grösstentheils unter ihnen findet, beweiset ihre Armuth. Unter dem gemeinen Volke sind Manns und Weibspersonen ziemlich auf einerley Art gekleidet. Sie bedecken sich den Leib mit einem Stücke einer sehr gemeinen Leinwand, welches zwo und eine halbe Elle lang ist. Aus dieser Leinwand, welche sie Longvis nennen, machen sie sich eine gewisse Gattung von Unterrock, den sie um den halben Leib herum fest anbinden, und der bis unter das Knie hinab hanget. Das Longvis der Weiber reicht bis an den Knöchel am Fuse. Die Schultern und den übrigen Theil des Leibes bedecken

die man in Ansehung der goldenen Götzen des Königreichs Siam in Frankreich ausgebreitet hatten, und was er von der Armuth dieses Königreiches saget.

cken sie sich mit einem andern Stücke Zeug, drey Ellen lang, welches sie nach Art einer Hülle, oder Schärpe umnehmen. Ordentlicher Weise gehen die Mannspersonen von oben herab bis an die Hälfte des Leibes bloß. Wenn es kalt ist, oder regnet, oder die Sonne ausserordentlich heiß scheinet, so bedienen sie sich eben derjenigen Bedeckung, wie die Weibspersonen.

Die Mandarinen gehen im Hause herum eben so, wie die gemeinen Leute angekleidet. Freylich ist der Zeug, dessen sie sich zu ihrer Kleidung bedienen, ein wenig feiner. Aber im übrigen gehen sie eben so, wie jene, mit dem Leibe bloß, und ihr ganzer Putz bestehet in weiter nichts, als in einem kleinen Schurze, der ihnen einen Theil des Bauches, und die Schenkel bedecket. Wenn sie aus ihren Häusern auf die Gasse gehen, so bedienen sie sich eines Longvis von Seide, oder bunter Leinwand, welches ziemlich sechs bis sieben Ellen lang ist. Sie legen dieses Gewand auf eine solche Weise an, daß es ihnen nicht weiter als bis unter das Knie hinabhanget. Die Mandarinen von der ersten Klasse haben unter diesem Longvis eiu paar enge Unterhosen, die am Rande mit Golde oder Silber verbrämt sind. Desgleichen tragen sie eine kleine Weste mit sehr weiten Aermeln. Darinnen bestehet in Siam der gröste Staat, und unsere Sklaven in China gehen theils besser, theils kostbarer gekleidet, als die vornehmsten Mandarinen in diesem Lande. Eines von den vorzüglichsten Stücken zu der Staats-Kleidung der Mandarinen ist eine grosse zween Fuß lange Mütze, die wie ein Zuckerhut ge-

macht ist. Wenn sie vor dem Könige erscheinen sollen, so haben sie diese Mütze auf dem Kopfe, die aus gestärktem Kattune, gemacht ist. Unter dem Kinne wird sie mit einem Bande zugebunden, damit sie nicht von dem Kopfe fällt, wenn sie ihren Rombaie, oder Fußfall thun. Der König giebt den Grossen, wenn er sie ehren will, goldene, oder silberne Kronen, welche sie auf diese Mütze stecken. Diese Kronen sind weiter nichts, als ein bloser Ring, in einer Breite von zween oder drey Fingern.

Insgemein sind die Leute in Siam freundlich und liebreich. Sie beobachten so ziemlich die Gastfreyheit, und nehmen die Fremden sehr gütig auf. Daher giebt es auch unter ihnen Leute von allen den verschiedenen Nationen, welchen im Lande ihre freye Religions-Ubung verstattet wird. Es ist wirklich etwas wunderbares, daß die Europäer, die sich rühmen, die gesittesten und klügsten unter allen Völkern zu seyn, gleichwohl die einzigen sind, wo man sich der allergrösten Grausamkeiten bedienet, um die Gewissen zu zwingen. Ehemals sagte ein Griechischer Weltweise, er danke den Göttern, daß sie ihn als einen Griechen, und nicht als einen Barbaren hätten lassen gebohren werden, und ich für meine Person sage dem Tien Dank, daß ich in China und nicht in Europa gebohren bin. Einsmals da einer von unsern guten Freunden, den Missionarien, die Ursache von mir wissen wollte, warum es mir leid seyn würde, wenn ich ein gebohrner Europäer wäre, antwortete ich ihm mit

den

den zwo Zeilen eines französischen Dichters, den er mir etliche Tage zuvor geliehen hatte: *

Je rends graces aux Dieux de n'etre pas Romain,
Pour conserver encore quelque chose d'humain.

Dank sey den Göttern, daß ich nicht ein Römer bin,
Denn so behalt ich doch noch einen Menschen-Sinn.

Unter den Familien in Siam herrschet ziemlich überall Einigkeit und Friede. Unsere Landsleute wundern sich, und dieses mit gutem Grunde, daß die Europäer aus groser Begierde reich zu werden, ihre Eltern und Anverwanden verlassen, und am Ende der Welt ihre bleibende Stätte suchen können. Sie treiben die Zärtlichkeit für ihre Eltern so hoch, daß dieselbe den Europäern seltsam vorkommt. Dieses ist gar nichts seltsames. Die letztern sind, wenn es den Verlust ihrer nächsten Anverwandten betrift, ziemlich gleichgültig. Zu manchen Zeiten wünschen sie ihn gar. Das schlimmste dabey ist noch dieses, daß sie, an statt über ihren Fehler roth zu werden, diejenigen wohl noch lächerlicher machen, deren Tugend sie von Rechtswegen nachahmen sollten. Als ein Gesandter von Siam, der aus Frankreich in sein Vaterland zurückkehrete, über die Nachricht von dem Todte seiner Großmutter sehr gerührt zu seyn schien, so unterließ ein französischer Abgesandter nicht, über diese vernünftige Betrübniß seine Spötterey zu trei-

* Les Horaces, ein Trauerspiel von Peter Corneille, in der 3ten Handlung.

ben. Hier will ich dir erzählen, was er bey dieser Gelegenheit einem seiner Freunde schrieb. * Gleich itzt sind die Mandarinen auf einem Fahrzeuge, welches um sie abzuholen aus Siam gekommen ist, abgefahren; man hat ihnen mit fünf Kanonenschüssen eine Ehre angethan. Sie hatten ihre innige Freude als sie wieder Gesichter aus Siam zu sehen bekamen. Der einzige alte Mandarin war es, der wie ein klein Kind weinete. Er hat erfahren, daß seine Großmutter in seiner Abwesenheit gestorben ist. Ich spasse nicht.

Die Leute zu Siam schwärzen sich alle die Zähne. Nach ihren Gedanken ist es für einen Menschen unanständig, wenn er sie weiß, wie die unvernünftigen Thiere hat. Um sie schwarz zu machen, bedienen sie sich eines ausdrücklich dazu gemachten Firnisses, den sie darauf setzen, und von Zeit zu Zeit erneuern. Damit derselbe recht fest anhangen und kleben bleiben soll, so essen sie etliche Tage lang gar nicht. Dieses ist in der That, werthester Yn-Che-Chan, ein posierliches Vorurtheil, und welches nicht allein den Europäern, sondern auch beynahe allen Leuten in Asien seltsam vorkommen wird.

In Ansehung des Adels denket man in Siam eben so vernünftig, als in Pecking; Er ist daselbst nicht erblich. Ein Mensch ohne Tugend und vorzügliche Eigenschaften wird nicht deßwegen über einen

* Journal, ou Suite du Voyage de Siam &c. par M. l'Abbé de *Choisi*, pag. 156. Edit. d'Amsterdam.

nen andern erhoben, weil sein Vater Tugenden an sich gehabt, die er aber nicht geerbet hat. Bloß die Ehren-Aemter, die der Landesherr austheilet, sind dasjenige, was in Siam Edelleute und Vorzug macht. Die Tugend befördert ordentlicher Weise zu Ehrenämtern. Also macht in diesem Lande die Tugend Edelleute.

Die Einwohner in Siam können vermöge ihrer Religion und weltlichen Gesetze so viel Weiber haben, als sie wünschen. Immittelst finden sich unter ihnen sehr wenige, welche mehr, als zwey hätten. Diese ihre Genügsamkeit in dem gegenwärtigen Falle darf man keinesweges ihrer Mäßigung oder Keuschheit zuschreiben; Sondern die Ursache davon ist die warme Witterung im Lande, welche die Mannspersonen weich, matt und unvermögend macht, mehreren Weibern Gnüge zu thun. In kalten Himmels-Gegenden werden die Menschen nicht sonderlich viele Hitze haben, und ob sie schon munter sind, so haben sie doch mit leichter Mühe an einer Frau genug. In Ländern, wo die Hitze übermäßig groß ist, verringert die Mattigkeit die Kräfte, und widersezt sich den Trieben der Natur. In gemäßigten, und mehr warmen, als kalten Ländern befördert die Stärke auch die Naturtriebe, und der Gebrauch der Weiber ist daselbst stärker. Ich zweifle, ob es in der Welt Leute giebt, die sie mehr als die Türken und Persianer lieben, und sich ihrer öfterer bedienen.

In Siam werden die Weiber, und sogar die Frauen der Mandarinen nicht in die Häuser eingesperret,

sperret, sondern können ungehindert auf die Gasse gehen, wenn es ihnen beliebt. Man kann ihnen keine grösere Hochachtung bezeigen, als, wenn man ihnen zu der Zeit, da sie vorüber gehen, den Rücken zukehret, um nicht die Augen auf sie zu werfen. Diese Art, das schöne Geschlecht zu ehren, wird in Europa sehr abgeschmackt scheinen. Es ist auch in der That einer Europäischen Dame zu gute zu halten, wenn sie in der Gewohnheit, ihr den Rücken zuzukehren, keine sonderliche Höflichkeit findet. Das möchte noch eher angehen, wenn man sich in ihrer Gegenwart auf die Erde niederlegte, und ihr einen Kombaie, wie man es dort zu nennen pflegt, machte. Unsern Chineserinnen würde die in Siam gebräuchliche Ehrerbietung vermittelst des Hintern eben nicht mehr, als dem Europäischen Frauenzimmer anstehen. Beynahe dürfte ich glauben, die Mahometaner und die Mohren, die sich in Siam festgesetzet haben, und daselbst eben so gut eifersüchtig sind, als sie es in ihrem Vaterlande waren, haben diese Muselmännische Höflichkeit eingeführet.

Die Erziehung, welche die Einwohner von Siam an ihre Kinder wenden, ist überaus gut. Sie gewöhnen dieselben zu einer besondern Bescheidenheit, und geben sich Mühe, ihnen von ihrer zarten Kindheit an Liebe zu der Tugend einzuflössen. Sie lassen sie mit einer eben so strengen Lebensart, als ehemals die Schüler des Pythagoras, gemeinschaftlich unter einander leben. Sobald als die Kinder der in Aemtern stehenden Leute so weit zu Verstande gekommen sind, daß man sie zu der Unterweisung für fähig achten kann, so werden sie in

die

die Klöster der Talapoins gethan, und alsdenn giebt man ihnen den Namen Nen. Bey den Talapoins müssen sie nach gewissen Vorschriften leben, welche darinnen bestehen, daß sie eine gelbe Kleidung tragen; daß sie alle Monate zweymal, den vierzehenden und neun und zwantzigsten des Mondens sich den Kopf und die Augenbraunen abscheren; daß sie diese zween Tage, und noch vier andere Feste, welche alle Monate wieder kommen, und auf den fünften, den achtzehenden, den drey und zwanzigsten, und den letzten Tag des Mondens festgesetzet sind, fasten; daß sie jeden Tag nur zwo Mahlzeiten, eine des Morgens, und die andere des Mittags thun, ohne daß sie bis auf den künftigen Morgen die geringste Nahrung zu sich nehmen dürfen; daß sie mit keiner Weibsperson den mindesten Umgang haben; daß sie niemals Lieder singen; daß sie niemanden dergleichen singen hören; daß sie kein Instrument spielen; daß sie von keinen öffentlichen Schauspielen und Lustbarkeiten etwas zu sehen bekommen; daß sie sich keiner wohlriechenden Sachen bedienen; daß sie das Geld verachten, welches ihnen anzurühren verboten ist, als eine Sache, welche die Menschen verleitet, so viele Verbrechen zu begehen, und welches aus dem Grunde von einem jeden Menschen, der es in der Bestrebung nach der Tugend weit bringen will, gehasset werden muß; daß sie sich vor allem hüten, was zu der Schwelgerey verleiten kann, weswegen es geschiehet, daß verschiedene unter ihnen gutwillig alles dasjenige, was man ihnen zu essen giebet, untereinander mengen, damit es nicht mehr so gut, als vorher schmecken soll; Und endlich, daß sie ihre Aufseher in Eh-

ren halten, und gegen sie eine vorzügliche Hochachtung bezeigen. Unter diesen Anordnungen, welche grösstentheils ganz vernünftig sind, giebt es doch, wie man siehet, etliche ziemlich abgeschmackte. Dahin gehöret die Verordnung sich die Haare und Augenbraunen abzuscheren, und verschiedene Tage zu fasten. Aber diese Vorschriften gründen sich auf die Beschaffenheit der Himmels-Gegend, unter welcher die Leute in Siam wohnen. Nichts ist heilsamer, als daß man von Zeit zu Zeit sich des Essens und Trinkens enthält, und es ist ferner eine sehr vernünftige Sache, wenn man die Kinder bey Zeiten zur Bescheidenheit gewöhnet. Nun aber sind die Talapoins fest überzeuget, daß es eine unbescheidene Sache sey, seine Haare und Augenbraunen zu behalten. Freylich ist diese Einbildung lächerlich. Aber sobald als sie einmal gleich einer Wahrheit festgesetzet ist, so ist es nöthig darauf zu sehen, daß junge Leute, die man zu der Bescheidenheit anführen will, sich derselben gemäß verhalten.

Die Talapoins sind die Priester und Lehrer für die Leute in Siam, von welchen sie für die wahren Nachahmer der Gottheit angesehen werden. Diese Talapoins sind eben so eitel und stolz, als die Geistlichen in Europa. Sie gehen sehr wenig mit den Layen um, sie grüssen niemals einen einzigen Menschen, sogar nicht einmal den König. Alle Morgen gehen sie von Hauß zu Hauß, und sammlen sehr grose Allmosen. Das Volk, welches für sie die gröste Hochachtung bezeiget, giebt ihnen, was es nur im Vermögen hat. Eben um diese Gewohnheit beständig zu erhalten, vermahnen sie die Leute in ihren Predigten, daß sie die Pagoden fleisig in guten

Stand

Stand setzen, und den Talapoins Allmosen geben müssen, wenn sie nach dem Todte seelig werden wollen. Die Geistlichen denken durchgängig an allen Orten in ihren Predigten fleisig an sich selbst. In China reden die Bonzen zu ihrem Vortheile, die Missionarien vergessen sich ebenfalls nicht, warum sollten es denn die Talapoins nicht eben so machen? Sind sie etwan mehr als andere verbunden, sich um das zukünftige weniger zu bekümmern?

Wenn eine äuserliche strenge Lebensart sich ein Recht erwirbt, daß die Leute unter dem Schein der Religion grosse Reichthümer zusammenhäufen können, so haben gewiß die Talapoins mehr, als irgend eine andere Gattung von Geistlichen dieses Recht, und alles strenge Verhalten der Bonzen, und der Europäischen Mönche ist mit der Art, wie die Talapoins leben, gar nicht in Vergleichung zu setzen. Selbst die Jesuiten räumen es ein, daß die Ordens-Vorschrift der Talapoins außerordentlich strenge ist; dahingegen die Talapoins auf die Ignatianische Regel nicht das mindeste halten Hier will ich dir von der Lebensart dieser Geistlichen in Siam eine Beschreibung machen, wie ich sie von einem Missionar empfangen habe, der mit diesen Leuten sehr stark umgegangen ist, und dessen vortheilhaftes Zeugniß nicht verdächtig seyn kann. Denn es ist ganz zuverläßig, daß er nicht leicht Lust gehabt hat, Leute zu loben, denen er nicht gewogen war. „Die Talapoins führen ein sehr strenges Le„ ben. * Denn ausser dem, daß sie mit den Layen „ und den jungen Leuten, die sie erziehen, viel zu

„ thun

* Voyage de *Tachard* &c.

» thun und zu bedenken haben, so haben sie auch noch
» mehr als sechs und zwanzig Gebote, die nach ih-
» rem Stande eingerichtet sind, worunter die vor-
» nehmsten darinnen bestehen. Sie müssen alle Ta-
» ge zweymal, des Morgens und des Abends in
» den Tempel gehen, und ihre Gebete verrichten.
» Sie müssen über den ganzen Leib bedeckt gehen;
» Sie dürfen kein Weibsbild berühren, mit keinem
» ohne Beysein anderer reden, ja nicht einmal
» Weibspersonen ansehen, wenn sie ihnen auf der
» Gasse begegnen; Wenn sie gehen, so muß es mit
» einer grosen Bescheidenheit, mit niedergeschlage-
» nen Augen, und ohne sich mit dem Kopfe umzu-
» wenden, geschehen. Sie sind verbunden, immer-
» fort einen Fächel zu tragen, und vor das Gesicht
» zu halten, damit sie ja nicht einen unrechten
» Blick thun mögen. Sie dürfen niemals in eine
» schlimme Gedanke willigen, noch sich selbst ihre
» Speise zurichten, sondern müssen sie annehmen,
» wie sie ihnen gegeben wird. Sie müssen von
» dem Allmosen leben, das sie durch einen Umgang
» in der Stadt zusammenbringen, doch aber ohne
» in die Häuser zugehen, oder an den Thüren eine
» längere Zeit zu warten, als ein Rind braucht um
» sich satt zu saufen. Ihr Amt erfordert, ihren
» Schülern und dem Volke das Gesetz zu lehren,
» sich den Leib zu betäuben, und ein ganzes Jahr
» lang Busse zu thun, wovon ein Theil darinnen
» bestehet, daß sie vierzehen Nächte lang im Mo-
» nate Hornung auf dem Felde unter freyem Him-
» mel sich von dem Thaue befeuchten lassen. Sie
» müssen ferner einer dem andern ihre Sünde be-
» kennen; Und drey Monate im Jahre, nemlich

» den Heu- August- und Herbstmonat fasten; Diese
» Zeit hindurch, welche sie die grosse Fasten nen-
» nen, dürfen sie des Tages nicht mehr, als ein ein-
»ziges mal essen, und müssen dem ohngeachtet alle
» Tage predigen; Sie müssen eine Gattung eines
» Rosenkranzes beten, der aus hundert und achtzig
» Knöpfen bestehet, und also abgetheilet ist, daß
» allemal zehen Knöpfe eine Abtheilung ausmachen;
» Sie dürfen keinen Layen grüßen; Sie sollen ge-
» gen jedermann liebreich und barmherzig seyn;
» Sich nicht erzürnen, und niemanden schlagen;
» Niemals, absonderlich in den Tempeln, das Haupt
» bedeckt haben; Sich niemals anders, als auf ei-
» nen gewissen ledernen Sitz setzen, den sie bestän-
» dig bey sich führen, wenn es hauptsächlich Orte
» sind, wo Frauenspersonen sitzen; Niemals die
» Nacht über ausser ihrem Kloster schlafen, und nie-
» mals ohne Begleiter herausgehen; Nicht mehr
» als ein Kleid haben; Gar kein Spiel spielen;
» Das Geld, das ihnen gegeben wird, nicht an-
» ders als aus der Hand eines Layen, der ihnen
» statt eines Verwalters dienet, annehmen, und es
» zu guten Werken, als etwan die Schulden armer
» Leute zubezahlen, und Sklaven loszukaufen an-
» wenden; Pilgrime beherbergen, und ihnen alle
» Güte, die ihnen nur möglich ist, erweisen; Auf-
» richtig und wahrhaft in Reden seyn, und wenn
» es nöthig ist, eine Sache zu bekräftigen oder zu
» leugnen, weiter nichts, als Ja oder Nein sagen;
» Und endlich in ihren Gedanken niemals den ge-
» ringsten Zweifel in Ansehung der Religion dul-
» ten. "

Kann wohl die vollkommenſte Weltweißheit eine ſchönere Sittenlehre einflößen, als wir ſie bey den Talapoins finden? Nur Schade, daß Leute, die in gewiſſen Stücken ſo vernünftige Gedanken haben, gleichwohl in andern ſo gar unvernünftig denken! Iſt es denn den Menſchen niemals erlaubet, ganz und gar vernünftig zu ſeyn? Lebe wohl.

Siam. ——

Der hundert und vier und dreyſigſte Brief.

Kieou-Che, an Yn-Che-Chan.

Ich habe mir Mühe gegeben, mich nach der Religion der Einwohner von Siam zu erkundigen. Sie iſt ſonderbar, und bleibet allemal wegen der wunderlichen Lehrſätze, worauf ſie ſich gründet, in gewiſſer Art wichtig. Die Talapoins, welche die Haußhalter und Diener davon ſind, befleißigen ſich, eine Sprache zu lernen, welche ſie Balie oder die gelehrte Sprache heißen, und worinnen alle zu der Religion gehörige Bücher geſchrieben ſind. Die Leute in Siam denken ziemlich wie die Italiener, und behaupten, es gezieme ſich nicht, daß der gemeine Mann die Sprache verſtehe, deren ſich die Gottesgelehrten bedienen, und daß er ſich in dergleichen Streitigkeiten zu einem Richter aufwerfen wolle. Sie ſprechen, es gäbe Sachen, welche man dem gemeinen Manne gar nicht dürfe ſehen laſſen, oder die man ihm doch nur gleichſam von weiten und in

gewiſſer

gewisser Entfernung zeigen müsse. Aber könnte man nicht mit gutem Grunde vermuthen, daß die Talapoins und die Italienischen Geistlichen gewissen optischen Künstlern ähnlich sind, die dem Verstande nichts wahres noch gegründetes vorstellen, und ihn bloß durch gewisse Geheimnisse unterhalten, die ihren Werth ganz und gar verlieren würden, wenn sie unter den Leuten bekannt wären? Die Wahrheit läßt sich von den Leuten auf eine leichte Art empfinden, wenn man sie ihnen also, wie sie ist, und ohne diejenigen Schleyer, womit man sie gewöhnlicher Maasen verhüllet, anbietet. Warum soll man sich also fürchten, dem Volke die Gründe zu wissen zu thun, warum man ihm mehr die eine Meynung, als die andere beybringet? Und warum will man es ihm eben wehren, die Bücher zu lesen, und zu prüfen, aus welchen man die Beweise hernimmt, womit man diejenige Meynung unterstützet, die man als einen Glaubens-Artickel festsetzet? Die Weltweisen, werthester Yn-Ehe-Chan, sind nach meinen Gedanken weit klüger, als die Gottesgelehrten. Sie nehmen dieses zu dem ersten Grundsatze an, daß man keine Meynung eher annehmen dürfe, als bis man sie vorher geprüfet hat. Das heißt doch mit Menschen, als mit Menschen umgehen, und haben wollen, daß sie ihre Vernunft brauchen sollen. Die Gottesgelehrten verlangen, man soll sich gleich, ohne alle Prüfung unterwerfen. Das heißt vernünftige Menschen in unvernünftige Thiere verwandeln. Das heißt, man will ihnen den Gebrauch der Vernunft entwenden, und sie nöthigen, ein unerträgliches Joch auf sich zu nehmen.

In Siam glauben die Leute einen Gott. Aber sie haben davon freylich einen ganz andern Begrif, als die neuern Europäer, und die Lettreen, die es genau mit den Grundworten des Confucius halten, und Feinde von den Meynungen der neuern Auslleger sind. Sie haben die Meynung, Gott sey ein Wesen, das aus Seele und Leibe zusammengesetzet ist, dessen vorzügliche Eigenschaft ist, den Menschen beyzustehen, indem er ihnen Gesetze vorschreibet, indem er ihnen die wahre Religion und die Wissenschaften, die ihnen nützlich sind, lehret. Dieser Gott ist mit allen sittlichen Tugenden begabet, und besitzet dieselben in einem vorzüglichen Grade. Weil er nicht immerdar Gott gewesen ist, und seine Vergötterung bloß und allein diesem zu danken hat, daß er in den verschiedenen, mit ihm vorgefallenen Verwandelungen, als er aus einem Körper in den andern ging, die allertugendhaftesten Handlungen unaufhörlich ausgeübet hat, so sind die Tugenden, die an ihm hervorleuchten, ihm nicht angebohren, sondern er hat sich dieselben in dem Laufe verschiedener Jahrhunderte nach und nach angewöhnet, und sich darinnen befestiget. Gegenwärtig kann er seine Tugenden nicht wiederum verlieren, und ist dieserwegen ausser aller Gefahr. Immittelst hat in dem Leibe dieses Gottes gar eine grosse Veränderung vorgehen müssen, um es so weit zu bringen, daß er von allen Leidenschaften frey wurde, und nicht die mindeste Regung, die seine Ruhe störete, in sich spürte. Die Talapoins versichern, ehe er in diesen Zustand versetzet worden ist, sey sein Blut, wegen seiner heftigen Bemühung seine Leidenschaften zu überwinden, weiß worden. Hier haben wir also,

wer-

wertheſter Yn-Che-Chan, einen Gott mit Milchblute. Was für Thorheiten haben die Menſchen doch immer von der Gottheit auf die Bahne gebracht! Von derjenigen Sache, wovon ſie, wie es ſcheinet, das allervernünftigſte hätten reden ſollen, haben ſie dir das allerabgeſchmackteſte, und ungereimteſte Zeug geſagt. Haben denn nun auf dieſe Weiſe gewiſſe Europäiſche Weltweiſen nicht auch das Recht jene angebohrnen Begriffe zu behaupten, die niemals ſonſt, als in ihrem Gehirne ſeit demjenigen Augenblicke vorhanden geweſen ſind, da ſie ſich vorgeſtellet haben, ſie müſten in der Seele der Menſchen ſogar vor ihrer Geburt eingegraben geweſen ſeyn?

Der Gott mit dem weißen Blute iſt von einer ganz erſtaunenden Bewegſamkeit und Leichtigkeit. In einem einzigen Augenblicke kann er ſich an einem jeden Orte in der Welt befinden, wo es ihm nur beliebt. Die Beſchaffenheit ſeines Blutes muß es doch etwan hindern, daß er gar nicht mit den Krankheiten der Miltz behaftet iſt, und alſo auf eine ſchnelle Art ſich bewegen kann, ohne von ſolchen Unbequemlichkeiten etwas zu fühlen, ja ſogar ohne genöthiget zu werden, ſich die Lenden zu gürten. Desgleichen hat er das Vermögen nach ſeinem Belieben ſichtbar zuerſcheinen, und ſich vor den Augen der Menſchen unſichtbar zu machen. Die Leute in Siam ſind es nicht allein, die ihrem Gott einen mit äuſerlichen Werkzeugen begabten Leib, wie den menſchlichen, beygeleget, und doch auch das Vermögen gegeben haben, ſich unſichtbar zu machen, und ſich in einem Augenblicke von einem Ende der Welt bis an das andere zu verfügen. Die Griechen und Römer, die uns von ihren

Göttern erzählen, daß sie tüchtig essen und trinken konnten *, welches sie nothwendiger Weise außerordentlich schwer machen muste, beschrieben sie eben auch also, daß sie in einem Augenblicke von dem Himmel auf die Erde herabgefahren sind; ** Gleichwohl ist diese Fahrt nichts geringes. Eben so legten sie ihnen auch die Gabe, sich nach ihrem Belieben sichtbar oder unsichtbar zu machen, bey. Bacchus, so groß und dickbäuchigt er auch war, konnte gleichwohl, wenn ihm die Lust dazu ankam, vor den Augen der scharfsehendsten Leute verschwinden. ***

Der

* Homer erzählet von den Göttern, sie wären auf ein Gastmal zu den Egyptern eingeladen worden, welches zwölf Tage gedauret. Unter der Zeit blieb auch nicht ein einziger Gott in dem Himmel. Sie befanden sich insgesammt in des Jupiters Gesellschaft, und beschäfftigten sich mit gutem Essen und Trinken.

Ζεὺς γὰρ ἐπ' ὠκεανὸν μετ' ἀμύμονας Αἰθιοπῆας
Χθιζὸς ἔβη μετὰ δαῖτα (θεοὶ δ' ἅμα πάντες ἕποντο)
Δωδεκάτῃ δέ τοι αὖθις ἐλεύσεται Οὐλυμπόνδε.

Denn der Jupiter ging auf den Ocean zu den rechtschafenen Ethiopiern gestern zur Mahlzeit (Aber die Götter gingen alle mit) den zwölften aber wird er wieder in den Himmel kommen. Homeri Jlias Lib. I.

** Jd. Jbid. Lib. V.

***In dem Ovid richtet Bacchus unter den Töchtern des Minias eine gräuliche Verwüstung an, die er ohne sichtbar zu werden, in Fledermäuse verwandelt.

Finis erat dictis, & adhuc Mynieïa proles
Urget opus, spernitque Deum, festumque profanat.
Tympana cum subito non apparentia raucis
Obstrepuere sonis, & adunco tibia cornu,
Tinnulaque aera sonant, redolent myrrhæque crocique
Resque fide major, cepere virescere telae,

Der Gott der Einwohner von Siam macht alles, ohne daß er jemals etwas von Menschen gelernet hat. Von dem Augenblicke an, da er vergöttert worden ist, hat er vermöge seines Zustandes von sich selbst eine allgemeine Wissenschaft erlanget. Er weiß und siehet das allergeheimste, was in dem innersten des Herzens vorgehet, und es ist nichts vor ihm verborgen. Er erinnert sich alles dessen, was ihm begegnet ist, ehe ein Gott aus ihm wurde, und es fallen ihm alle die Begebenheiten wieder ein, die er in seinen mannigfaltigen Wanderungen gehabt hat.

Der Körper dieses Gottes ist noch glänzender, als die Sonne. Die Talapoins versichern, das Licht, das er von sich gebe, sey so groß, wenn er die Gnade haben will, sich sichtbarlich zu zeigen, daß ein Mensch auf der Erde ein Senfkorn erkennen kann, wenn es gleich an den allerhöchsten Ort des Him-

Inque hederae faciem pendens frondescere vestis.
Pars abit in vites, & quae modo fila fuerunt
Palmite mutantur: de stamine pampinus exit:
Purpura fulgorem pictis accommodat uvis &c.
Ovid. Metam. Lib. IV.

Die Rede hatte ein Ende, und die Kinder des Mynias setzten immer noch ihre Arbeit fort, achteten den Gott gering, und verunheiligten sein Fest; Als plötzlich Trommeln, die niemand sahe, mit rauhem Schalle sich hören ließen, und die krumme Pfeife, nebst den Schellen erklang; Es roch nach Myrrhen und Safran; Und auf eine ganz unglaubliche Weise fieng das Gewebe an grün zu werden, und der herabhangende Teppich die Gestalt des Epheus zu bekommen. Aus einem Theile wurden Weinstöcke, und was nur kürzlich Fäden gewesen waren, diese wurden in Reben verwandelt, aus der Werfte wuchsen Weinblätter heraus, der Purpur verliehe den bunten Weintrauben einen Glanz.

mels gebracht worden wäre. Es war den Talapoins noch nicht genug, daß sie aus ihrem Gotte einen Milchtopf gemacht hatten, sie haben ihn auch noch zu einem Leuchtthurme gemacht. Immittelst sind dieses zweyerley Sachen, die einander widersprechen. Aber vielleicht haben die Talapoins dem weißen Blute eben diejenigen Eigenschaften zugeschrieben, welche gewisse flüßige Dinge haben, woraus man leuchtende Körper macht. Wenn dieses ist, so können diese beyden Dinge, die einander dem Scheine nach widersprechen, gar wohl beysammen stehen. Der Körper des Gottes ist die Flasche, und das Blut ist das flüßige Wesen. Hier sind also der leuchtende Körper, und der Milchtopf mit einander vereiniget. Ist es wohl erlaubt, wertheſter Yn-Che-Chan, daß sich Menschen in der Welt finden, die so mit Blindheit geschlagen, und im Stande sind, solche ungereimte Sachen auf die Bahn zu bringen, und ihnen unter dem Deckmantel der Religion ein Ansehen zu geben. Wird denn der Tien, jener unermeßliche Geist, jener Stifter, jener Oberherr, jener unumschränkte Beherrscher des ganzen Weltgebäudes, niemals mit allen den schwachen Erdbürgern Mitleiden haben, wird er sie nicht einmal aus den Finsternissen herausziehen, in welchen sie beynahe alle versunken sind? Noch eine Meynung, die weit unvernünftiger ist, als alle diejenigen, wovon ich dir bis hieher gesagt habe!

Das Glück des Gottes der Leute von Siam wird nicht eher vollkommen, als bis er stirbt, um niemals wieder gebohren zu werden. Sodann hat er nicht mehr die Last auf sich, daß er für die Unterweisung der Menschen sorgen darf; Er wird von allem Kum-

mer

mer befreyet; Er läſſet ſich nicht mehr auf der Erde ſehen, und iſt nicht der mindeſten Noth weiter unterworfen. Der Todt dieſes Gottes iſt nicht etwan eine wirkliche und gänzliche Vernichtung; Er iſt eine ewige Ruhe, eine vollkommene Gleichgültigkeit gegen alles dasjenige, was in der Welt vorgehet. Kurz es iſt ein Zuſtand der Götter, wie ihn die Epikuräer beſchrieben haben, welche in ihren himmliſchen Sphären in Ruhe ſaſſen, und von demjenigen, was anderwärts vorgieng, nicht das geringſte wuſten. *

* Nam (proh ſancta deum tranquilla pectora pace,
Quae placidum degunt aevum, vitamque ſerenam!)
Quis regere immenſi ſummam, quis habere profundi
Endo manu validas potis eſt moderanter habenas?
Quis pariter coelos omnes convertere? & omnes
Jgnibus aethereis terras ſuffire feraces?

Lucret. Car. de Rer. Natura Lib. II.

Denn (Ich ruffe die zu einem ruhigen Frieden geweyheten Götter an, die ihre Zeit in Ruhe und in einem vergnügten Leben zubringen) Wer ſollte wohl im Stande ſeyn das unermeßliche Ganze zu regieren, oder die Regiernng über das groſe Weltmeer zu beſtreiten; Wer könnte wohl auf einmal alle Himmel drehen, und alles fruchtbare Erdreich mit himmliſchen Feuer verſorgen.

Quae niſi reſpuis ex animo, longeque remittis,
Diis indigna putando, alienaque pacis eorum.
Delibrata Deum per te tibi numina ſancta
Saepe aderunt: non quod violari ſumma Deum vis
Poſſit, ut ex ira pœnas petere imbibat acres;
Sed quia tute tibi placida cum pace quietos
Conſtitues magnos irarum volvere fluctus,
Nec delubra Deûm placido cum pectore adibis;
Nec de corpore quae ſancto ſimulacra feruntur,
In mentes hominum divinae nuncia formae,
Suſcipere haec animi tranquilla pace valebis

Jd. Jb. Lib. VI.

Ohne Zweifel wirst du, liebster Yn-Che-Chan, fragen, wer denn nun nach dem scheinbaren Todte dieses Gottes da Weltgebäude regieren wird, und wer es regieret hat, ehe jener zu einem Gott wurde, und als er damit zu thun hatte, daß er die Anzahl seiner Wanderungen in menschliche Körper vollständig machte? Dieses Geheimniß will ich dir so kurz und deutlich, als es mir wird möglich seyn, entwickeln. Die Regierung einer jeden Gottheit dauert nicht ewig, sondern ist nur auf eine gewisse Anzahl von Jahren festgesetzt. Diese Anzahl von Jahren ist einmal gröſſer, als die andere, in wieferne die Anzahl der Auserwählten, die der Regierende Gott zu heiligen hat, geschwind, oder langsam vollzählig wird. Sobald als die Zahl völlig beysammen ist, so hat der Gott auch sein Amt vollendet. Er fällt in jene glückliche und ewige Schlafsucht, die sein Glück vollkommen macht. Eine andere Gottheit, die es nach und nach worden ist, kommt an seine Stelle, und übernimmt die Regierung des Weltgebäudes.

Diese

Woferne du dieses nicht aus den Gedanken lässest, und ganz auf die Seite setzest, indem du es als unanständig für die Götter achtest, und als etwas, das sich nicht mit ihrer Ruhe verträgt, so wird die heilige Gottheit, die durch dich selbst davon loßgesprochen ist, dir stets zur Seite seyn; Nicht als ob die Gottheit beleidiget werden, und darüber im Zorn dich zur Strafe ziehen könne; Sondern weil du dir selbst die Gedanken machen wirst, daß die in angenehmer Ruhe lebenden Götter sich heftig entrüsten. Du wirst niemals mit ruhigem Herzen in die Tempel der Götter gehen, noch auch die Bilder, die von dem heiligen Wesen gemacht sind, und den Menschen die Gestallt der Gottheit ankündigen sollen, mit einer stillen Gemüths-Ruhe anzusehen vermögend seyn.

Diese Regierung der Welt aber bestehet nicht in der Erhaltung der Ordnung, in der richtigen Abtheilung der Jahreszeiten, in der Aufsicht über alle Begebenheiten; alles dieses geschiehet natürlicher Weise von sich selbst, und ist keine Sache für die Aufmerksamkeit eines Gottes, dessen Sorgfalt lediglich und allein dahin abzielet, daß er den Menschen die wahre Religion lehret.

Die Götter werden aus den Menschen herausgesuchet. Unter der Regierung der Gottheit, welche die Regierung hat, ist allemal einer, aus welchem ein GOtt wird, der die Stelle des vorhergehenden nach seinem Todte ersetzen soll. Es ist sehr schwer, in der Tugend so weit zu kommen, als es der Zustand eines Gottes erfordert. Die Talapoins sagen, es sey nicht genug, daß einer unter der Zeit, da er nach und nach unterschiedene Körper beseelet, viele gute Werke gethan hat. Alle diese guten Werke müssen auch in der Absicht geschehen seyn, daß er die Gottheit damit verdienen möge. Die Richtung der Absicht ist bey den Talapoins, um vergöttert zu werden, eben so sehr nöthig, als sie es bey den Jesuiten ist, um nicht zu lügen, wenn sie das Gegentheil von demjenigen sagen, was sie eigentlich sagen sollten, oder bey den Quietisten, um nicht zu sündigen, wenn sie die allersündlichsten Handlungen unternehmen. Wer sollte wohl denken, daß die Richtung der Absicht, wie sie bey den Europäischen Gottesgelehrten vorkommt, auch eines von den hauptsächlichsten Stücken in der Religion der Leute von Siam seyn sollte? Freylich ist es wahr, daß die Talapoins sich derselben nicht weiter, als zu der

thörichten Einbildung bedienen, die sie sich machen, daß sie Götter werden können, anstatt daß die andern sie bey allen Gelegenheiten gebrauchen, und sich ihrer, um alle ihre Leidenschaften zu entschuldigen, und zu rechtfertigen bedienen. Übrigens reicht die Richtung der Absicht auch noch nicht zu, um zu dem Stande der Gottheit zu gelangen; man muß die Engel, welche über die vier Theile der Welt die Aufsicht haben, zu Zeugen der guten Werke, die man verrichtet, nehmen, und Wasser ausgiesen, indem man die Hülfe des Schutz-Engels, des Beschützers und Erhalters der Erde anrufet. Dieser Engel ist ein weiblicher Engel, und heisset Naang-Prathorani.

Die Leute von Siam nehmen unter den Engeln eben so, wie unter den Menschen zweyerley Geschlecht an. Diese Engel bleiben nicht, ohne sich zu vermehren. Sie haben Söhne und Töchter. Man darf es sich gar nicht wundern lassen, daß die Leute in Siam ihnen verstatten, die Ergötzlichkeiten der Liebe zu geniesen, weil beynahe alle alten Kirchen-Lehrer unter den Europäern behaupteten, daß sie mit den Weibspersonen einen vertrauten Umgang gehabt hätten *. Diese Meynung hatte viel ähnliches

* Angeli autem ordinationem sive dispositionem eam transgressi, cum mulierum, concubitus causa, amoribus victi, tum filios procrearunt eos, qui daemones sunt dicti, atque insuper reliquum genus humanum in servitutem suam redegerunt. *Justin. Philos. Martyr. Oper. Apolog. Prim.* pag. 44. Edit. Colon. 1636. Jtaque a statu suo defecerunt, alii quidem amoribus capti virginum, & libidine

ches mit der Meynung der Heyden, welche unterschiedene von ihren Unter-Gottheiten mit gemeinen Sterblichen verheyratheten *. Zu allen Zeiten, und in allen Ländern haben die Menschen, so viel, als ihnen möglich war, die Götter, die sie anbeteten, ihnen gleich gemacht. Die Eigenliebe, und die Eitelkeit haben in die Lehren der Religion eben so gut, als in die andern Gebräuche einen Einfluß.

dine carnis accensi: ipse vero princeps, tum negligentia, tum improbitate circa procreationem sibi concreditam. Ex amatoribus igitur virginum gigantes, ut vocant, nati sunt. *Athenagorae legatio pro Christianis.* pag. 27. Beynahe alle die alten Kirchenväter biß auf den Heiligen Cyrillus sind der Meynung des Heil. Justins und Athenagoras gewesen. Diese Meynung ist durch den Heil. Cyprian, Lactanz, Tertullian u. s. w. behauptet worden. Die Original-Stellen dieser Kirchen-Väter in diesem Puncte kann man in den Jüdischen, und Cabbalistischen Briefen nachsehen. Hier will ich sie nicht noch einmal wiederholen, indem die gegenwärtige Schrift weiter nichts, als eine Fortsetzung von den beyden vorhergehenden ist.

* Aus diesen Ehen wurden Menschen gebohren, die sich deßwegen eben nicht für sogar glückselig achteten. Achill ist bey dem Homer unwillig, daß sein Vater Peleus nicht eine bloße Sterbliche geheyrathet hat.

ὡς ὄφελες σὺ μὲν αὖθι μετ' ἀθανάτης ἀλίηισι
Ναίειν, Πηλεῦς δὲ θνητὴν ἀγαγέσθαι ἄκοιτιν.

O wenn du doch bey den Meergöttinnen geblieben wärest, und Peleus eine Sterbliche zur Frau gehabt hätte. Homer. Iliad. Lib. XVIII.

Die Leute von Siam glauben von den Engeln, noch andere Dinge mehr, die mit demjenigen, was die Europäer von ihnen sagen, vollkommen übereinstimmen. Sie sprechen, daß sie niemals vergöttert werden können. In diesem Stücke sind sie nicht so glücklich, als die Menschen. Aber haben nicht unterschiedene Jüdische Rabbinen behauptet, daß das höchste Wesen, als es den ersten Menschen erschaffen hatte, den Engeln befohlen, sich vor ihm niederzuwerfen, und ihm zu huldigen? Denenjenigen, die gestraft, und in Teufel verwandelt wurden, wiederfuhr es deßwegen, weil sie diesem Befehle nicht nachkommen wollten. Behaupten die Christen nicht auch, daß die Menschen der Gottheit viel lieber, als die Engel gewesen sind, weil sie den ersten ihre Sünde vergeben, und die letztern zu einer ewigen Strafe verurtheilet hat? Also sind die Leute in Siam es nicht allein, die den Zustand der Menschen über der Engel ihren hinaussetzen. Sie theilen dieselben in sieben Klassen, oder verschiedene Hierarchien ein, wovon immer eine vollkommener, als die andere ist. Eben so machen es auch die Europäer.

Die Leute in Siam haben aus den Engeln besondere Aufseher über alle Theile der Welt gemacht. Sie geben ihnen die Aufsicht über die Gestirne, über die Erdkugel, über die Städte, über die Berge, über die Wälder, über die Winde. Dergleichen Meynung haben unterschiedene alte Christliche Lehrer in ihren Schriften ebenfalls behauptet.

Die

Die Einwohner von Siam glauben mit völliger Zuversicht, daß die Engel auf die Aufführung der Menschen mit einer unaufhörlichen Aufmerksamkeit Achtung geben, und daß sie Zeugen von allen ihren Handlungen sind, worüber sie ein sehr genaues Verzeichnis halten, um diejenigen, welche gut sind, zu belohnen, und die bösen zu bestrafen. Die Europäer glauben gerade eben dieses, und du hast unsere Freunde die Missionarien gar oft von ihrem Lehrsatze von dem Schutz-Engel reden hören *.

Ordentlicher Weise wenden sich die Leute in Siam an die Engel, und keinesweges an ihren Gott. Sie danken ihnen für die Gnade, die sie von ihnen erhalten zu haben glauben, und bitten sie, daß sie sie für übeln Zufällen bewahren sollen. Überhaupt beten durchgängig die Italiener, die Spanier, die Portugiesen noch viel öfterer ihre Schutz-Engel, als das höchste Wesen an. Diese himmlischen Geister sind es, von welchen sie glauben, daß sie ihrer Führung und Aufsicht anvertrauet sind, und an welche sie sich in allen ihren Nöthen wenden **. Es fällt jedermann in die Augen,

* In den Cabbalistischen Briefen befindet sich ein Brief über den Lehrsatz von dem Schutz-Engel.

** Der Heil. Bernhard spricht; Unter dem Beystande unserer Schutz-Engel haben wir nichts zu befürchten, sie können weder überwunden, noch verführet werden, noch auch uns verführen. Sie sind unsere Erhalter in den Begebenheiten unsers Lebens, immerfort getreu, klug, und mächtig.

Quid

gen, wertheſter Yn-Che-Chan, daß ſich zwiſchen den Leuten in Siam und zwiſchen den Europäern in der Lehre von dem Weſen, und den Eigenſchaften der Engel eine vollkommene Gleichheit bemerken läſſet. Dieſes iſt nicht die einzige Lehre, woraus es wahrſcheinlich wird, daß das Chriſtenthum vielleicht ehemals in Siam bekannt geweſen, und auch wohl gar etwan getrieben worden iſt. Es giebt noch unterſchiedene andere Dinge, worinnen die Religion in Siam mit der Europäiſchen viel ähnliches hat. Dieſes iſt auf eine ſehr gründliche Art von einem Jeſuiten bemerket worden, und eben davon will ich in meinem nächſten Briefe umſtändlicher handeln, indem ich dir die Geſchichte des Gottes erzähle, von welchem die Einwohner in Siam behaupten, daß er heut zu Tage regiere, und den ſie Sommono-Khodom nennen.

Die Leute in Siam wiſſen weiter von keinen Teufeln, als von den Seelen der Gottloſen, die aus der Hölle, worinnen ſie eigentlich ihr Gefängniß haben, herauskommen, eine Zeit lang auf der Welt

Quid ſub tantis cuſtodibus timemus? Nec ſuperari, nec ſeduci, minus autem ſeducere poſſunt, qui cuſtodiunt nos in omnibus viis noſtris, fideles ſunt, prudentes ſunt, potentes ſunt. Quid trepidamus? tantum ſequamur eos, adhaereamus eis. *Bernard. Sermon. in Pſalm. qui habitat.*

Albert der Groſſe verſichert uns, daß die Engel eben ſo, wie Gott, unſere Beſchützer ſind, wenn wir uns nur durch unſern guten Willen gegen ſie deſſelben würdig machen. Nempe per bonam voluntatem habet homo Deum in poſſeſſionem, ſanctos angelos cuſtodes & protectores, & inſuper per bonam voluntatem omnis tentatio ſuperatur. Albert. Magn. de adherent. Deo Cap. XI.

Welt herumwandeln, und den Menschen alles Ungemach, das sie nur können, verursachen. Diese Meynung hat wiederum eine grosse Aehnlichkeit mit derjenigen, welche gewisse Europäer von solchen Geistern haben, die sie Kobolte nennen, und von welchen sie meynen, daß sie nicht so strafbare Engel sind, als diejenigen, die in Teufel verwandelt wurden.

Ferner findet man bey den Leuten in Siam etwas von den sogenannten Limben der neuern Römer. Freylich ist es wahr, daß diese Oerter bey den erstern weit zahlreicher angefüllet sind, als bey den leztern. Denn diese weisen darinnen weiter niemanden einen Platz an, als den kleinen Kindern, die gestorben sind, ehe sie durch das Wasser haben können gereiniget werden. Aber die Leute von Siam verweisen dahin die todtgebohrne Kinder, die Mütter, welche in Kindesnöthen sterben, und die Leute, die in einem Zweykampfe das Leben eingebüßt haben. Ich wundere mich, daß sich nicht zu den Zeiten, da die irrende Ritterschafft, uud die Zweykämpfe in Europa so stark im Gebrauche waren, in Europa ein Gottesgelehrter gefunden hat, der, um den Edelleuten einen Gefallen zu thun, auf den Einfall gerathen ist, daß er diejenigen auch in die Limben verwiesen hat, die in den Turnieren, und in den Zweykämpfen um ihr Leben gekommen sind. Nachdem die Seelen der Gottlosen lange genug das Handwerk der Teufel getrieben haben, so kommen sie wiederum auf die Welt, und beleben andere Menschen-Körper, und wenn sie daselbst

dem

dem Gesetze gemäß leben, so können sie zu der Heiligkeit gelangen, und die Ergötzlichkeiten, und Wollüste genießen, die man in dem Paradiese zu gewarten hat. Was es mit diesem Paradiese für eine Beschaffenheit habe, das will ich dir in meinem nächsten Briefe melden.

Lebe wohl.

Siam. ——

Der hundert und fünf und dreyßigste Brief.

Kieou-Che, an Yn-Che-Chan.

Der Gott, welcher nach den Reden der Einwohner von Siam gegenwärtig in der Welt herrschet, und die allgemeine Aufsicht über die Menschen hat, wird Sommono-Khodom genennet, wie ich dir, wertheſter Yn-Che-Chan, bereits in meinem vorhergehenden Briefe gesagt habe. Ein Jesuit, der unterschiedene Reisen nach Siam gethan hat, wovon ich die Berichte bey einem Europäer, der mein guter Freund ist, gelesen habe, saget mit vollkommenem Rechte *, die Geschichte dieses vorgegebenen

* Voyage de Siam des Peres Jesuites, envoïés par le Roi aux Jndes, à la Chine &c. par le Pere Tachard. pag. 297. Ed. Amsterd. 1688.

gebenen Gottes sey ein abgeschmackter Mischmasch von Christlichen Lehren, und den allerlächerlichsten Träumereyen. Es darf ein Mensch auch nur eine ganz mittelmäsige Erkenntniß von der Christlichen Religion haben, so wird er mit leichter Mühe erkennen, wie es gar nicht anders möglich sey, als daß sie denenjenigen bekannt gewesen seyn müsse, welche die Religion, die in Siam im Schwange gehet, erfunden, oder zum wenigsten vermehret haben. Eine nur obenhin angestellte Vergleichung zwischen dem, was die Talapoins von ihrem Gott Sommono-Khodom sagen, und zwischen den vornehmsten Glaubens-Lehren der Europäischen Gottesgelehrten, die dir vollkommen bekannt sind, wird die Meynung des Jesuiten ausser allem Zweifel setzen.

» Die Leute in Siam glauben *, Sommono-
» Khodom sey gleich von Mutterleibe an vermöge
» seiner eigenthümlichen Tugend ein Gott gewesen,
» und habe unmittelbar nach seiner Geburt, ohne
» den mindesten Lehrer, der ihn unterwiesen, bloß
» durch den Blick seines Verstandes von allem
» dem, was den Himmel, die Erde, das Paradieß,
» die Hölle, und alle die unbegreiflichsten Geheim-
» nisse der Natur betrift, eine vollkommene Er-
» käuntniß erlanget; Er habe sich gleich auf ein-
» mal alles dessen erinnert, was er in den verschie-
» denen ehemals geführten Leben jemals gethan
» und unternommen hätte; Und nachdem er den
» Leuten solche grosse Dinge gelehret, so habe er
» dieselben in Büchern verfasset hinterlassen, da-
» mit

* Ebendaselbst pag. 228.

» mit sie die Nachkommenschafft zu ihrem Vor-
» theile gebrauchen könnte. Diese Bücher sind
» es, worinnen er von sich selbst erzählet, da er
» wäre ein Gott worden, so habe er eifrig gewün-
» schet, daß er doch einmal den Menschen seine
» Gottheit durch ein gewisses ausserordentliches
» Wunder offenbahren möchte: Damals habe er
» unter einem Baume mit Namen Ton-pô geses-
» sen, welchen die Leute in Siam aus diesem
» Grunde als ein besonderes Heiligthum vereh-
» ren, und die Orte, wo er wächset, als eine
» glückliche Vorbedeutung ansehen, indem sie sich
» steif und fest einbilden, daß einer eine grosse
» Sünde begehen würde, wenn er einem solchen
» Baume den geringsten Schaden zufügen wollte.
» Er füget diesem noch bey, daß er sogleich bemer-
» ket, wie er auf einem von lauter Golde und
» Edelsteinen glänzenden Throne, der aus der Er-
» de an eben demselben Orte herausgekommen, wo
» er sich befand, in die Luft erhoben worden wäre, und
» daß die Engel, welche in demselben Augenblicke
» vom Himmel herabkamen, ihm die Ehre und
» Anbetung, die sie ihm schuldig waren, erwie-
» sen. "

Unter diesen Fabeln bemerket man mit ganz leichter Mühe zwo wichtige Glaubens-Lehren der Christlichen Religion. Die eine ist Gott, der sich gefallen läßt, als ein Mensch gebohren zu werden; Die andere ist die Anbetung der Engel gleich von der Zeit seiner Geburt an, welches zweyer-ley Sachen sind, die man in den Schriften der

ersten Lehrer, und Stifter des Christenthums mit ausdrücklichen Worten geschrieben findet *.

Wir wollen in der Geschichte des Sommono-Khodom weiter fortfahren, und eben denselben Jesuiten immer so fort reden hören. Man kann gegen sein Zeugniß bey gegenwärtiger Gelegenheit von Rechtswegen keinen Verdacht haben. » Thevathat, der Bruder des Sommono-Khodom » und seine Anhänger konnten die Herrlichkeit und » Hoheit, welche ihn umgaben, ohne eine über» aus grosse Eifersucht nicht ansehen. Sie schwu» ren ihm seinen Untergang, und da sie die Thiere » wider ihn aufgehetzet hatten, so fiengen sie an, » mit ihm Krieg zu führen. Ohnerachtet er ganz » allein war, so wurde ihm doch über die Menge » seiner Feinde gar nicht bange. Er widersetzte » sich, ohne zu wanken, allen ihren gewaltsamen » Angriffen, und vermittelst seiner guten Werke, » die ihn schützten, wurden aus den Pfeilen, die » man wider ihn losdrückte, lauter liebliche Blu» men, welche anstatt daß sie ihm hätten schaden » sollen, vielmehr noch zu Vergrösserung seiner » Ehre dienten. Immittelst bekennet er, daß er in » der grösten Hitze des Kampfes, als er am mei» sten in Gefahr war, ganz vergebens seine Zu» flucht zu den guten Werken genommen habe, die » er durch die Beobachtung der neun ersten Ge» bote des Gesetzes ausgeübet hätte, immaßen er » gesehen, daß diese Gebote nicht vermögend ge» wesen wären, ihn in dieser dringenden Noth zu » schützen; Aber da er sich mit dem zehenden Ge»

* Evang. Luc. II. v. 13. 14. 15.

» bote verwahret, und dieses auf das strengste er-
» füllet hätte, welches verordnet, sich gegen Men-
» schen und Vieh gütig und liebreich zu beweisen,
» so habe er ohne viele Mühe über seine Feinde
» die Oberhand behalten, und hier ist die Art,
» wie er den Sieg gewonnen hat. Der weibliche
» Schutz-Engel der Erde, oder vielmehr die En-
» gelinn, (denn wir haben schon gemeldet, daß sich
» zwischen den Engeln in Ansehung des Geschlech-
» tes ein Unterschied findet) der sich zu ihm be-
» geben hatte, betete ihn erstlich an, hernach
» wendete sie sich zu Thevathat und seinen An-
» hängern, und gab ihnen zu erkennen, daß Som-
» mono-Khodom wirklich ein Gott worden wäre.
» Sie sagte zu ihnen, sie wäre ein Zeuge von sei-
» nen guten Werken gewesen, und um ihnen hier-
» von einen überzeugenden Beweiß zu geben, wieß
» sie ihnen ihr eigen Haupt-Haar, das noch ganz
» mit Wasser benetzet war, das er im Anfange sei-
» ner guten Werke ausgoß. Daher kommt der
» abergläubische Gebrauch der Leute in Siam im
» Anfange guter Werke Wasser auszugiesen, wo-
» von wir bereits unterschiedene male geredet ha-
» ben, und welchen die Einwohner von Siam seit
» der Zeit auf das genauste beobachten. Endlich
» ermahnete sie dieselben, ihm die Anbetung, die
» er verdiente, wiederfahren zu lassen. Aber weil
» sie an ihnen eine Hartnäckigkeit, und eine Hals-
» starrigkeit fand, nach welcher sie durchaus nicht
» auf diese Vorstellungen hören wollten, so drück-
» te sie ihre nassen Haare, aus welchen ein groses
» und tiefes Meer herausfloß, worinnen sie insge-
» sammt ersäufet wurden.

Hier haben wir abermal einen ganzen Haufen Mährgen. Aber wird man nicht auch zugleich unter dem Namen und Gemüthsart des Thevathat, und seiner Anhänger alles dasjenige gewahr, was die ersten Lehrer der Christenheit von den Fallstricken geschrieben haben, welche die bösen Geister den Menschen haben legen wollen, um sie zu hindern, daß sie ihren Gott und ihren wahren Erlöser nicht erkennen sollten? Hat nicht der Kampf des Sommono-Khodom einige Aehnlichkeit mit der Versuchung des Messias in der Wüsten? *

Was die Leute in Siam noch mehr von dem Thevathat erzählen, dasselbe scheinet nicht weniger aus den Lehrsätzen der Christlichen Religion entlehnet zu seyn, welche durch diejenigen, die sie mit den abgeschmackten Mährgen der Religion in Siam vermischet haben, ganz verdorben, und unkänntlich gemacht worden sind. ** „Da Thevathat, sprechen die Talapoins, viel Witz und Geschicklichkeit besaß, so fand er Mittel, sich einen neuen Anhang zu verschaffen, bey welcher „Gelegenheit er unterschiedene Könige und Völker an sich zog, die seine Lehre annahmen, und „ihm als seine Anhänger folgeten. Dieses war „die Ursache einer Trennung, wodurch die Welt „in zween Theile getheilet wurde, und diese gab „zu zweyerley Religionen Anlaß, anstatt daß zuvor alle Menschen sich zu einer einzigen bekannten. Der eine Theil der Menschen, worunter

* Evang. Matth. IV. v. 1. 2.

** Voyage de Siam &c. pag. 301.

„ sie aus den Gründen, die wir gleich itzt anzeigen
„ wollen, uns rechnen, wurden Schüler des The-
„ vathat, und die übrigen hielten es mit dem
„ Sommono-Khodom. Thevathat, der zwar
„ nur der jüngste Bruder war, dagegen aber sich
„ durch so viele Fürsten unterstützet sahe, die seine
„ Vertheidigung auf sich genommen hatten, bedien-
„ te sich der offenbaren Gewalt und der Verräthe-
„ rey, um seinen Bruder zu stürzen. Er nahm
„ die abscheulichsten Lästerungen zu Hülfe, um ihn
„ seines guten Namens zu berauben; aber seine
„ Absichten gelungen ihm nicht. Er wurde sogar
„ mehr, als einmal überwunden, als er, um sei-
„ ne Anhänger in dem Glauben, den er sie lehre-
„ te, zu bestätigen, die Frechheit hatte, mit seinem
„ Bruder um den Vorzug zu streiten, welcher un-
„ ter ihnen die grösten Wunderwerke thun kön-
„ ne. “

„ Sein Ehrgeitz erregte in ihm ein Verlan-
„ gen, ein Gott zu seyn; Aber da er es nicht
„ wirklich war, so wuste er viele Dinge gar
„ nicht, wovon sein Bruder eine vollkommene Er-
„ känntniß hatte; Und weil sein Stolz es ihm
„ nicht zuließ, den Sommono-Khodom anzuhö-
„ ren, so erfuhr er nicht von ihm, was in der
„ Hölle und in dem Paradiese vorgieng; Er hörte
„ auch nichts von der Lehre der Seelenwanderung,
„ noch von den Veränderungen, die in allen Jahr-
„ hunderten bereits geschehen waren, und künftig
„ noch geschehen sollten. “

Wo ist wohl ein Mensch, der nur ein wenig natürlichen Verstand hat, und zugleich von der Religion der Europäer eine nur mittelmäsige Erkänntniß besitzet, der nicht an dem Thevathat den Satan der Christen wahrnehmen sollte? Dazu braucht man eben keine grosse Wissenschaft; es gehört nur eine ganz geringe, und mittelmäsige Aufmerksamkeit dazu. Daß aber Thevathat gerade derjenige böse Geist ist, welchem die Europäer den Namen des Teufels beylegen, und von welchem sie sprechen, er sey auf ewig in den Abgrund verstossen, dieses läßt sich noch deutlicher daraus erweisen, wenn man die Aehnlichkeit zwischen dem Zustande des Thevathat, und des Teufels betrachtet. Hier kannst du lesen, was die Leute in Siam von dem traurigen Ende, und von der ewigen Strafe dieses Feindes des Sommono-Khodom erzählen. *

„ Nach allen den Beleidigungen, welche Theva-
„ that seinem Bruder angethan hatte, ohne weder
„ die Rechte der Natur, noch die Gottheit selbst
„ in Ehren zu halten, war es der Gerechtigkeit ge-
„ mäß, daß er gestrafet wurde. Daher findet man
„ auch in den Schriften der Leute in Siam Nach-
„ richt von seiner Strafe, und Sommono-Kho-
„ dom meldet darinnen selbst, nachdem er ein Gott
„ worden wäre, so hätte er seinen gottlosen Bru-
„ der in dem tiefsten Abgrunde der Höllen gesehen.
„ Hier, spricht er, hätte er ihn wahrgenommen,
„ da er in der grösten Noth gesteckt, und unter der
„ Last seines Elendes geseufzet hätte. Er befand
„ sich in der achten Wohnung, das ist, an demje-

* Ebendas. pag. 304.

„ nigen Orte, wo die allergrösten Missethäter ge-
„ peiniget werden, und daselbst büssete er durch eine
„ entsetzliche Strafe, für alle die Sünden, die er
„ begangen, und sonderlich für den Schimpf, den
„ er seinem Bruder angethan hatte. Sodann be-
„ schreibet er die Quaal, zu welcher man den
„ Thevathat verurtheilet hatte, und saget, er sey
„ mit grossen, dicken Nägeln, die ihm den empfind-
„ lichsten Schmerz verursacheten, an ein Kreutz an-
„ geheftet gewesen, und habe auf dem Kopfe eine
„ Krone von Dornen gehabt; Sein Leib wäre über
„ und über voll Wunden gewesen, und um seine
„ Noth auf das höchste zu bringen, hätte ihn das
„ höllische Feuer gebrannt, ohne ihn zu verzehren.“

Das sonderbarste bey der ganzen Sache ist dieses, daß nichts in den Leuten von Siam einen so grosen Haß gegen die Christliche Religion erwecket, als die Aehnlichkeit, die sich zwischen dieser und der ihrigen in gewissen Stücken findet. Demnach thut das, was den Missionarien eigentlich beförderlich seyn sollte, ihnen ansehnlichen Schaden, und hindert, daß ihnen ihr Vorhaben nicht von statten gehen will. Sie beschweren sich gar sehr deßwegen, und eifern über die Blindheit der Talapoins, welche ihre Schüler zu bereden suchen, Thevathat sey der Gott, welchen die Europäer anbeten. „Die Aehn-
„ lichkeit, „ spricht eben dieser Jesuit, auf wel-
chen ich mich bis anher beruffen habe, „ * welche
„ sich in gewissen Stücken zwischen ihrer Religion,
„ und der unsrigen befindet, bringet sie auf die

„ Ge-

* Ebendaselbst pag. 305.

» Gedanken, Jesus Christus sey gar nicht unter-
» schieden von demjenigen Thevathat, von wel-
» chem in ihren Schriften geredet wird. Sie bil-
» den sich ein, weil wir Schüler des einen wären,
» so wären wir auch Anhänger des andern, und
» die Furcht mit dem Thevathat in die Hölle ge-
» worfen zu werden, wenn sie es mit seiner Lehre
» halten, erlaubet ihnen nicht, den Vorschlag an-
» zuhören, daß sie sich zu der Christlichen Religion
» wenden sollen. Das, was sie in ihrem Vorur-
» theile am meisten bestätiget, bestehet darinnen,
» daß sie uns das Bild des gekreutzigten Erlösers
» anbeten sehen, welches die Strafe des Thevathat
» vollkommen vorstellet. Wenn wir ihnen also die
» Hauptstücke unsers Glaubens vortragen wollen,
» so kommen sie uns allemal zuvor, indem sie spre-
» chen, sie hätten unsere Unterweisungen gar nicht
» nöthig, und sie wüsten schon besser als wir, was
» wir ihnen zu lernen Lust hätten.“

Aber die Aehnlichkeit zwischen der Strafe des Thevathat, und dem Todte des Gesetzgebers der Christen ist nicht das einzige, woraus die Talapoins zu beweisen trachten, daß diese beyden Personen nicht mehr, als eine einzige Person ausmachen, welcher man zween verschiedene Namen beygeleget hat. Die Wissenschaften, in welchen die Europäer es vor andern zuvorthun, sind ihnen aus keiner andern Ursache mitgetheilet worden, als weil sie Schüler und Untergebene des Thevathat waren, und eben dieses noch sind. Das heisst man, den schlimmsten Handel sich gut zu Nutzen machen, und der geschickteste Religions-Verfechter unter

den Europäern, würde sich kaum so gut aus einem schlechten Handel herausgeholfen haben. Denn es ist dem Ansehen nach ganz natürlich, daß die Schüler des Sommono-Khodom in allen Wissenschaften weit mehr erfahren gewesen seyn müßten, als die Schüler seines Feindes, der weder seine Macht, noch seine Erkänntniß, noch seine Weisheit hatte.

Auch die wechselsweisen Streitigkeiten zwischen den Europäischen Gottesgelehrten dienen den Talapoins zu einem Beweise, daß die Christen Anhänger des Thevathat sind. Es wäre zu wünschen, daß diese Gottesgelehrten über die Meynung der Einwohner von Siam mit genugsamer Aufmerksamkeit nachdächten. Vielleicht würden sie sich schämen, und darauf bedacht seyn, daß sie künftighin sich in der Sute mit einander vertrugen, und nicht ganz Europa durch ihre Trennung und unversöhnlichen Haß in einander hetzten, und darinnen ein verderbliches Feuer anzündeten Übrigens thue ich weiter nichts, als daß ich sage, was sie selbst sagen, und der Jesuit oll mein Gewährs-Mann seyn.

„ Ohngeachtet Thevathat, spricht er, * kein Gott
„ war, und folglich weder die geschwinde Bewe-
„ gung und seine Verfassung des Körpers, noch
„ die übrigen zur Gottheit gehörigen Vollkommen-
„ heiten hatte, so unterließ er doch nicht, in un-
„ terschiedenen Wissenschaften, absonderlich in der
„ Mechanick und Geometrie sich sehr hervorzuthun.
„ Da er derjenige ist, wenn es nach den Reden
„ der Leute in Siam gehet, von welchem wir diese

„ Er-

* Ebendas. pag. 307.

„ Erkänntniß der andern Künste in der neuen Leh-
„ re, die er bekannt machte, empfangen haben, so
„ mengte er vielerley Dinge darunter, die er aus
„ der Religion seines Bruders entlehnet hatte.
„ Dieses ist es, was die beyderseitigen Lehrbegriffe
„ in mancherley Punkten einander so gleich gemacht
„ hat. Unterdessen sind sie darinnen unterschie-
„ den, daß das Gesetz des Thevathat lange nicht
„ so strenge, als das andere von dem Sommono-
„ Khodom ist. Denn es lässet den Menschen eine
„ grosse Freyheit, Thiere zu tödten und zu essen,
„ da doch der Gebrauch solcher Dinge unerlaubt,
„ und strafbar seyn soll. Sie glauben, es wären
„ aus der Lehre des Thevathat, gleich als aus ei-
„ ner Quelle der Trennung und Zerrüttung, sie-
„ ben andere Seckten entstanden, welche in vielen
„ Stücken mit einander übereinkommen, und diese
„ gemeine Sage wenden sie auf die Ketzereyen der
„ Holländer, der Engelländer und anderer Völker,
„ die sich von der Römischen Kirche abgesondert
„ haben, an. Denn sie betrachten dieselben als
„ eben so viele Sprosser, welche aus unserer Reli-
„ gion entsprossen sind; Und das ist es, was sie
„ in ihren Meynungen noch mehr bestärket. “

Dieses mag genug seyn von dem Sommono-Khodom, dessen Seele die Leute von Siam in den achten Himmel setzen, und dessen Körper die Talapoins nach ihrem Vorgeben in Verwahrung haben. Einen Theil von seinen heiligen Gebeinen besitzen diejenigen, die sich in Pegu befinden, und die übrigen werden in Siam aufgehoben. Dieses geht alles in seiner Ordnung, und die Indianischen Mön-

che wissen und verstehen es eben so gut, als die Europäischen, wozu die Reliquien zu gebrauchen sind. Sie bedienen sich ihrer auf eine eben so geschickte Weise, und lassen sie auch von Zeit zu Zeit gewisse Wunder thun, in wie ferne es die Nothwendigkeit erfordert, den Eifer und die Mildthätigkeit des Volkes zu ermuntern. Also verwandeln sich, zum Beyspiele, die Gebeine, die man von dem Sommono-Khodom in dem Königreiche Pegu aufhebet, zum Theil in allerhand Metalle, zum Theil in ihren natürlichen Zustand, und geben einen ausserordentlichen Glanz von sich. Das chymische Geheimniß, durch dessen Vermittelung alles dieses bewirket wird, ist zum wenigsten eben so schön, als ein anderes, wovon so viele Europäer grosses Aufheben machen, wodurch das Blut des heiligen Januars in einer kleinen Flasche fließend gemacht wird. In der Stadt Sockhotai stehet ein güldenes Götzenbild. Die Talapoins machen von seinen wunderthätigen Eigenschaften grosse Lobeserhebungen. Sie geben vor, wenn es zu der Zeit, da es an Regen mangelt, auf das Feld hinausgetragen wird, wie man es in dergleichen Fällen zu thun gewohnt ist, so falle unverzüglich eine grosse Menge Wasser von dem Himmel. Hier haben wir also eine Bildsäule, die eben so grosse Wunder thut, als die Bildsäule der heiligen Genevieve, von welcher unser Parisischer Mißionar uns so oft Wunder-Dinge erzählet hat, und die in Paris allemal, so oft man sie aus ihrer Halle heraus spazieren lässet, Regen hervorbringet. Vor etlichen Tagen befand ich mich bey einem französischen Kauf-

manne, welcher der Bildsäule der heiligen Genevieve in Gegenwart eines Talapoins überaus viele herrliche Eigenschaften nachrühmete. Der Mönch aus Siam sagte zu ihm mit einer mitleidigen Geberde: Ihr guter ehrlicher Europäer sehet ihr es denn nicht, daß dieses der Thevathat ist, der, um euch in Irrthum zu verführen, selber regnen lässet? Einen Augenblick darnach fing der Talapoin an, sein Götzenbild von Sokhotai zu rühmen. „O wie seyd ihr blind, sagte der Kauf„mann zu ihm; Ihr werdet nicht gewahr, daß der Teufel derjenige ist, welcher euch, um euch in der Abgötterey zu erhalten, den Regen giebt, warum ihr bittet.“ Der Streit zwischen dem Indianer und dem Europäer wurde hitzig. Sie wollten mich zu einem Richter ihrer Streitigkeit annehmen. Was denken Sie wohl, sagten beyde zu mir, von den Eigenschaften unserer Bildsäulen? „Meine Gedanken sind diese, war mei„ne Gegenantwort, daß einer wie der andere in „der Verehrung, und dem Dienste, die er seiner Bildsäule erweiset, das höchste Wesen beleidiget.“ Es wollte keiner von beyden mit meiner Entscheidung zufrieden seyn. Dieses ist auch ganz leicht zu glauben; denn sie waren beyderseits weder klug, noch vernünftig genug.

Die Leute in Siam thun sich auf die Glaubwürdigkeit der Wunderwerke ihrer Götzenbilder sehr viel zu gute. Sie fordern sogar die Missionarien auf, daß sie eben dergleichen thun sollen. Es hat ziemlich das Ansehen, als ob diese das, was man

von

von ihnen begehret, nicht thun können, und sich nicht recht getrauen, die Abentheuer, womit die Leute in Siam groß thun, zu leugnen; Sie schreiben sie nur bloß der Zauberkunst zu. Dieser Grund klingt in den Ohren eines Weltweisen sehr erbärmlich. Immittelst hat es seine vollkommene Richtigkeit, daß dieses die Art ist, wie sich die Missionarien aus dem Handel herausziehen. Wie siehet es denn auf solche Weise mit allen den vorgegebenen Wunderwerken aus, welche sie selbst alle Tage unter den Leuten bekannt machen, und von welchen sie versichern, daß dieselben durch sie, oder durch ihre Mitbrüder bewerkstelliget worden wären. Sollte es nicht besser seyn, wenn sie geradeswegs zu ihren Landsleuten sagten: Wenn es auf die frommen Spitzbübereyen, und auf die Gauckeleyen ankommt, da sind die Indianer unsere Meister. Gegen ein Wunderwerk, das wir noch zur Noth zu Markte bringen können, thun sie deren dreyßig. Daher kommt es auch, daß sie uns alle Tage viel zu schaffen machen, und uns alle Augenblicke zu einem Wettkampfe auffordern. Übrigens sage ich hier nicht das geringste, das nicht auch die Missionarien selbst sagen. Zu dem Schlusse meines Briefes will ich das aufrichtige Bekänntniß eines Jesuiten beyfügen. *

„ Die Leute in Siam wissen sich sehr viel mit einer
„ ziemlich grosen Menge falscher Wunder von der-
„ gleichen Gattung. Wenn sie mit uns einen
„ Streit anfangen, so verlangen sie von uns zu
„ Bestätigung der Lehre, die wir predigen, einige

„ Wun-

* Ebendas. pag. 307.

» Wunder zu sehen. Sie machen gegen uns viel
» Rühmens von gewissen ehernen und steinernen
» Bildsäulen, von welchen sie glauben, es sind
» ehemals Menschen gewesen, welche eine göttli-
» che Kraft leblos gemacht hat. Sie haben
» noch, wie sie sprechen, unterschiedene alte künst-
» liche Stücken, die von Engeln verfertiget wor-
» den sind. Kurz, alle diejenigen Wirkungen, die
» wir der Zauberkunst zuschreiben, betrachten sie
» als eben so viele erstaunende Wunderdinge, und
» bilden sich viel darauf ein, daß sie die einzigen
» sind, welche die Kunst, sie zu machen, verste-
» hen. "

Ich wiederhole es noch einmal, wertheſter Yn-Che-Chan, die Zauberkunst, eine sogenannte eingebildete Wissenschaft, ist unter den Talapoins eben nicht mehr, als unter den Europäischen Mönchen bekannt. Aber die ersten sind nur geschicktere Taschenspieler, und verstehen es besser, wie man den Leuten die Augen betrügen soll. Die Wunderwerke, welche die Mönche in Europa thun, würden in Siam nur ein Kinderspiel seyn.

Lebe wohl

Siam. ——

Der

Der hundert und sechs und dreyßigste Brief.

Kieou-Che, an Yn-Che-Chan.

Die Begriffe, wertheſter Yn-Che-Chan, welche sich die Leute in Siam von der Hölle, von dem Paradieſe, von dem Weſen der Seelen, und von ihren verſchiedenen Wanderungen machen, haben noch eine weit gröſſere Aehnlichkeit mit jenen, welche die Griechen und Römer ehemals von allen dieſen verſchiedenen Religions-Punkten gehabt haben, als die Begriffe der Japaner, von deren Gleichförmigkeit ich unterſchiedene male in meinen Briefen etwas beygebracht habe. Ehe ich nach Siam gekommen bin, ſtund ich immer in den Gedanken, es ſey ſchwer irgendwo eine Lehre zu finden, die dem Glauben der alten Griechen ähnlicher wäre, als man ſie bey den Japanern und Chinefern antrift. Aber ich habe bemerket, daß die Lehrſätze der Religion in Siam eine noch weit gröſſere Gleichheit mit jenen haben, die wir heut zu Tage in den Schriften der Europäiſchen Schriftſteller, die vor Stiftung der Chriſtlichen Religion lebten, wieder antreffen.

Die Leute von Siam glauben ein Paradies, wo die Gerechten belohnt, und eine Hölle, wo die Gottloſen geſtraft werden. Die Seelen bleiben

weder

weder in dem Paradiese noch in der Hölle ewig. Ihr Aufenthalt an beyden Orten dauert nur etwan so lange, als nöthig ist, um die guten Werke, die sie gethan haben, zu belohnen, oder die Verbrechen, die sie begangen haben, zu bestrafen. Was diesen Punkt anlangt, so dachten die Griechen und Römer ehemals vollkommen so, wie man in Siam redet. Der Fluß der Vergeßlichkeit *, aus wel-

* Quisque suos patimur Manes; Exinde per amplum
Mittimur Elysium & pauci laeta arva tenemus,
Donec longa dies perfecto temporis orbe
Concretam exemit labem purumque reliquit
Aethereum sensum atque aurai simplicis ignem
Hos omnes ubi mille rotam volvêre per annos,
Lethæum ad fluvium Deus evocat agmine magno:
Scilicet immemores supera ut convexa revisant,
Rursus & incipiant in corpora velle reverti.

Virg. Aeneid. Lib. VI. 743 seqq.

Es muß ein jeder unter uns auf die bestimmte Weise büssen,
Dann wird das Elisäische Gefilde uns erst angewiesen
Und wenigen sind jene Fluren der Lust und Wonne zugedacht,
Bis daß der lange Tag am Ende, nachdem der Zeiten Lauf vollbracht,
Die Fehler der Natur entnimmt, und reines himmlisches Beginnen
Zurückläßt, und sie mit der Zeit das Feuer lautrer Luft gewinnen.
Ein Gott ruft diese insgesammt nach hingebrachten tausend Jahren
Zum Flusse der Vergeßlichkeit in unzählbaren grosen Schaaren,
Damit dieselben des Vergangnen uneingedenk die Oberwelt
Besuchen, und in neuen Körpern zu wohnen ihnen wohlgefällt.

welchem die Seelen trinken musten, nachdem sie eine gewisse Zeit in dem Tartarus, oder in den Elisäischen Feldern gewohnet hatten, war dazu bestimmt, daß sie, ehe sie in die Welt zurückkehrten, alles dasjenige völlig vergessen sollten, was ihnen in der andern Welt begegnet war.

Die Leute in Siam theilen die Hölle in allerhand verschiedene Wohnungen ab. Die Griechen und die Römer hatten auch mancherley Oerter, die zu der Bestrafung der Seelen bestimmet, und immer einer fürchterlicher und entsetzlicher, als die andern waren. Solche Leute, welche wie die Dido weiter nichts gethan, als sich das Leben genommen hatten, wanderten in einsamen Wäldern herum; * Aber die Verbrecher, welche wie die Titanen und Salmoneus sich an den Göttern versündiget, und sonst grosse Schandthaten verübet hatten,

* Inter quas Phoeniſſa recens a vulnere Dido
Errabat ſylva in magna; quam Troïus heros
Ut primum juxta ſtetit agnovitque per umbram
Obſcuram, qualem primo qui ſurgere menſe
Aut videt aut vidiſſe putat per nubila lunam

Jd. Jb. vers. 450. f.

Worunter auch Karthagens Dido mit noch ganz frischer Wunde war,
Und in dem Walde einsam irrte. Es ward sie Trojens Held gewahr,
Stand neben ihr, und kannte sie in dunkelm Schatten, gleich dem Lichte,
Des Mondes, den die erste Zeit des jungen Monats dem Gesichte
Durch Wolken zeigt, daß man ihn sieht, vielleicht auch nur zu sehen glaubt.

ten, würden in tiefen Kerkern eingeschlossen, und erdulteten darinnen gräuliche Strafen *.

Zwi-

* Tum demum horrisono stridentes cardine sacrae
Panduntur portae; Cernis, custodia qualis
Vestibulo sedeat? facies quae limina servet?
Quinquaginta atris immanis hiatibus hydra
Saevior intus habet sedem. Tum Tartarus ipse
Bis patet in praeceps tantum, tenditque sub umbras,
Quantus ad aethereum coeli suspectus Olympum.
Hic genus antiquum terrae, Titania pubes,
Fulmine dejecti, fundo volvuntur in imo.
Hic & Aloidas geminos immania vidi
Corpora, qui manibus magnum rescindere coelum
Adgressi, superisque Jovem detrudere regnis.
Vidi & crudeles dantem Salmonea poenas,
Dum flammas Jovis & sonitus imitatur Olympi.
Quattuor hic invectus equis, & lampada quassans,
Per Grajum populos, mediaeque per Elidis urbem
Ibat ovans, divumque sibi poscebat honorem,
Demens, qui nimbos & non imitabile fulmen
Aere & cornipedum pulsu simulârat equorum.
At pater omnipotens densa inter nubila telum
Contorsit, (non ille faces, nec fumea taedis
Lumina) praecipitemque immani turbine adegit.

Aeneid. Lib. VI. v. 537.

Dann öffnen sich die Höllen Thore, woran die Angel furchtbar knarrt.
Sieh, welcher Anblick, welche Wache im Vorhof sitzt, und wacht und harrt.
Mit funfzig schwartzen Rachen sitzt inwendig der ergrimmte Drache,
Er tobt mit fürchterlicher Wuth gantz unerbittlich auf der Wache.
Dann wird die tiefe finstre Hölle in zween Schlünden aufgedeckt,
So tief, als ohngefähr die Höhe sich bis an den Olymp erstreckt.

Zwischen dem Paradiese, wie es die Leute in Siam, und wie es die ehemaligen Europäer beschreiben, ist die Aehnlichkeit nicht so groß, als zwischen ihrer beyderseitigen Hölle. Nach der Meynung der erstern * finden im Paradiese gerade eben die=

Hier lieget das Titanen Volk, der Erden Söhne, stoltze Riesen,
Die durch des Donners Krafft gestürtzt im allertiefsten Abgrund büsen.
Hier werden beyde Aloiden, die ungeheuern, hart geplagt,
Die mit dem grösten Uebermuthe selbst an den Himmel sich gewagt,
Indem sie selbst den Jupiter aus seinem Reiche stossen wollen,
Wofür sie auf gerechte Art für ihre Frechheit büsen sollen.
So gehet es auch dem Salmoneus, der in des stoltzen Hertzens Wahn
Dem Jupiter es mit dem Blitze und mit dem Donner nachgethan.
Vier Pferde zogen seinen Wagen, er hatte Fackeln in der Hand,
Auf solche Art fuhr er frohlockend voll Ubermuth in Griechenland.
Der Thor verlangte unverschämt für sich so gar der Götter Ehre,
Als ob auf Erz durch Pferdehuf der Donner nachzumachen wäre.
Daher der Vater aller Götter den Donner auf ihn fallen ließ,
Der nicht verstellt war, sondern wirklich, und ihn tief in den Abgrund stieß.

* Das ist warhaftig ein posierlich Paradies, wo man wieder leichtes Kriegs-Volk, Frey-Bataillonen, Officiere, welche Freund und Feind ohne Unterschied plündern, Feldherren, die ihr regelmäsiges Kriegs-Volk dadurch belohnen, daß sie ihnen die Beute der von ihnen eroberten Städte Preiß geben,

diejenigen Dinge statt, die man auf der Erde zu sehen bekommt. Sie behaupten, es gebe daselbst Könige, Fürsten, Völker, man führe darinnen Krieg, man liefere Schlachten, man gewinne Siege. Wahrhaftig ein trauriges Paradies, werthester Yu-Che-Chan, wo die Thorheit und die Wuth immer noch eben so arg, als itzt in der Welt ist. Die alten Europäer legten ihren Helden in den Elisäischen Feldern wohl etwan eben dieselben Leidenschaften bey, die sie in ihrem Leben gehabt hatten; Sie verwilligten ihnen zwar auch Waffen, Wagen, Pferde * und dergleichen. Sie sagen sogar

geben, antrift, wobey die dem Soldaten eingeräumte Freyheit nothwendiger Weise den Diebstahl und Mord als eine unvermeidliche Folge nach sich ziehet, immasen bey solchen Gelegenheiten der Soldat niemals ordentlich im Zaume gehalten werden kann; Wo ferner der Kaufmann seines Vermögens beraubet, der Bürger bestohlen, der Bauer genöthiget wird, seine Felder liegen zu lassen, und seine Pferde vor das grobe Geschütz, und die Proviant-Wägen zu spannen; Wo der Edelmann seine Güter und Häuser verheeret und verwüstet siehet; wo Leute ohne Lebens-Art, ohne Redlichkeit, ohne Mitleiden oft zu dem grösten Vermögen gelangen, und daneben andere, die wegen ihrer Tugenden und Gemüths-Gaben hochgeschätzt zu werden verdienen, in das gröste Elend gerathen.

* His demum exactis, perfecto munere divae
Devenere locos laetos & amoena vireta
Fortunatorum nemorum, sedesque beatas.
Largior hic campos aether & lumine vestit
Purpureo, solemque suum, sua sidera norunt.
Pars in gramineis exercent membra palæstris;
Contendunt ludo & fulva luctantur arena:
Pars pedibus plaudunt choreas, & carmina dicunt.

gar von ihnen, daß sie eben diejenigen, die sie hier in der Welt gehasset haben, auch dort hassen und ver-

Nec non Threïcius longa cum veste sacerdos
Obloquitur numeris septem discrimina vocum:
Jamque eadem digitis, jam pectine pulsat eburno.
Hic genus antiquum Teucri, pulcherrima proles,
Magnanimi heroes, nati melioribus annis,
Ilusque Assaracusque & Trojae Dardanus auctor.
Arma procul, currusque virum miratur inanes.
Stant terra defixae hastae, passimque soluti
Per campum pascuntur equi, quae gratia currûm
Armorumque fuit vivis, quae cura nitentes
Pascere equos, eadem sequitur tellure repostos

Virg. Aeneid. VI. 637. seq.

Nachdem sie diß vollendet, und der Göttinn das Geschenk gegeben
Gelangten sie an Oerter, wo die Seeligen in Freuden leben
Hier überzieht ein breitrer Himmel die Felder, es umstralet sie
Ein Purpur-Licht, und ihre Sonne und Sterne fehlen ihnen nie.
Hier übt der eine Theil den Leib auf den begraßten Ubungs-Plätzen,
Ein andrer pflegt mit Ringen sich auf gelben Sande zu ergötzen;
Ein Theil belustigt sich durch Tanz, der andere singt seine Lieder
Hier ist der Priester Thraciens; Ein langes Kleid bedeckt die Glieder,
Er spielt auf seinen sieben Sayten, die er mit Fingern schnell bewegt,
Zum Theil auch mit dem Elfenbeine, wie ihm die Kunst es lehret, schlägt.
Hier war des Teucers alt Geschlecht, das seinem Stamme Ehre machte,
Hier war so mancher tapfre Held, der großmuthsvoll, und edel dachte,

Die

verabscheuen; Aber sie trieben doch die Sache nicht so weit, daß es hieß, sie schlügen und rauften sich mit einander. In dem Paradiese der alten Griechen war es wohl dem Helden erlaubt, einander zu meiden, und aus den Wege zu gehen. Aber wenn sie einander begegneten, so thaten sie einander nicht Schimpf und Schande an.

Die Leute von Siam haben es noch nicht dabey bewenden lassen, daß man nach ihrem Vorgeben einander in dem Paradiese Schlachten liefert. Sie haben die Sache auch so eingerichtet, daß man, um den Abgang des Kriegs-Volkes wieder zu ersetzen, nicht warten darf, bis aus dieser Welt Seelen daselbst anlangen, sondern auch ohne dieses beständig neue Soldaten haben könne; Zu dem Ende haben sie in dem Paradiese den Ehestand gelten lassen. In der ersten, zweiten und dritten Abtheilung dieser himmlischen Behausung, kann ein jeder, wer Lust dazu hat, eine Frau nehmen. Sogar die Heiligen können Kinder haben. Wenn diejenigen, welche vorgegeben haben, Mahomet sey der erste gewesen, der den lächerlichen Einfall gehabt, die Bewohner jener Welt zu verheyrathen, von der Reli-

Die in beglücktern Zeiten lebten, ein Ilus, ein Assaracus,
Desgleichen Trojens alter Stifter, und erster König Dardanus.
Verwundernd sah Aeneas Waffen, und Wagen ohne Helden stehn,
Und in der Erde Spiese stecken, und Pferde auf der Weide gehn;
Die sonsten lebend in der Welt auf Waffen, Pferd und Wagen hielten.
Beschäftigen sich damit auch in Elisäischen Gefilden.

gion der Leute in Siam, Tonquin, Pegu und in verschiedenen andern dort herum befindlichen Ländern eine richtige Wissenschaft gehabt hätten, so würden sie einen solchen falschen Satz gewiß nicht behauptet haben. Es sind schon mehr als zwey tausend Jahre, seit dem alle diese Völker glauben, daß die Jungfern ihre Jungferschaft in dem Paradiese verlieren.

Dem seeligen Aufenthalte der Griechen und der Mahometaner haben die Einwohner von Siam noch den dritten beygefüget, welcher viele Aehnlichkeit mit dem Paradiese der Christen hat. Es ist dieses die vierte Wohnung bey ihnen, und hat den Namen Nurippan. In derselben findet gar keine fleischliche Lust, und keine Ehe statt. Hier verbleiben die Seelen derer, die zu der höchsten Heiligkeit, und zu der Vergötterung gelanget sind, ewig in einer vollkommenen Reinigkeit, und in dem Stande der höchsten Seligkeit, indem sie in ihrem Zustande ein unbeschreibliches Glück finden. Dieses ist ohngefähr eine Beschreibung, wie sie uns die geschicktesten Lehrer unter den Christen von ihrem Paradiese geben, und man muß aufrichtig gestehen, daß sie die allervernünftigste ist. * Wenn die

* Felix anima, quæ terreno resoluta carcere, libera cœlum petit: Quæ te dulcissimum dominum a facie ad faciem cernit. - - - Inebriatur enim ab ubertate domus tuæ, & torrente voluptatis tuæ potas eam. *S. Augst. Manual.* Cap. VI. num. I.

die Seele von den Banden ihres Leibes befreyet ist, kann sie alsdenn wohl noch an sinnlichen Ergötzlichkeiten einen Geschmack finden? Eine solche Meynung zu behaupten ist höchst abgeschmackt; Und wenn sich ein Mensch vorstellen will, daß eine Seele mit der andern ficht, oder daß die Seelen einander heyrathen und Kinder zeugen, so ist dieses eine von den abentheuerlichsten Einbildungen. Gleichwohl sehen wir ganze Völker, und Völker, die einen von den grösten Theilen der Welt bewohnen, und davon mit vieler Uberzeugung eingenommen sind, die das Böse aus keiner andern Ursache hassen, oder das Gute thun, als weil sie sich Hofnung machen, mit der Zeit in dem Paradiese Weiber von besonderer Schönheit und Witze, hauptsächlich aber reine Jungfern zu bekommen. Denn das letztere ist diejenige Eigenschaft, worauf die Mahometaner das meiste halten. Wenn man mit Aufmerksamkeit untersuchen wollte, was eigentlich die Menschen grösstentheils zu der Ausübung der Tugend ermuntert, so ist nicht zu leugnen, daß man unter ihnen überaus wenige finden würde, welche mit Grund der Wahrheit lobenswürdig sind, und bey welchen der Bewegungs-Grund zu den besten Handlungen nicht eben so lächerlich, als ungegründet seyn würde. Ohngeachtet die Europäer sich wirklich in jener Welt nur bloß auf solche Belohnungen Hofnung machen, die dem Wesen der Seele gemäß sind, so handeln sie gleichwohl immer gern nach solchen Bewegungs-Gründen, die beynahe eben so ungereimt, wie man bey den Türken findet, und so

gar oft noch strafbarer sind. Wie viele giebt es nicht unter ihnen, die lediglich aus Furcht vor den zukünftigen Strafen fromm leben? Die Liebe zu dem Guten ist es keinesweges, die sie dazu antreibet; Vielmehr ist es die Furcht vor den mit siedendem Oele angefüllten Kesseln, vor den glüenden Gabeln, womit die Teufel bewafnet sind, vor den Rosten, auf welchen die Seelen gebraten werden. Kurz, das Schrecken, das ihnen alle die lächerlichen Mährgen beybringen, die ihnen von ihren Mönchen vorgesagt werden, ist die Hauptsache, die sie bey der Beobachtung ihrer Pflichten erhält. Wenn man ihnen nur schlechthin vorsagete, daß die Hölle ein Ort ist, wo die Seelen erkennen, wie viel sie dadurch verlieren, daß sie auf ewig jener vollkommenen Glückseligkeit beraubet werden, welche die Gottheit den Seeligen in jenem Leben angedeyhen lässet, so würde eine so vernünftige Vorstellung nicht den geringsten Eindruck in ihnen machen. O was für eine Schande ist es, werthester Yn-Che-Chan, für die Menschen, daß man ihnen, um sie zu der Tugend zu bewegen, in der andern Welt entweder schöne Weiber versprechen, oder drohen muß, daß sie in Kessel, die mit siedendem Oele gefüllet sind, eingetauchet werden!

Nunmehro komme ich zu dem Lehrsatze der Seelenwanderung. Das, was ich dir, liebster Yn-Che-Chan, schon vor diesem geschrieben habe, da ich mich in Japan befand *, will ich hier nicht noch ein-

* S. den dritten Theil dieser Briefe.

einmal wiederholen. Nur so viel will ich davon erinnern, daß ich immer noch bey meiner vormaligen Meynung bleibe, und daß ich glaube, in der Lehre von der Seelen-Wanderung sey nicht nur nichts ungereimtes, oder unmügliches, sondern man könne auch das Ungemach, dem beynahe alle Menschen unterworfen sind, auf keine der Vernunft gemäsere Weise erklären, als, wenn man dieselbe annimmt. Sodann kostet es nicht die mindeste Mühe mehr, die Unglücksfälle der Geschöpfe mit der Gütigkeit des Schöpfers zu vergleichen. Die Seelen leiden ihre Strafe für die Fehler, die sie in andern Körpern begangen haben, in solchen Körpern, die sie beleben. Aber, wirst du sagen, wenn es damit seine Richtigkeit hat, wozu dienet es denn, daß man eine Hölle glaubet? Hierauf gebe ich dir zur Antwort, daß ich nicht verbunden sey, für die Lehre der Leute in Siam, was diesen Punkt anlangt, die Gewähr zu leisten. Ich glaube, wenn man die Seelen-Wanderung für gegründet annimmt, so kann man die Hölle ganz wohl entbehren. Immittelst klingen die Ursachen, welche die Einwohner von Siam angeben, damit sie diese zweyfache Art strafbare Seelen zu bestrafen, entschuldigen, nicht eben so gar unrecht. Sie sprechen, die Seelen-Wanderung diene bloß und allein zu einer Reinigung von der Schuld der Sünde, und sey eine ganz leichte Züchtigung; Aber die Hölle sey deßwegen, damit die Sünden, die der Mensch nicht bereuet hat, bestrafet werden. Ein Missionar, der mein guter Freund ist, hat mir die Lehre der Leute in Siam, was diese Sa-

che anlangt, überaus gut erkläret. „Sie unter-
„ scheiden, wie er mir gesagt hat *, an der Sün-
„ de zweyerley Dinge, die Schuld, und die Stra-
„ fe, die in der Hölle für diejenigen bestimmet ist,
„ der die Sünde begehet. Die Strafe kann wohl
„ endlich in dem gegenwärtigen Leben vermittelst
„ guter Werke, und des guten Willens erlassen
„ werden. Aber die Schuld wird niemals ausge-
„ tilget, woferne man nicht erst zuvor durch den
„ Todt, oder durch andere Arten des Elendes ge-
„ strafet worden ist. In der Strafe, welche auf
„ die Sünden erfolget, wird das Gesetz der Wie-
„ dervergeltung auf das genaueste beobachtet.
„ Denn wenn einer einen Menschen getödtet hat,
„ so wird er auf gleiche Weise durch einen gewalt-
„ samen Todt entweder in diesem, oder in einem
„ andern Leben sterben. Hat er eine Schlange todt-
„ geschlagen, so wird ihm wiederum eine Schlan-
„ ge durch ihren Biß das Leben nehmen. Hat er
„ einem Vogel seine Jungen aus ihrem Neste ent-
„ wendet, so wird er ebenfalls mit der Zeit in sei-
„ ner zartesten Kindheit aus den Armen seiner El-
„ tern entrissen, und von andern verlassen wer-
„ den, die ihm irgend Hülfe leisten konnten. "

Hier haben wir also die Gründe, auf welchen nach den Meynungen der Leute in Siam die Nothwendigkeit einer Hölle beruhet; obschon die Seelen-Wanderung dazu dienet, daß die Fehler bestraft werden, die man vor diesem begangen hat.

Denn

* Voyage de Siam &c. par le Pere *Tachard* pag. 289.

Denn die Leute in Siam sind vollkommen überzeuget, (und eben so waren es auch die alten Pythagoräer, die auf gleiche Weise eine Hölle glaubten *) daß alles Gute und alles Böse, das den Menschen begegnet, eine Folge von ihren guten oder bösen Handlungen sey, und daß nimmermehr einer unglücklich sey, wenn er sich nicht versündiget habe. Reichthümer, Ehrenstellen, Gesundheit sind die Belohnungen der Tugenden, die ein Mensch ehemals gehabt hat. Nachdem er dafür eine Zeitlang in dem Himmel belohnet worden ist, so hat er dieses auch noch auf der Erde zu gewarten, wenn er dahin zurückkehret. Armuth, Krankheiten, verstümmelte Gliedmassen sind hingegen augenscheinliche Merkmale, daß man in den vorigen Zeiten irgend ein groses Verbrechen begangen hat, weßwegen man in der Hölle gestraft worden ist, und worüber man noch fernerweit in dieser Welt Strafe leiden muß. Oder wenn man dieses Ver-

* Oportebat præterea & humanam virtutem adesse: Nam si delinquentes subito pœnæ committerentur, timore homines justa exsequentes virtutem non haberent. Puniuntur autem corpore egressi: siquidem alii hic oberrant; alii in locis quibusdam terræ calidis aut frigidis; alii a dæmonibus divexantur: *Salust. Philosoph. de diis & mundo* Cap. XIX.

Verum animorum transmigrationem ex defectibus, qui ab ortu ingenerantur, dignoscere possumus. Propter quid enim alii cœci, alii luxatis membris, alii etiam animo ipso laborantes nascuntur? Et cum natura sua animi id habeant, ut in corpore muneribus suis fungantur. Id. Ib. Cap. XX.

Verbrechen gehörig bereuet hat, und die Strafe deſſelben vergeben worden iſt, ſo vertilget man die Schuld derſelben auf der Erde in einem neuen Leibe, der dieſen Unglücksfällen unterworfen iſt. Dieſes iſt die bloſe lautere Lehre, wie Pythagoras ſie ſonſt gelehret hat, * und dieſer gemäß kamen die ſtrafbaren Seelen, gerade ſo, wie nach dem Glauben in Siam, in gewiſſe Körper, die dieſem oder jenem Mangel unterworfen ſind, und nach Beſchaffenheit der Umſtände in die Körper unvernünftiger Thiere. In der Lehre von der Seelen-Wanderung haben die Indianer nichts, welches man nicht von Wort zu Wort eben ſo bey den Griechen, und Römern, die es mit dieſem Lehrſatze halten, finden ſollte.

Was den Urſprung der Seelen anlangt, ſo ſind dieſelben nach der Meynung der Leute von Siam eben ſo gut, als der Pythagoräer ewig. Sie ſind zu allen Zeiten vorhanden geweſen, und

ſind

* Hac igitur de cauſa hoc concedatur, quod neceſſario commemorentur peregrina ſupplicia quaſi animæ commigrent ultro citroque in varia corpora; ignavorum quidem in corpora muliebria, corporibus tributis ad ignominiam: homicidarum in ferarum corpora ad pœnam & ſupplicium: libidinoſorum in ſuum vel aprorum formas: levium & temerariorum hominum, in ſpecies volantium animatium, quæ in aëre ſolent verſari; ſegnium denique, otioſorum, imperitorum, ſtolidorum, in aquatilium ſpeciem. *Timæus Locrus de anima mundi.* ſub fin.

sind zu allen Zeiten aus dreyen verschiedenen Orten, aus dem Himmel, aus der Hölle, und aus den Körpern der Thiere, und der Menschen gekommen. Sie werden in alle Ewigkeit eben denselben Umlauf haben, ausgenommen diejenigen, die vermöge eines hohen Grades von Tugend sich bis zu der höchsten Heiligkeit erheben, und vergöttert werden. Dieser letztere Punkt ist ebenfalls der Lehre der Pythagoräer gemäß. Denn sie vereinigten die Seelen, die ganz und gar von allen Lastern gereiniget sind, mit der göttlichen Natur und Wesen. *

Lebe wohl, wertheſter Yn-Che-Chan.

Siam.

*Animi vero, qui ſecundum virtutem vixerunt, in aliis fortunati ac beati, ab eo etiam, qui rationis expers eſt, ſeparati, & ab omni corpore expurgati, diis ipſis copulantur, & mundum univerſum una cum illis adminiſtrant. *Saluſt. Philoſoph.* de diis & mundo. Cap. XXI.

Der hundert und sieben und dreyßigste Brief.

Kieou-Che, an Yn-Che-Chan.

Nachdem ich dir, wertheſter Yn-Che-Chan, das, was ich zuverläſſiges von der Religion der Leute in Siam erfahren konnte, erzehlet habe, ſo war ich darauf bedacht, daß ich im Stande ſeyn möchte, dir von ihrem phyſikaliſchen Lehr-Begriffe von dem Weltgebäude eine richtige, wiewohl nur kurze Beſchreibung zu liefern. Zu dem Ende wendete ich mich vor etlichen Jahren an einen von meinen guten Freunden, der ein Europäer, und ehrlicher Mann iſt, und ſich ſeit etlichen Jahren in Siam aufgehalten hat. Dieſen bat ich, mir hierüber einigen Unterricht zu geben. Er erbot ſich auf eine ſehr höfliche Weiſe, mir einen Brief leſen zu laſſen, den er über dieſe Sache an einen ſeiner auswärtigen Freunde aufgeſetzet hatte. Hier überſende ich dir die Abſchrift von dieſem Briefe. Ich zweifle gar nicht, er werde deine Neugier vollkommen befriedigen.

Schreiben eines franzöſiſchen Kaufmanns an einen ſeiner Freunde.

Mein Herr.

„Sie wollen gern von demjenigen, was die „Leute in Siam von dem Baue des gantzen „Welt-

» Weltgebäudes für Gedanken hegen, einige
» Nachricht haben. Sie sind begierig zu wissen,
» was für Begriffe sie sich von natürlichen Dingen
» machen. Ich habe die Ehre, Ihnen gleich an-
» fänglich zu sagen, daß sich unter den ungereim-
» testen und lächerlichsten Meynungen, welche die
» Einwohner in Siam hegen, unterschiedene be-
» finden, die eben so gut durch grosse Europäische
» Weltweise alter und neuerer Zeiten behauptet
» worden sind. Mitten unter den abgeschmackte-
» sten Träumereyen der Leute zu Siam trift man
» die vorzüglichsten Lehrsätze der Aristotelischen,
» und Stoischen Weltweisen, der Newtonianer,
» u. s. w. an. Man wundert sich entsetzlich, wenn
» man siehet, was für elendes Zeug um und neben
» ihnen stehet. Aber demohngeachtet kann man
» es doch nicht in Abrede seyn, daß sie darinnen
» wirklich vorhanden sind. Dieses ist ein augen-
» scheinlicher Beweiß, daß die Begriffe der grösten
» und gelehrtesten Männer doch wohl auch in
» dem Verstande der allereingeschränktsten und
» einfältigsten Leute ihres Gleichen haben kön-
» nen.

» Die Einwohner in Siam glauben, Himmel
» und Erde wären unerschaffen, und ewig. Sie
» sprechen, es sey unmöglich zu begreifen, daß die
» Welt jemals einen Anfang habe nehmen können,
» und daß sie ein Ende haben könne, weil
» es unmöglich ist, daß die Materie aus nichts
» erschaffen werden, und ein wirkliches Wesen aus
» dem Nichts entstehen kann. Dieses ist die

» haupt-

» hauptsächlichste Grundursache *, warum die
» Griechischen Weltweisen die Materie für ewig
» ausgegeben haben. Die Einwohner von Siam
» lassen es dabey nicht bewenden, daß sie die
» Ewigkeit der Materie für wahr halten. Ihrer
» Meynung nach ist zu allen Zeiten eine bestimmte
» Gestallt gewesen, und das Weltgebäude hat sich
» ziemlich in eben derjenigen Verfassung befunden,
» worinnen wir es gegenwärtig sehen. In diesem
» Stücke haben sie einerley Gedanken mit dem
» Aristoteles, und seinen Anhängern. Denn aus
» einigen Schrifften **, die uns von diesen Welt-
» weisen übrig geblieben sind, und aus dem Zeug-
» nisse etlicher alten Schriftsteller erhellet, *** daß
» un-

* Principium hinc cujus nobis exordia sumet,
Nullam rem e nihilo gigni divinitus unquam,
Quippe ita formido mortales continet omnes,
Quod multa in terris fieri cœloque tuentur,
Quorum operum causas nulla ratione videre
Possunt, ac fieri divino numine rentur.
Quas ob res, ubi viderimus nil posse creari
De nihilo; tum, quod sequimur, jam rectius inde
Perspiciemus, & unde queat res quæque creari,
Et quo quæque modo fiant opera sine Divum.
Nam si de nihilo fierent, ex omnibus rebus
Omne genus nasci posset, nil semine egeret.

Lucret. de Rer. Nat. L. I. v. 150. seqq.

** Universum quidem, ut ego arbitror, nec interiturum unquam est, nec ullum aliquando habuit ortum: cum fuerit, semper futurum sit. *Ocellus Lucanus* de Universo, Cap. I. num. 2.

*** *Philo Judæus* in Lib. de mundo non interituro

» unterschiedene Schüler des Pythagoras die
» Ewigkeit der Welt noch vor den Zeiten des
» Aristoteles * behauptet haben.

» Die Leute in Siam haben von weiter nichts,
» als von den sieben grosen Planeten einige Wis-
» senschaft; die neun kleinen, die man gewöhnli-
» cher Maasen Trabanten zu nennen pfleget, ken-
» nen sie gar nicht. Gesezt daß sich ihre Känntt-
» niß in diesem Stücke nicht so weit erstrecket, als
» man sie anderwärts in den neuern Zeiten findet,
» so wissen sie doch gewiß davon eben so viel, als
» die Alten gewußt haben. Die Namen, die sie
» den Planeten geben, die ihnen bekannt sind, die-
» nen so, wie in der Lateinischen Sprache, dazu,
» daß sie die Tage der Woche von einander unter-
» scheiden. Sie sind der Meynung, ein jeder
» Stern, und jeder Planete, sey der Wohnplatz
» irgend eines geistischen Wesens, der ihn regiere,
» der über seine Erhaltung die Aufsicht habe,
» kurz, der in demselben eben das, was die Seele
» in dem menschlichen Leibe verrichtet. Diese
» Meynung hat nicht allein bey grossen Griechi-
» schen Weltweisen, sondern auch zum Theil, bey
» den Lehrern der ersten Kirche, deren Verstand
» und Wissenschafft eben so groß, als ihre Tugend
» waren, Beyfall gefunden. Sie haben dieselbe
» so gar gerade auf eben die Weise, wie die Ein-

*Wir haben hiervon einen deutlichen Beweiß an dem Buche des Ocellus von dem ganzen Weltgebäude, περὶ τοῦ παντὸς. Ocellus lebte ohngefähr 80. Jahre vor dem Socrates, welcher der Lehrer des Plato, so, wie Plato des Aristoteles gewesen ist.

„ wohner von Siam ausgebreitet. Denn diese
„ Völker haben es daran noch nicht genug seyn
„ lassen, daß sie einem jedweden himmlischen Kör-
„ per ein besonderes geistisches und vernünftiges
„ Wesen zum Aufseher gegeben, sondern sie haben
„ auch noch allen Reichen, und allen Provinzen
„ ihre besondere Geister zugetheilet, die für ihre
„ Erhaltung und Sicherheit zu sorgen haben.
„ Gerade so klingt auch die Lehre des Origenes *.
Die-

*De Judicio autem in Angelos reddendo quodcunqüe decernit Origenes, ad angelos, hominum custodiæ præfectos, fere pertinet. Nam sive quibus ecclesiarum gubernatio commissa est, sive quibus gentium, vel singulorum hominum deputata est custodia, eos administrati muneris rationem, non secus ac homines, reddituros definit. Duplicis autem generis judicia in illos à Deo exerceri docet, alia, quotiescunque homines curæ suæ permissi recte, male degerunt, aliud vero, cum supremo arbitrio de rerum universarum summa deus judicabit. Utrique autem judiciorum generi suas videtur assignasse pœnas, sua præmia; ac prioribus quidem pro obito recte officio laudes & gloriam, pro re male gesta ignominiam & dedecus: posteriori vero pro meritorum ratione diuturniorem & clariorem, vel obscuriorem & breviorem, vel nullam, vel æternam Dei visionem. Quæ quanquam non distincte apud illum expressa invenias, ex ejus tamen assertionibus facile deducuntur. *In Homilia* num. 2. Angelos unicuique nostrum gubernando delegatos, vel pro hominum sibi traditorum bene gestis collaudatum, vel pro peccatis culpatum ac confutatum iri affirmat; idque ex eo probat Apocalypseos capite, in quo Asiaticarum ecclesiarum angeli laudibus & reprehensionibus pro meritis excipiuntur: *Venient enim angeli ad judicium nobiscum, & stabunt pro nobis ante solem justitiæ, ne forte aliquis etiam ex ipsis causæ*

fue-

„ Dieser Kirchen-Vater sagte sogar, die Engel
„ müsten Rechenschaft wegen des Uebels geben,
„ das durch ihre schlechte Verwaltung in den Ge-
„ genden, die ihrer Aufsicht zu Theil worden wä-
„ ren, sich zugetragen hätte. Dergleichen Mey-
„ nung hat nicht nur er allein gehabt. Er hatte
„ sie aus den Schriften verschiedener Schriftsteller,
„ die schon vor ihm gewesen sind, geschöpfet, und
„ was die himmlischen Geister anlanget, die den
„ Irrsternen, und den übrigen himmlischen Kör-
„ pern statt der Seelen dienen, so hegte eben dieser
„ Kirchenvater gerade solche Meinung, wie die Leu-
„ te in Siam, und legte allen diesen Körpern solche
„ geistische Wesen als Seelen bey, die vor der
„ Bildung der Welt gesündiget hatten, und geno-
„ thiget worden waren, zur Genugthuung für ihre
„ Fehler sich in die Irrsterne, und in andere
„ Sterne einzusperren. Der Heil. Augustin trei-
„ bet mit allem Rechte seinen Spott mit der
„ Meynung des Origenes, und er hat auch wirk-
„ lich etwas noch irrigers, als man in der Mey-
„ nung der Leute in Siam bemerket. Denn die-
„ se geben einem jeden Planeten ein geistisches We-
„ sen, das demselben gleich angebohren ist, ohne
„ zu behaupten, daß dieses geistische Wesen zur
„ Büssung für eine Vergehung gezwungen sey, in
„ den Körper, den es unter seiner Aufsicht hat,

„ hin-

fuerit, quod nos deliquimus, ne forte minus erga nos operis & laboris expenderint, quo nos a peccatorum labe revocarent. Eadem probationibus confirmat & repetit Homil. 13. in Luc. atque ita concludit: *Porro frequenter evenit, ut nobis laborantibus ipsi suum officium non expleant, & in culpa sint.* Huet. Origen. Tom. I. Lib. 2. Quæst. 5.

„ hineinzugehen. Auf solche Weise trift sie jener
„ unüberwindliche Beweißgrund nicht im minde-
„ sten, durch welchen der Heil. Augustin die Mey-
„ nung des Origenes auf einmal über den Hauf-
„ fen warf, und das lächerliche derselben klärlich
„ vor Augen legte. Denn dieser Kirchen-
„ Vater redet hiervon in folgenden Worten*:
„ Was kann wohl widersinnigers gefunden wer-
„ den, als wenn man sich vorstellet, die Sonne,
„ welche bloß und allein zu dem Nutzen und
„ Vortheile der Welt geschaffen worden ist, sey
„ nur deßwegen eine einzige Sonne, weil nur
„ eine einzige Seele gewesen ist, die also gesün-
„ diget, daß sie dadurch verdienet hat, in eine
„ Sonne eingesperret zu werden? Hätten nun
„ mehrere einen eben so grosen Fehler wie diese
„ begangen, so würde vielleicht diese Welt
„ durch hundert Sonnen bestralet werden. Al-
„ so darf man die gute Ordnung, die in dem
„ Weltgebäude herrschet, keinesweges der
„ Weißheit des Schöpfers, sondern der Beschaf-
„ fen-

* Quid autem stultius dici potest, quam per istum solem, ut in uno mundo unus esset, non decori pulchritudinis, vel etiam saluti rerum corporalium consuluisse artificem deum, sed hoc potius eveniisse, quia una anima sic peccaverat, ut tali corpori mereretur includi? Ac per hoc si contigisset, ut non una, sed duæ, imo non duæ, sed decem vel centum similiter æqualiterque peccassent, centum soles haberet hic mundus, quod ut non fieret, non opificis provisione mirabili ad rerum corporalium salutem decoremque consultum est, sed contigit potius tanta unius animæ progressione peccantis, ut sola corpus tale mereretur.
St. Augustin de Civit. Dei. Lib. II. Cap. 23.

» fenheit, und Verschiedenheit der Sünden zu-
» schreiben, welche gewisse geistische Wesen vor der
» Bildung des Weltgebäudes begangen haben. Die-
» ser einzige Einwurf des Heil. Augustins ist hinläng-
» lich zu zeigen, daß die Meynung der Einwoh-
» ner von Siam viel vernünftiger, als das Vor-
» geben des Origenes ist. Man darf ihr gar
» nicht nachsagen, daß es ihr eben ganz und gar
» an der Wahrscheinlichkeit fehlt. Man könnte
» vielmehr zu ihrem Vortheile sprechen, sie sey
» nicht nur durch alte Weltweise behauptet wor-
» den, sondern auch einem von den gelehrtesten
» Leuten neuerer Zeiten ziemlich wahrscheinlich
» vorgekommen. Bernier erzehlet uns, daß der
» Herr von Gassendi sehr geneigt gewesen ist, eine
» Seele gelten zu lassen, die in allen den verschie-
» denen Theilen des ganzen Weltgebäudes ausge-
» breitet ist, und daß er geglaubet hat, diese See-
» le thue den Grundsätzen der Religion nicht den
» geringsten Eintrag, weil sie von Gott erschaffen
» worden wäre, und wie alle andern Geschöpfe
» unter der Macht und den Befehlen des Schöpfers
» stünde.

» Die Leute in Siam hegen die Meynung,
» daß die Gestirne an keinen Körper fest gemacht
» sind. Sie schweben in der Luft, und haben ihre
» besondere Bewegung für sich. Hier haben wir
» also das wesentliche von dem Newtonischen Lehr-
» gebäude. Der einzige Unterschied, der sich zwi-
» schen der Meynung der Leute von Siam und des
» Newton befindet, kommt darauf an, daß nach

» dem Lehrgebäude des ermeldeten Weltweisen die
» Planeten und Kometen vermittelst der Allmacht
» des Schöpfers in dem unermeßlichen Raume
» schweheten, und daß sie hingegen nach dem Vor-
» geben der Einwohner in Siam von aller Ewig-
» keit her, und ohne allen Anfang darinnen gewe-
» sen sind. Bis auf diesen Unterschied ist außerdem
» das übrige, was die Richtung der Planeten und
» Kometen anlanget, ziemlich durchgängig einer-
» ley. Jene vollenden ihren bestimmten Lauf nach ei-
» ner Stellung in verschiedenen Kreysen um einen
» einzigen Mittelpunkt herum, und diese in Krey-
» sen, die einen besondern Mittelpunkt von andern
» abgesondert haben, die ungleich, und nach ver-
» schiedenen Richtungen bestimmet sind. Wenn
» im übrigen jemand die Leute in Siam fraget,
» wie es möglich sey, daß die Planeten in dem lee-
» ren Raume schweben können, und woher es
» kommt, daß sie nicht nach ihrem gemeischaftli-
» chen Mittelpunkte fallen, so sprechen sie schlecht-
» weg, da die Gestirne von aller Ewigkeit in dem
» leeren Raume befindlich gewesen wären, so mü-
» sten sie vermöge ihres Wesens sich auch immer-
» fort darinnen erhalten. Es ist gar keine andere
» Antwort aus ihnen heraus zu bringen. Es ist
» umsonst, wenn man ihnen vorstellt, die Schwe-
» re gebe den Gestirnen unaufhörlich einen Hang,
» der sie gegen den Mittelpunkt, um welchen sie
» herum laufen, richte, und folglich könne sie
» nichts hindern, sich mit diesem Mittelpunkte zu
» vereinigen, weil zwischen ihnen, und jenem
» nichts, als ein unermeßlicher leerer Raum vor-

» handen ist. Sie haben ganz und gar keinen
» Begrif, oder Wissenschaft von jener sogenann-
» ten Attraction, auf welche Newton seinen
» Lehrbegriff gegründet, und von welcher er durch
» die Regeln der tiefsinnigsten Weltweißheit erwie-
» sen hat, daß sie mit allen den Bewegungen der
» himmlischen Körper vollkommen übereinstimmet.
» Von der Newtonischen Weltweißheit haben sie
» weiter nichts, als die Meynungen. Die Grün-
» de aber, wodurch man sie eigentlich zu beweisen
» im Stande ist, sind ihnen ganz unbekannt. Im-
» mittelst aber ist und bleibt es doch allemal rich-
» tig, daß sie die Grundsätze des tiefsinnigsten und
» berühmtesten Europäischen Weltweisen anneh-
» men. Ist dieses nun aber nicht, wie ich Ihnen
» bereits zuvor gesagt habe, ein sicherer Beweiß,
» daß die tiefsinnigsten Menschen und die einfäl-
» tigsten, die dem äuserlichen Ansehen nach in der
» grösten Unwissenheit zu seyn scheinen, gar oft
» einerley Gedanken haben?

„Die Einwohner von Siam glauben nicht, daß
» die Erdkugel rund ist. Ihrem Vorgeben nach,
» ist sie weiter nichts, als eine ebene Oberfläche.
» Mitten auf der Erdkugel stehet ein überaus ho-
» her Berg, mit Namen Ppukhau Ppraſamen.
» Er ist auf drey köstliche überaus kleine Steine ge-
» stellet, die aber doch so hart sind, daß sie ihn voll-
» kommen tragen. Die Sonne und der Mond dre-
» hen sich unaufhörlich um diesen Berg herum, und
» vermittelst der Stellung, in welcher sich diese
» Gestirne befinden, ist es entweder Tag, oder
» Nacht. Dieser Berg ist mit dreyen Reihen an-

„ derer nicht so hohen Gebürge umgeben, worunter
» das eine ganz von Golde ist. Uber dieses kann
» man auch gar nicht an dasselbe hinankommen,
» weil das Wasser, das es umringet, gar nicht
» schifbar ist. Hier haben wir einen grosen Haufen
» ungereimter und thörichter Sachen. Aber wenn
» mann die Thorheit mit den dreyen kleinen kostba-
» ren Steinen wegnimmt, so werden die übrigen al-
» le in einem gravitätischen und befehlshaberischen
» Tone von einem Griechischen Weltweisen be-
» hauptet, der in keinem geringen Ansehen gestan-
» den hat. Anaximenes * glaubte, die Sonne
» drehe sich nicht unter der Erde herum, ohngeach-
» tet diese Wahrheit ziemlich unter allen Weltwei-
» weisen, die zu seiner Zeit lebten, für bekannt an-
» genommen wurde. Er stellte sich vor, dieses Ge-
» stirn

* Ἀναξιμένης Εὐρυστράτου Μιλήσιος ἤκουσεν Ἀναξιμάνδρου. Ἔνιοι δὲ καὶ παρμενίδου φασὶν ἀκοῦσαι αὐτοῦ. Οὗτος ἀρχὴν ἀέρα εἶπε, καὶ τὸ ἄπειρον. κινεῖσθαι δὲ τὰ ἄστρα οὐχ ὑπὲρ γῆν, ἀλλὰ περὶ γῆν. Anaximenes Euryſtrati filius, Mileſius, Anaximandri auditor fuit. Quidam & Parmenidem audiuiſſe aſſerunt. Hic initium dixit aëra & infinitum. Moveri ſidera non ſupra terram, ſed circa terram. *Diog. Laërt. de Vit. Philoſ. in Vit. Anaxim.*

Non tamen, ut putauerunt alii, ſubter terram dicit ſidera commoveri, ſed perinde ac circum caput noſtrum vertitur pileum, circa terram verti, nec eo, quod verſetur ſub terra, ſolem abſcondi, ſed quod altioribus terrae partibus tegatur, & quod longiore a nobis intervallo diſtet. *Origenis Philoſophumena, Cap. VII. de Anaximene.*

„ stirn verstecke sich, wenn es untergehet, hinter
„ hohen Bergen, weßwegen ihr Licht nicht sichtbar
„ wäre. Nach seinem Vorgeben war die Erde ganz
„ und gar flach und eben, eine Gattung von Tafel,
„ um welche die Sonne sich gleich einem Hute, oder
„ einer Mütze um den Kopf einer Mannsperson her-
„ umdrehet. Darf man sich nun noch wundern,
„ wenn die Leute in Siam eine Meynung für wahr
„ halten, die einem Weltweisen, der mitten im
„ Schooße der Gelehrsamkeit lebte, und wuste, daß
„ unterschiedene grosse Männer seine Meynung ver-
„ warfen, wahrscheinlich vorkam? Mich dünkt viel,
„ mehr, dieser Satz in der Naturlehre der Leute von
„ Siam mag uns noch so lächerlich scheinen, so sey
„ doch immer eine starke Einbildungskraft und Witz
„ vonnöthen gewesen, um ihn zu erfinden, da ein
„ angesehener Griechischer Weltweise ihn für tüch-
„ tig genug geachtet hat, den Grundsatz seines Lehr-
„ gebäudes daraus zu machen. Abermal ein Be-
„ weiß, daß die grösten Männer und die unwissend-
„ sten Leute in ihren Gedanken gar oft mit einan-
„ der übereinstimmen.

„ Die Art und Weise, nach welcher die Leute in
„ Siam erklären, wie die Erde schwebet, ist ziem-
„ lich sonderbar, und man kann sie sogar witzig nen-
„ nen. Sie sprechen, der ganze Klumpen des Erd-
„ bodens habe unter sich einen unermeßlichen Um-
„ fang von Wasser, der es ohngefähr so, wie das
„ Meer ein Schif, träget. Dieses unten befindliche
„ Wasser hat vermittelst eines tiefen Abgrundes mit
„ demjenigen, das auf der Erde läuft, eine Ge-

„ meinschaft. Ein gewaltsamer Wind erhält das
„ Wasser unter der Erde im Schweben, und die-
„ ser Wind, der vor sich selbst bestehet, und nicht
„ die geringste Ursache hat, bläset von aller Ewig-
„ keit mit einer unglaublichen Gewalt, wodurch
„ das Wasser unabläßlich zurückgestossen und gehin-
„ dert wird, daß es nicht hinunter fallen kann.
„ Dieser Wind, der von aller Ewigkeit her bläset,
„ mag so seltsam, und so wenig wahrscheinlich
„ scheinen, als er will, so ist er doch vielleicht nicht
„ seltsamer, als die Atomen des Demokrits, die
„ durch ihre Vereinigung vermittelst eines blinden
„ Ungefährs ohne ein dazu kommendes vernünfti-
„ ges Wesen das Weltgebäude gebildet haben.
„ Kann wohl jemand etwas abgeschmackters auf
„ die Bahn bringen, als daß er behauptet, die voll-
„ kommenste Ordnung und Veranstaltung, die
„ Fortsetzung eben dieser Ordnung und Veranstal-
„ tung sey durch ein bloses blindes Ungefähr her-
„ vorgebracht worden, und werde eben dadurch
„ immerfort erhalten? Wenn ich wählen müste, so
„ wollte ich doch noch lieber das Lehrgebäude mit
„ dem Winde der Einwohner in Siam, als jenes
„ von dem Demokrit, dem Epikur, und allen
„ den Weltweisen annehmen, welche die Bildung
„ des Weltgebäudes dem ungefähren Zufalle, und
„ einer blinden Ursache zugeschrieben haben.

„ Was die Leute in Siam von der Abtheilung
„ des Erdbodens gesagt haben, dasselbe ist in ih-
„ rem Lehrgebäude von der Welt das allerlächer-
„ lichste. Man kann gar nicht in Abrede seyn,

„ daß

„ daß sie in diesem Stücke die Unwissenheit und
„ ein ungegründetes Vorurtheil weiter, als irgend
„ eine andere Nation treiben. Sie geben vor,
„ die Erde sey in vier gleiche Theile abgetheilet.
„ Man kann nicht von einem dieser Theile zu dem
„ andern gelangen, weil sie durch Wasser, welches
„ wegen seiner überaus grossen Leichtigkeit und be-
„ sonders dünnen Verfassung gar nicht schifbar ist,
„ von einander getrennet sind. Die Menschen in
„ den dreyen übrigen Theilen des Erdbodens, die
„ uns unbekannt sind, haben eine ganz andere Ge-
„ sichtsbildung, als wir. In dem ersten Theile
„ haben sie ein viereckichtes, in dem zweyten ein
„ rundes, und in dem dritten ein dreyeckichtes Ge-
„ sicht. Die Menschen, die in diesen Theilen der
„ Welt wohnen, sind einander so vollkommen ähn-
„ lich, daß es ganz unmöglich ist, sie an ihrer
„ Gesichtsbildung von einander zu unterscheiden.
„ Zum Beyspiele, alle diejenigen, die in dem Lande
„ wohnen, wo die Gesichter rund sind, haben alle ei-
„ nerley Kopf. Eben also verhält es sich auch
„ mit den Menschen, die mit den dreyeckichten
„ oder viereckichten Gesichtern versehen sind. In
„ diesen Theilen der Welt ist der Unterschied der
„ Zuneigung, die man gegen die verschiedenen
„ Personen zu erkennen giebt, die Regel der Unter-
„ scheidung. Ein Vater unterscheidet seinen Sohn,
„ von seinem Freunde, weil er den ersten mehr
„ liebet. Ein Ehemann kennet sein Eheweib un-
„ ter vielen andern wegen der Zärtlichkeit, die er
„ gegen sie fühlet. Diese Regel würde freylich,
„ wie Sie wohl sehen, in unserm Welttheile, und

„ haupt-

„ hauptsächlich in Europa zu allerhand Ungemäch-
„ lichkeiten Anlaß geben. Es würden viele Ehe-
„ männer in Gefahr seyn, ihre Weiber zu verken-
„ nen. Es ist ein groses Glück, daß die Natur
„ die Gesichter unterschieden, und diese Mühwal-
„ tung nicht der ehelichen Liebe überlassen hat. Im
„ übrigen findet sich in diesen dreyen Theilen der
„ Welt an Gütern, ohne alle Vermischung irgend
„ eines Ubels, ein groser Uberfluß, und die Nah-
„ rungs-Mittel, die man daselbst zu seiner Spei-
„ se gebrauchet, nehmen durch die Kraft eines ge-
„ wissen Baumes, den man zu dem Ende anrufen
„ muß, einen jeden Geschmack an, den man nur
„ verlanget. Hier haben wir einen Baum, der
„ mehr werth ist, als alle Kunst der vortreflich-
„ sten Köche.

„ Unterdessen mag die Glückseligkeit der Ein-
„ wohner mit den runden, viereckichten, und drey-
„ eckichten Gesichtern noch so groß seyn, so fehlet
„ es ihnen doch an Gelegenheit die Mildthätigkeit
„ auszuüben, und aus solchem Grunde können sie
„ nicht zu der Heiligung, und noch weit weniger
„ zu der Vergötterung gelangen. Sie wünschen herz-
„ lich, auf unserm Welttheile noch einmal gebohren zu
„ werden, welches ihnen auch manchmal bewilliget
„ wird. Was mich anlanget, so würde ich, wenn
„ ich an ihrer Stelle wäre, mich überaus sehr in
„ Acht nehmen, einen solchen Wunsch zu thun.
„ Was kann man denn weiter verlangen, wenn
„ man von allen Uebeln befreyet ist? Heißt dieses
„ nicht mit Rechte, in dem höchsten Grade glück-
„ lich seyn? „

Ich

Ich werde dir, wertheſter Yn-Che-Chan, von eben dieſem Europäer noch einen Brief ſchicken.

Lebe wohl.

Siam. ——

Der hundert und acht und dreyſigſte Brief.

Kieou-Che, an Yn-Che-Chan.

Hier bekommſt du, wertheſter Yn-Che-Chan, den zweyten Brief von dem franzöſiſchen Kaufmanne, den ich dir verſprochen habe. Ich habe dieſen eben ſo lehrreich, als den erſten befunden. Es kommt darauf an, ob du davon eben ſo urtheilen wirſt. Es geſchähe mir ein groſer Gefalle, wenn du mir bey Gelegenheit zu wiſſen thäteſt, was unſere guten Freunde, die Miſſionarien dazu ſagen werden.

Der zweyte Brief eines franzöſiſchen Kaufmannes an einen ſeiner Freunde.

Mein Herr.

„ Es iſt mir noch übrig geblieben, Ihnen von „ einem weſentlichen Stücke in der Weltweisheit „ der Einwohner von Siam, das vollkommen mit „ der Lehre der Stoicker übereinſtimmet, Nachricht

„ zu

„ zu ertheilen. Diese alten Weltweisen glaubten,
„ die Welt sey so beschaffen, daß sie untergehen
„ könne: Immittelst behaupteten sie beydes das
„ Ende, und die Ewigkeit der Welt auf einmal.
„ Denn sie gaben vor, wenn diejenige, welche ge-
„ genwärtig vorhanden ist, durch das Feuer unter-
„ gangen wäre, so würde aus der Asche derselben
„ eine andere entstehen. Sie behaupteten in
„ alle Ewigkeit hinaus eine stete Folge der
„ Welt*, da immer eine andere aus den Trüm-
„ mern derjenigen, die vorher vorhanden gewesen
„ war, entstehet. Die Veranstaltung, die Ord-
„ nung, die Einrichtung des Weltgebäudes, alles
„ dieses war dem Untergange unterworfen. Aber
„ die Materie, woraus ihre Theile bestunden, war
„ ewig. Also hatte man guten Grund zu sagen,
„ daß sie in dem einen Verstande die Ewigkeit der
„ Welt glaubten, und in einem andern behaupte-
„ ten, sie hätte einen Anfang gehabt, sie wäre
„ der

* Placet autem eis (Stoicis) & incorruptibilem esse mundum, quippe genitum eorum ratione, quae per sensus intelliguntur, cuius & partes sunt corruptibiles & totum. Partes autem mundi corruptibiles sunt, (in se invicem mutantur) est igitur corruptibilis mundus; ac quidquid mutari in deterius potest, corruptibile est. Mundus autem hic mutationi & corruptioni obnoxius est, nam & siccatur penitus, & penitus in humorem solvitur. Mundum vero fieri, cum ex igne substantia per aërem versa in humorem fuerit, deinde crassior ipsius pars consistens effecta fuerit terra, porro subtilior in aërem cesserit, eademque magis ac magis extenuata in ignem evaserit; tum ex his perinistis exortas esse plantas & animantes, & alia genera. Diog. Laert. Lib. VII. Segm. 151. & sqq.

„ der Veränderung unterworfen, und würde mit
„ der Zeit ein Ende nehmen.

„ Die Bildung einer neuen Welt gieng nach
„ der Meynung der Stoicker vor sich *, wenn die
„ Materie der alten, die durch das Feuer gereini-
„ get worden war, sich in Dünsten verdicket hatte.
„ Die gröbsten Theile dieser Dünste verwandelten
„ sich nach und nach in Erde. Diejenigen, die
„ nicht so dick, und geschmeidiger waren, machten
„ das Element der Luft aus. Endlich wurde aus
„ solchen, welche die allerfeinsten waren, das Ele-
„ ment des Feuers; Das übrige in der Natur,
„ die Pflantzen, die Thiere, alle die übrigen We-
„ sen wurden durch die verschiedene Mischung der
„ mannigfaltigen Elemente hervorgebracht.

„ Eben diese Weltweisen sahen sich vermöge ih-
„ rer Grundsätze genöthiget, denjenigen Gott, dem
„ sie die Verwaltung des Weltgebäudes übergaben,
„ für sterblich anzunehmen. Denn sie sperreten
„ ihn in der Welt ohngefähr also ein, wie die
„ menschliche Seele in ihren Körper eingeschlos-
„ sen ist. Sie gaben auch sogar vor, er sey in al-
„ len

** Ex quo eventurum nostri, (Stoici) putant id, de quo Panaetium addubitare dicebant, ut ad extremum omnis mundus ignesceret, cum humore consumto, neque terra ali posset, neque remearet aër, cuius ortus, aqua omni exhausta, esse non posset: ita relinqui nihil praeter ignem: a quo rursum animante, ac Deo, renovatio mundi fieret, atque idem ornatus oriretur. Cicer. de Nat. Deor. L. 2.

„ len den verschiedenen Theilen des Weltgebäudes
„ verbreitet *. Diese Meynung hatten sie von
„ den Pythagoräern hergenommen **. Tertulli-
„ an *** treibet seinen Spott über diesen in alle
„ Kör-

* Principio coelum ac terras, camposque liquentes
Lucentemque globum lunae Titaniaque astra
Spiritus intus alit, totamque infusa per artus
Mens agitat molem, & magno se corpore miscet.
Inde hominum pecudumque genus, vitæque volantum,
Et quae marmoreo fert monstra sub aequore pontus.
Igneus est illis vigor & coelestis origo
Seminibus, quantum non noxia corpora tardant,
Terrenique hebetant artus, moribundaque membra.
Hinc metuunt cupiuntque, dolent gaudentque, neque
auras
Respiciunt, clausae tenebris & carcere coeco.

Virgil. Aen. Lib. VI. v. 724. seq.

Anfänglich unterhält ein innerlicher Geist Himmel und Erde, Wasser, Luft, Mond und Sterne, und ein durch die Gliedmasen ausgebreitetes empfindendes Wesen belebt den ganzen Klumpen, und vermischt sich mit dem grossen Körper. Daher entstehen, Menschen und Vieh, Vögel und Fische. Diese haben eine feurige Lebhafftigkeit und himmlischen Ursprung, in wie ferne nicht die schädlichen Körper im Wege sind, und die irrdischen, und sterbenden Gliedmasen sie entkräfften. Daher kommen Furcht, und Begierde, Freude und Traurigkeit, und sie werden auch das Leben nicht überdrüssig, wenn sie in finstern Kerkern eingeschlossen sind.

** Pythagoras censuit animum esse per naturam rerum omnium internum, & commeantem, ex quo nostri animi corporentur. *Cicero de Natur deor.* Lib. I. Cap. XI.

*** Tertull. advers. Herm.

„ Körper ausgebreiteten und ausgedehnten Gott.
„ Er spricht, es habe mit ihm eben die Bewand-
„ niß, wie mit dem Honige, welches sich durch den
„ gantzen Teig eines Kuchens ausbreitet. Nun
„ war es natürlicherweise gar nicht anders, als
„ daß der Gott, der die Seele der Welt war, bey
„ der Entzündung derselben auch seinem Untergan-
„ ge unterworfen seyn muste, weil er nach der
„ Meynung der Stoicker ohne den Körper, in
„ welchem er enthalten war, sobald als dieser
„ Körper ganz und gar zernichtet wurde, ferner-
„ weit nicht bestehen konnte. Bey dergleichen Um-
„ ständen musten sie freylich den Einwurf, der
„ ihnen gemacht wurde, gelten lassen, und ohnge-
„ achtet sie ihrem Gotte eine sehr lange Dauer
„ einräumten, so machten sie ihn doch dadurch im-
„ mer nicht unsterblich. „

„ Soviel von dem Lehrbegriffe der Stoicker.
„ Diesem will ich nun auch den Lehrbegrif der Leu-
„ te in Siam beyfügen. Wenn die Zeit wird ge-
„ kommen seyn, wovon der Gott Sommono-Kbo-
„ dom vorausgesaget hat, daß er wird aufhören
„ zu regieren, und daß er auf immer und ewig in
„ jene ruhige Fühllosigkeit eingehen wird, worin-
„ nen die vor ihm vorhergegangenen Götter, und
„ die vor seiner Zeit über die Menschen herrsche-
„ ten, gleichsam verschlungen sind, alsdenn wird
„ das Feuer des Himmels auf die Erde fallen,
„ alles, was es daselbst antrift, in Asche verkeh-
„ ren, und die durch dergleichen Feuersbrunst ge-
„ reinigte Erde hernach wiederum in ihren vorma-
„ ligen Zustand versezet werden.

„ In diesen Meynungen der Leute von Siam
„ findet man sogleich das hauptsächlichste aus dem

„ Lehrgebäude der Stoicker, die in Brand gera-
„ thene, und in Asche verkehrte Erde, den Todt,
„ oder wenn man es lieber anders nennen will,
„ den ewigen Schlaf des Gottes, der sie regierte,
„ und wie eben diese Erde nach der Zeit wiederum
„ erneuert wird, und ihre vorige Gestallt wie-
„ der annimmt. Es ist wahr, die Einwohner von
„ Siam setzen zu diesen ersten Meynungen noch et-
„ liche andere Fabeln, die mit den Meynungen
„ der Stoicker in keiner Verbindung stehen.
„ Allem Vermuthen nach sind sie zum Theil aus
„ den Lehren der alten Europäer, und zum Theil
„ aus den Büchern der neuern entlehnet. Sie
„ sprechen, die Menschen, die in den ehemaligen
„ Zeiten lebten, als ihr Gott Sommono-Kho-
„ dom noch auf der Erde war, hätten eine Riesen-
„ mäsige Grösse gehabt, etliche Jahrhunderte lang
„ gelebet, und ein reines und unschuldiges Leben
„ geführet. In der Folge der Zeit hätte die Tu-
„ gend und Frömmigkeit unter dem menschlichen
„ Geschlechte nach und nach abgenommen, und die-
„ ses auf solche Weise unvermerkt alle die ange-
„ zeigten Vortheile verlohren. Da die Bosheit
„ alle Tage mehr unter den Menschen zunimmt,
„ so werden sie zuletzt so schwach und klein wer-
„ den, daß ihre Grösse kaum die Höhe eines Fuses
„ ausmachen wird. Sie werden bey weiten nicht so
„ lang leben, als heut zu Tage. Wenn endlich
„ die Bosheit auf das höchste gestiegen seyn wird,
„ so wird hernach erst die Entzündung der Erde
„ statt haben. Aus den Sitten der Menschen, die
„ gegenwärtig leben, urtheilen die Leute in Siam,
„ daß solche traurige Zeiten nicht weit mehr ent-
„ fernet sind, weil man kaum noch einen Schatten

„ der

„ der Tugend auf dem Erdboden findet. Eine an-
„ dere Sache, woraus die Einwohner von Siam
„ den Schluß machen, daß das Ende der Welt
„ nicht weit mehr entfernet seyn könne, sind die
„ grossen Veränderungen, die sie nach ihrem Vor-
„ geben an den Thieren sowohl, als an den Men-
„ schen wahrnehmen. Sie behaupten mit der grö-
„ sten Zuversicht, daß die Thiere sehr aus der Art
„ geschlagen sind, daß sie den Gebrauch der Spra-
„ che verlohren haben, den sie ehemals hatten, als
„ Sommono-Khodom noch auf der Erde war. Un-
„ terdessen müssen immer noch mehr als drey Jahr-
„ hunderte vergehen, ehe der Untergang der Welt
„ zu vermuthen ist, weil von den Aben-
„ theuern, die diesen Untergang vorher anzeigen
„ sollen, noch nichts zu sehen ist. Denn in den
„ dreyen letztern Jahrhunderten werden nach und
„ nach sechs neue Sonnen entstehen, und eine jed-
„ wede derselben wird die Welt funfzig Jahre lang
„ bescheinen. Diese sechs neuen Gestirne werden
„ durch ihre ausserordentlich grosse Hitze unver-
„ merkt die Flüsse und die See austrocknen, und
„ es dahin bringen, daß Bäume, Thiere, und das
„ ganze menschliche Geschlecht sterben. Wenn alle
„ diese abentheuerlichen Begebenheiten vorbey sind,
„ alsdenn wird ein gewaltsames Feuer vom Him-
„ mel herabkommen, und die Erde verbrennen.
„ Die Höhen werden davon eben werden, so daß
„ gar keine Ungleichheit weiter bleiben wird.

„ Hier haben wir einen ganzen Haufen seltsa-
„ mer Meynungen, die sogar auch sehr lächerlich
„ klingen. Aber wäre es nicht möglich, die Leute
„ in Siam einiger Maasen zu vertheidigen, indem

„ man erweiset, daß sie dieselben aller Wahrschein-
„ lichkeit nach von den Europäern gelernet haben?
„ Von jenem Riesen-Geschlechte, welches in den
„ ältesten Zeiten die ganze Welt bevölkerte, haben
„ nicht allein alle Griechischen und Lateinischen
„ Dichter Erwähnung gethan, * sondern es haben
„ auch unter den alten Kirchen-Vätern unterschie-
„ dene davon, als von einer Nation geredet, die
„ im Anfange der Welt wirklich vorhanden gewe-
„ sen seyn soll. Athenagoras stund in der Mey-
„ nung, ** diese Riesen stammeten von den En-
„ geln und den Töchtern der ersten Menschen her.
„ Er behauptet, wenn die Dichter ihnen diesen
„ Ursprung nicht beygeleget, und auf eine andere
„ Art davon geredet haben, so komme dieses da-
„ her,

* Neve foret terris securior arduus aether,
Affectasse ferunt regnum coeleste gigantas:
Altaque congestos struxisse ad sidera montes:
Tum pater omnipotens misso perfregit Olympum
Fulmine & excussit subiecto Pelion Ossae

Ovid. Metamorph Lib. I. vers. 151. seqq.

Und damit es ja nicht etwan im Himmel sicherer, als auf der Erde seyn möchte, so sagt man, die Riesen hätten nach der Herrschafft des Himmels gestrebet, und Berge biß an die Sterne hinan übereinander gesezet. Hierauf hat der Jupiter mit seinem Donner den Olymp zerschmettert, und den Pelius von dem darunterstehenden Ossa heruntergeschlagen.

** Ex angelis, amatoribus virginum, gigantes, ut vocant, nati sunt, quorum si poëtae etiam aliqua ex parte historiam prodiderunt, non est, quod miremini, quum divina & coelestis sapientia tantum a terrestri & humana absit, quantum ab ipsa veritate verisimilitudo. *Athenagor. legat. pro Christianis*, pag. 27.

» her, weil die menschliche Erkänntniß von derje-
» nigen, die man aus der heiligen Schrift erlan-
» get, eben so weit, als die Wahrscheinlichkeit
» von der Wahrheit entfernet ist. Athenagoras
» gründete seine Meynung auf jene Stelle der
» Schrift *, wo es heißt, die Kinder Gottes hät-
» ten die Töchter der Menschen geheyrathet; Er
» hat gemeinet, unter dem Namen der Kinder
» Gottes müsse man die Engel verstehen. Heut-
» zu Tage verwirft man die Meynung des Athe-
» nagoras, aber ehemals sind ihm unterschiedene
» Gottesgelehrten beygetreten. Kurz, sie mag
» nun gegründet seyn, oder nicht, so hat es doch
» allemal seine Richtigkeit, daß grosse Männer
» in den ersten Jahrhunderten des Christenthums
» ein Riesen-Geschlecht angenommen haben, das
» eben so beschaffen war, wie es die alten Dich-
» ter beschrieben. Also ist es gar wohl mög-
» lich, daß die Leute in Siam ihre Meynung
» entweder von den Europäischen Heyden, oder
» auch wohl gar von den Christen hergenommen;
» wie sie denn unterschiedene Lehren von ihnen
» entlehnet zu haben scheinen, die sie hernach ver-

* Οἱ δὲ γίγαντες ἦσαν ἐπὶ τῆς γῆς ἐν ταῖς Ἡμέραις ἐκείναις, καὶ μετ' ἐκεῖνο, ὡς ἂν εἰσεπορεύοντο οἱ υἱοὶ τοῦ Θεοῦ πρὸς τὰς θυγατέρας τῶν ἀνθρώπων, καὶ ἐγεννῶσαν αὐτοῖς. ἐκεῖνοι ἦσαν οἱ γίγαντες οἱ ἀπ' αἰῶνος, οἱ ἄνθρωποι οἱ ὀνομαστοὶ. Gigantes autem erant super terram in diebus illis. Postquam enim ingressi sunt filii dei ad filias hominum, illaeque genuerunt, isti erant gigantes a seculo, viri famosi. *Genes VI.* 4.

» vorben haben, welche man aber gleichwohl wahr-
» nimmt. Die Wunderzeichen, von welchen sie
» sprechen, daß sie an dem Ende der Welt gesche-
» hen sollen, könnten ihnen vielleicht ebenfalls von
» den Christen bekannt gemacht worden seyn. Frey-
» lich ist es richtig, daß diejenigen, die nach ih-
» rem Vorgeben erscheinen sollen, ganz anders be-
» schaffen sind, als diese, die sich mit der Zeit wirk-
« lich sehen lassen werden, und wovon uns in der Of-
» fenbahrung des Johannes Nachricht gegeben wird.
» So gehet es aber allen den Meynungen, die aus
» einer Religion in die andere kommen, daß sie
» verstümmelt und verunstaltet werden. Die Re-
» ligion, die von einer andern eine Lehre borget,
» behält ordentlicher Weise das wesentliche derse-
» ben, aber sie ändert daran allerhand Dinge.
» Auf solche Weise haben die Mahometaner die
» Hauptsätze ihres Glaubens, die sie aus den
» Christlichen und aus den Jüdischen Lehren abge-
» borget, nach ihrem Gutdünken theils verstüm-
» melt, theils vermehret.

» Die Einwohner von Siam haben noch aller-
» hand sonderbare, und man möchte wohl sagen,
» thörichte Meynungen, deren Quelle man mit
» gar leichter Mühe in der Lehre einiger alten
» Weltweisen, und verschiedener Kirchen-Väter
» finden würde. Sie sprechen, nach der Verbren-
» nung der Erde, wenn Asche und Staub sie bede-
» cken wird, werde sie durch das Blasen eines ge-
» waltsamen Windes gereiniget werden, der diese
» Überreste von den Flammen der Erde aufheben
» und in der Luft zerstreuen werde. Sodann wird
» die auf solche Art gereinigte Erde einen so süssen

» Ge-

„ Geruch von sich geben, daß ein Engel von dem
„ Himmel herabsteigen, und ein Stück davon zu
„ kosten sich gelüsten lassen wird. Aber diese Lü-
„ sternheit wird ihm theuer zu stehen kommen.
„ Denn um für seine Wollust zu büssen wird er ge-
„ nöthiget werden auf der Erde zu bleiben, und sie
„ wieder zu bevölkern. Dieser Engel wird von
„ dem gegessenen Stücke Erde mit zwölf Söhnen
„ und zwölf Töchtern schwanger werden, wel-
„ che eine zahlreiche Nachkommenschaft haben.
„ Freylich werden die Abkömmlinge dieser zwölf
„ Söhne und zwölf Töchter eine grosse Anzahl von
„ Jahren hindurch in einer tiefen Unwissenheit ste-
„ cken. Sie werden weder von dem Gottesdienste,
„ noch von Gesetzen etwas wissen. Unterdessen
„ wird nach Verlauf einer sehr langen Zeit ein
„ Gott gebohren werden, der die Finsterniß der
„ Unwissenheit vertreiben, die Menschen in der wah-
„ ren Religion unterrichten, und ihnen lehren wird,
„ wie sie die Tugenden ausüben, und die Laster flie-
„ hen sollen. * Er wird ihnen Schriften geben,
„ in welchen diese Sachen deutlich enthalten
„ sind, und das heilige Gesetz, das seit einer lan-
„ gen Zeit in den Herzen der Menschen ganz und
„ gar verloschen war, wird darinnen durch die
„ Mühe und Sorgfalt dieser Gottheit auf das
„ neue eingegraben werden.

„ Die Meynung der Leute von Siam, nach wel-
„ cher die Welt nach ihrer Erneuerung durch einen
„ Engel, oder ein vernünftiges Wesen, das vom
„ Himmel herabkommen soll, bevölkert werden
„ wird,

* Voyage de Siam des Peres Iesuites envoïés par le Roi aux Indes, à la Chine &c. pag. 297.

„ wird, ist bey den Europäern gar nichts neues.
„ Eben diese Meynung ist es, auf welche Virgil in
„ seiner vierten Ecloge seine Absicht hat.** Allei-
„ dings ist es wahr, daß die Erneuerung, wovon
„ Virgil sagen will, nicht durch das Feuer veran-
„ lasset wird. Sie geschiehet mit dem Ende des gros-
„ sen Umlaufs der Gestirne, und des Himmels. Die-
„ ses ist es, was man das grosse Platonische Jahr
„ zu nennen *** pfleget, welches alle zehen Tausend
„ Jahre statt finden soll. Sodann fängt sich das al-
„ les wiederum von fornen an, was zehen tausend
„ Jahre zuvor geschehen ist. Aber man muß allemal
„ dabey an dasjenige gedenken, was ich nur kurz zu-
„ vor gesagt habe, daß man ordentlicher Weise an
„ den Lehren, die man von andern entlehnet, et-
„ was ändert.

„ Etliche Kirchenväter, worunter man auch den
„ Heil. Clemens von Alexandrien zu rechnen hat,
„ meyneten, gegen das Ende der Welt würde Jesus
„ Christus wiederkommen, und auf der Erde tau-
„ send Jahre lang mit den Gerechten herrschen.
„ Man nennte diejenigen Chiliasten, welche die
„ Mey-

** Ultima cumaei venit jam carminis aetas.
Magnus ab integro saeclorum nascitur ordo.
Jam redit & virgo, redeunt saturnia regna.
Jam noua progenies coelo demittitur alto.

Virg. Eclog. IV.

Itzt kommt die letzte Zeit, wovon die Cumäische Sybille geweissaget hat; Die grosse Reihe von Jahrhunderten fängt sich von neuem an, nun kommt die Jungfrau wieder, und die Saturnische Regierung, nun kommt ein neues Geschlecht vom Himmel herab.

*** Jo. Minellius in Not. ad Eclog. IV. Virgil.

„ Meynung von dem tausendjährigen Reiche be-
„ haupteten, die vielleicht wohl etwan zu der Mey-
„ nung der Leute in Siam Gelegenheit gegeben ha-
„ ben mag. Was übrigens alle diejenigen Lehren an-
„ langet, welche die Talapoins seit unterschiedlichen
„ Jahrhunderten von diesem Gott ausgesonnen ha-
„ ben, der auf der Welt gebohren werden soll, um
„ die Unwissenheit der Menschen zu zerstreuen, um
„ ihnen die wahre Religion zu lehren, um sie anzu-
„ führen, daß sie die Tugend kennen lernen, und das
„ Laster fliehen, so bin ich sehr geneigt zu glauben,
„ daß sie dieselben wohl vielleicht von einigen India-
„ nischen Christen empfangen haben können. Das,
„ was sie von den mancherley Verrichtungen dieses
„ vorgegebenen Gottes erzählen, kommt mit allem,
„ was der wahre gethan hat, vollkommen überein.
„ Es fällt so sehr in die Augen, daß der meiste Theil
„ der Fabeln, welche die Leute in Siam von ihrem
„ Sommono-Khodom und von ihrem Thevathat
„ erzählen, nichts anders, als völlig verunstaltete Leh-
„ ren des Christlichen Glaubens sind, * daß es etwas
„ ganz natürliches ist, zu glauben, es haben die Ta-
„ lapoins es bey dieser Gelegenheit so, wie bey ver-
„ schiedenen andern gemacht, und die heiligen Leh-
„ ren unserer Religion zu Ausschmückung ihres fa-
„ belhaften Lehrbegrifs der Gottesgelahrtheit ge-
„ mißbrauchet. Hier haben Sie, mein Herr,
„ alles dasjenige, was ich Ihnen von der Meynung
„ der Einwohner in Siam wegen der Ordnung und
„ Dauer des Weltgebäudes sagen kann. “

Ich wünsche sehr, werthester Yn-Che-Chan, daß ich mir diese zween Briefe nicht umsonst von

* S. die vorhergehenden Briefe.

dem Französischen Kaufmanne ausgebeten habe, sondern daß sie dir gefallen, und deinen Beyfall erhalten mögen. Nächster Tage werde ich von Siam abreisen, und mich nach Batavia begeben. Die Begierde, diese Stadt, die in Ostindien so berühmt ist, zu besehen, nöthiget mich, daß ich noch diese Reise unternehme. Wenn dieses geschehen seyn wird, so hoffe ich, daß ich das Vergnügen haben werde, in mein werthes Vaterland zurückzukehren, und dich darinnen zu umarmen. Ohngeachtet im übrigen die Lust nach Pecking zurückzukehren überaus groß ist, so kann es doch wohl kommen, daß ich bis an das Vorgebirge der guten Hofnung gehe; Dieses aber soll meine letzte Reise seyn, und ich werde daselbst auf ein Schif warten, um wenn es möglich ist, gerades Weges wieder zurückzugehen.

Lebe wohl,

Siam. ——

Der hundert und neun und dreyßigste Brief.

Yn-Che-Chan, an Kieou-Che.

Deine Briefe, wertheſter Kieou-Che, über die Religion und Weltweißheit der Leute in Siam haben mir ein besonderes Vergnügen gemacht. Ich habe auch an den andern, die dein Freund von eben dergleichen Innhalte nach Europa geschrieben hat, grosen Geschmack gefunden. Nur hätte ich

ge-

gewünschet, daß er sich in eine etwas weitläuftigere Abhandlung eingelassen hätte, da er an die Meynung der Stoischen Weltweisen von der Ausbrennung und Erneuerung der Welt gedacht hat. Ich bekenne dir, daß ich die Meynung dieser Weltweisen für sehr wahrscheinlich achte, und nicht zweifele, daß schon unterschiedene Entzündungen, und allerhand Ueberschwemmungen vorgegangen sind, welche die Ordnung und Einrichtung der gegenwärtigen Welt gantz und gar geändert haben. Es fällt ziemlich klar in die Augen, daß wir in den itzigen Zeiten nur auf lauter Trümmern der vorigen Welt wohnen, und die so vielen Berge, Thäler, Abgründe, und Höhlen, die bald da bald dort in der Welt herum zerstreuet sind, beweisen zur Gnüge, daß die Erde einem und dem andern allgemeinen Brande unterworfen gewesen seyn muß.

Die Meynung von der Verbrennung, und darauf erfolgenden Wiederherstellung der Welt, ist zu allen Zeiten unter den Menschen bekannt gewesen. Man kann ziemlich sagen, daß sie fast so alt, als das menschliche Geschlecht sey. Auf diese Meynung und auf das Alterthum derselben hat schon Ovid sein Augenmerk gehabt, wenn er von der Sundfluth redet, womit Jupiter die Menschen gestraft hat, und bey dieser Gelegenheit erzählet, dieser Gott habe sich anfänglich entschlossen gehabt, die gantze Welt durch die Gewalt seines Donners zu zerschmettern; Aber hernach habe er befürchtet, es möchte etwan die Luft durch ein so starkes Feuer entzündet werden. und gantz und gar in Brand gerathen, indem ihm bewust war, daß die Erde, das Meer, der Himmel, und das gantze Weltgebäude

ver-

vermöge eines festgesezten Schicksals mit der Zeit im Feuer vergehen würden. *

Die Alten stunden nicht allein in den Gedanken, daß die Erde endlich einmal mit Feuer verheeret werden würde, sondern sie glaubten auch, dieses wäre bereits unterschiedene Male geschehen. Das, was sie von dem Brande des Phaetons erzählten, enthielt, unter dem äuserlichen Scheine einer Erdichtung, das Andenken von einer Entzündung, welche der Erde eine ganz neue Gestallt gegeben hatte, welches ohne Zweifel diejenige ist, worinnen sie sich gegenwärtig befindet. » Die Mond-Göttin wun- » derte sich, spricht Ovid, ** da sie sah, daß die

» Pfer-

* Iamque erat in totas sparsurus fulmina terras,
Sed timuit, ne forte sacer tot ab ignibus aether
Conciperet flammas, iongusque ardesceret axis.
Esse quoque in fatis reminiscitur, affore tempus,
Quo mare, quo tellus correptaque regia cœli
Ardeat, & mundi moles operosa laboret.
Tela reponuntur manibus fabricata Cyclopum,
Poena placet diversa, genus mortale sub undis
Perdere, & ex omni nimbos demittere coelo.
Ovid. Metamorph. Lib. I. v. 253. seqq.

** Inferiusque suis fraternos currere luna
Admiratur equos: ambustaque nubila fumant.
Corripitur flammis, ut quaeque altissima, tellus;
Fissaque agit rimas, & succis ardet ademtis.
Pabula canescunt, cum frondibus uritur arbos,
Materiamque suo praebet seges arida damno.
Parva queror. Magnae pereunt cum moenibus urbes,
Cumque suis totas populis incendia gentes
In cinerem vertunt; Sylvæ cum montibus ardent.
- - - - - - -
Nilus in extremum fugit perterritus orbem,
Occuluitque caput, quod adhuc latet. Ostia septem

» Pferde ihres Bruders tiefer, als die ihrigen lie-
» fen; Die Wolken geriethen in Brand; die Er-
» de, der es ganz und gar an Feuchtigkeit zu feh-
» len anfieng, sprang auf, und bekam Rißе; Das Gras
» auf den Wiesen, die Bäume, das Getreyde auf dem
» Felde, die Städte, die Berge, die Wälder wurden
» in Asche verwandelt. Der erschrockene Nil flohe in
» die äussersten Gegenden der Welt, und verbarg da-
» selbst seine Quelle so sorgfältig, daß man sie noch
» itzt nicht wieder gefunden hat. Aus seinen sie-
» ben Mündungen wurden Sandgruben, und sei-
» ne sieben tiefen Gräben wurden völlig ausge-
» trocknet. Die Erde bekam an allen Orten Spal-
» ten, so, daß der Schein von dem Feuer sich bis
» in das Todtenreich hinab erstreckte; das Meer
» wurde kleiner, nahm eine neue Gestallt an, und
» ließ grosse Stücken Sand unbedecket. Die Ber-
» ge, die unter dem Wasser verborgen gewesen wa-
» ren, kamen hervor, und hiervon wurde die An-
» zahl der Inseln grösser.“ In allen diesen un-terschiedenen Veränderungen, wovon Ovid redet, bemerket man mit leichter Mühe, daß die Erde, so wie sie heut zu Tage stehet, durch eine allgemeine Feuersbrunst gleichsam wiederum verneuert worden seyn soll.

Die Dichter und die Gottesgelehrten der alten Griechen und Römer waren es nicht allein, welche behaupteten, es wären schon unterschiedene Brände vorgefallen, welche die Oberfläche der Erde völlig

Pulverulenta vacant, septem sine flumine valle.
Dissilit omne solum, penetratque in Tartara rimis
Lumen & infernum terret cum conjuge regem.
Et mare contrahitur, siciæque est campus arenae,
Quod modo pontus erat, quosque altum texerat æquor,
Existunt montes & sparsas Cycladas augent.

Ovid. Metamorph. L. II. v. 208. seq. 254. seq.

lig verändert hätten; Auch andere Weltweisen auſſer den Stoikern waren von dieſer Meynung vollkommen überzeuget. Cicero ſagte, „ wegen der „ Entzündungen, und Ueberſchwemmungen, die ſich „ zu der geſezten Zeit gewiß zutragen müßten, wä„ re es ganz unmöglich, daß die Menſchen, er wolle „ nicht ſagen, einen ewigen, ſondern auch nur ei„ nen lange dauernden berühmten Namen erwer„ ben könnten *. “

Es hat ſeine vollkommene Richtigkeit, werthe„ſter Kieou-Che, daß wir, wenn wir anders ver„nünftig denken, uns jemals Hofnung machen kön„nen, jene vorgegebene Ewigkeit, womit ſich ſo viele Schriftſteller geſchmeichelt haben, auf der Erde zu erlangen. Was hundert Jahre vor der Belagerung der Stadt Troja in der Welt geſchehen iſt, davon wiſſen wir auch nicht das allergeringſte. In drey oder vier tauſend Jahren wird vielleicht alles dasjenige, was wir gegenwärtig bewundern, den Menſchen, die zu ſolcher Zeit leben werden, eben ſo unbekannt ſeyn, wie uns dasjenige, was vor vierzig Jahrhunderten vorgegangen, itzund ganz unbekannt iſt. Vielleicht wird man ſich mit gewiſſen Mährchen von dem Urſprunge dieſer oder jener Nation tragen, den man wohl etwan mehr, als dreyſig tauſend Jahre in die vergangenen Zeiten hinausſezen wird. Aber alle dieſe eingebildeten Muthmaſungen, werden eben keinen andern ſicheren Grund haben, als die angenommene Meynung, auf welche man das Alterthum der Chineſer grün-

det,

* Propter eluviones, exuſtionesque terrarunt, quas accidere tempore certo neceſſe eſt, non modo aeternam, ſed ne diuturnam quidem gloriam adſequi poſumus. *Cic. in Somnio Scipionis.*

det, welche verschiedene von unsern Schriftstellern mehr als zwanzigtausend Jahre älter, als die Schöpfung der Welt machen, da diese gleichwohl nach der Meynung der Europäer noch nicht völlig sechs tausend Jahre stehet.

Beynahe möchte ich glauben, liebster Kieou-Che, eben die merkwürdigen und beynahe allgemeinen Veränderungen, die sich in der Welt zutragen, wären dasjenige, welchem man die Neuigkeit so vieler Künste und Wissenschafften, die alle Tage durch die Menschen erfunden, und zu der Vollkommenheit gebracht werden, zuschreiben müsse. Diese Wissenschafften sind ehedem auch schon bekannt gewesen. Aber es ist ihnen eben so ergangen, wie den Leuten, unter welchen sie im Schwange giengen. Sie sind zugleich mit ihnen untergegangen, und hernach, wie der Erdboden wiederum bevölkert worden ist, sind sie nach und nach wieder zum Vorscheine gekommen, und mit genugsamen Grunde für solche angesehen worden, wovon man bis zu derselben Zeit nichts gewust hat. Im übrigen ist nach meiner Muthmassung bey solchen Entzündungen, und Ueberschwemmungen, die unserer Welt eine ganz neue Gestallt gegeben haben, der Untergang nicht so gar allgemein gewesen, daß nicht irgend ein kleiner Winkel geblieben, oder ein gewisser Theil von Menschen dem Brande, oder der Ueberschwemmung entgangen seyn sollte. Nach der Zeit haben sich dieselben in dem übrigen Theile des Erdbodens ausgebreitet, und nach und nach die Trümmer der alten Welt bevölkert. Es ist ganz natürlich daß bey dieser Gattung einer gänzlichen Erneuerung des menschlichen Geschlechtes alle Wissenschaften verlohren gegangen, daß das Andenken der vergangenen

Begebenheit in Vergessenheit gerathen, und daß die Menschen beynahe eben so neu, und eben so roh gewesen sind, als damals, da sie zum ersten male zu der Zeit der Entwickelung des Chaos aus dem Schoose der Erde hervorkamen.

Man könnte dahero wohl die Meynung der Aristotelischen Weltweisen, welche sprechen, die Welt, und das menschliche Geschlecht wäre zu allen Zeiten vorhanden gewesen, auf eine sehr leichte Art mit den Grundsätzen der Stoicker vergleichen, welche behaupten, die Welt habe einen Anfang gehabt, und werde auch ein Ende haben. Sie hat einen Anfang gehabt, da sie durch eine gänzliche und allgemeine Veränderung erneuert worden ist, und sie wird ein Ende haben, wenn eine andere Veränderung, die der ehemaligen gleich ist, vorfallen wird. Unterdessen hat es doch allemal Leute gegeben, welche an irgend einem Orte in der Welt, der nichts von der Verheerung empfunden hat, womit die übrigen insgesammt heimgesuchet worden sind, sich noch erhalten haben. Dieser Theil des Erdbodens aber ist so klein, und unansehnlich, daß wir uns deßwegen nicht hindern lassen dürfen, der Veränderung, die auf der Erde vorgegangen ist, den Namen einer gänzlichen Erneuerung beyzulegen.

Diejenigen, welche behaupten, wertheſter Kieou-Che, die Welt sey dergleichen allgemeinen Verwüstungen nicht ausgesezet, sprechen immer, „ gesetzt, „ es bliebe auch nur ein einziger Mann und ein einziges „ Weib übrig, so sey es doch gar augenscheinlich, daß „ diese bryden Personen ihren Kindern von den Bege-

ben-

„ benheiten der vergangenen Zeiten Nachricht ge-
„ ben, daß sie wenigstens ihnen von der letztern
„ Veränderung, die für das ganze menschliche Ge-
„ schlecht von so schlimmen Folgen gewesen, etwas
„ melden würden, und daß eine so merkwürdige
„ Begebenheit ganz natürlicher Weise in dem
„ Herzen aller derjenigen einen starken Eindruck
„ machen würde, die von den zwo Personen,
„ welche bey der Erneuerung der Welt am Leben
„ geblieben wären, abstammeten, und daß man
„ auf solche Art doch wohl dasjenige, wovon
„ man gegenwärtig gar nichts weiß, ganz sicher
„ wissen würde.„ Die Leute, wertheſter Kieou-
Che, die dergleichen Reden führen, bedenken nicht, daß sie andere triftige Gründe zu Widerlegung ihrer Meynung an die Hand geben. Denn es lieget offenbar am Tage, daß die Menschen das Andenken von der letztern allgemeinen Verände-rung, die sich mit der Erde zugetragen hat, auf die Nachwelt fortgepflantzet haben, und daß diese Veränderung vermittelst einer erstaunenden Uber-schwemmung entstanden ist. Die alten Juden, die Griechen, die Römer, waren in diesem Stücke mit einander übereinstimmend, und erzähleten von die-ser Sündfluth ohngefähr einerley Umstände. Sie sagten eines, wie das andere, die Welt wäre wiederum durch etliche Menschen bevölkert worden, die sich auf einem Fahrzeuge erhalten hätten, und auf dem Gipfel eines hohen Berges aus dem Fahrzeuge auf das Trockene gestiegen wären. Es ist wahr, daß die Juden eine ganze Familie in dieses Fahrzeug setzten, * und hingegen die Grie-

chen von nicht mehr, als zwo Personen redeten **. Aber diese Verschiedenheit in den Meynun-

* Εν τῇ ἡμέρᾳ ταύτῃ εἰσῆλθε Νῶε, Σὴμ, Χὰμ, Ἰάφεθ, οἱ υἱοὶ Νῶε, καὶ αἱ τρεῖς γυναῖκες τῶν υἱῶν αὐτῦ μετ' αὐτῦ εἰς τὴν κιβωτὸν. Eben am selben Tage ging Noah in den Kasten mit Sem, Ham und Japheth, seinen Söhnen, und mit seinem Weibe, und seiner Söhne dreyen Weibern. 1. Mos. 7. v. 13.

**Hic ubi Deucalion (nam cetera texerat aequor)
Cum consorte tori parva rate vectus adhaesit,
Corycidas Nymphas, et numina montis adorant,
Fatidicamque Themim, quae tunc oracla tenebat.
Non illo melior quisquam, nec amantior aequi
Vir fuit, aut illa metuentior ulla Deorum.
Jupiter ut liquidis stagnare paludibus orbem
Et superesse videt de tot modo millibus unum,
Innocuos ambos, cultores numinis ambos,
Nubila disjecit, nimbisque aquilone remotis,
Et coelo terras ostendit, et aethera terris.

Ovid. Metamorph. Lib. I.

Als hier Deucalion (denn das übrige stund noch völlig unter Wasser) mit seiner Gemahlin in seinem kleinen Fahrzeuge sitzen blieb, so verrichteten sie an die Corycischen Nymphen, und an die Gottheiten des Berges, und an die wahrsagende Themis, welche damals die Besitzerinn des Orakels war, ihr Gebet. Kein Mann war besser, oder ein gröserer Liebhaber der Gerechtigkeit als er, und kein Weib fürch-

nungen darf uns eben nicht sogar wunderbar vorkommen, wenn wir bedenken, wie verschiedentlich die Begebenheiten in der Geschichte, die nur etwan seit drey bis vier Jahrhunderten vorgegangen sind, sowohl von den damals lebenden Schriftstellern, als auch von solchen, die gegenwärtig leben, erzählet werden. Es ist genug, daß wir wissen, daß alle die allerältesten Völker völlig mit einander übereinstimmen, * es sey ehemals

tete die Götter mehr, als sie. Als Jupiter sahe, daß auf der Erde alles voll Wasser stund, und von so vielen Tausenden beyderley Geschlechts nur ein einziger Mann, und ein einziges Weib übrig war, die beide unschuldig, beide Verehrer der Gottheit waren, so zerstreuete er die Wolken, ließ den Regen durch den Nordwind vertreiben, und machte, daß die Erde wieder trocken, und der Himmel heiter wurde.

* —— grave ne rediret
Saeculum Pyrrhae nova monstra questae,
Omne cum Proteus pecus egit altos
Visere montes,
Piscium et summa genus haesit ulmo,
Nata quae sedes fuerat columbis,
Et superjecto pavidae natarunt
Aequore damae.
Horat Lib. I. Carm. Od. 2.

Es möchte vielleicht die betrübte Zeit wiederkommen, da die Pyrrha unter lauter

Kla-

auf der Oberfläche der Erden eine allgemeine Veränderung vorgefallen, die durch eine Uberschwemmung veranlasset worden wäre, und daß sie die abentheuerliche Dinge, oder vielmehr die Unglücksfälle, die den Menschen und den Thieren in dieser Wasserfluth begegneten, erzählten *. Es ist genug, sage ich, daß wir dieses wis-

Klagen übernatürliche Dinge erlebte, da die Thiere in der See auf die Berge hinangeführet wurden, da die Fische auf den Bäumen schwebeten, wo der Natur gemäß die Tauben saſſen, und da die Thiere des Waldes auf dem darüber weggehenden Wasser schwammen.

* Jamque mare et tellus nullum discrimen habebant,
Omnia pontus erat, deerant quoque littora ponto.
Occupat hic collem, cymba sedet alter adunca,
Et ducit remos illic ubi nuper ararat.
Ille super segetes aut mersae culmina villae
Navigat, hic summa piscem deprehendit in ulmo.
Figitur in viridi, (sic fors tulit) anchora prato,
Aut subjecta terunt curvae vineta carinae.
Et modo qua graciles gramen carpsere capellae,
Nunc ibi deformes ponunt sua corpora phocae.
Mirantur sub aqua lucos, urbesque domosque,
Nereides, sylvasque tenent delphines et altis
Incursant ramis, agitataque robora pulsant.
Nat lupus inter oves, fulvos vehit unda leones,
Unda vehit tigres, nec vires fulminis apro,
Crura nec ablato prosunt velocia cervo,

Quaesi-

wissen, um überzeugt zu seyn, daß die Menschen sich der letztern Erneuerung der Welt erinnert

Quaesitisque diu terris, ubi sistere detur,
In mare lassatis volucris vaga decidit alis.

Ovid. Metam. Lib. I.

Nun war zwischen Meer und Erde weiter kein Unterschied, alles war See, und auch dieser fehlte es an einem Ufer. Der eine stieg auf einen Hügel, der andere in einen Kahn, und ruderte da, wo er vor kurzem geackert hatte. Jener schiffte über der Saat, oder unter Wasser stehenden Häusern weg. Dieser traf Fische auf den Bäumen an. Durch die Fügung des Schicksals wurden die Anker auf grünen Wiesen gesenket, oder die Schiffe segelten über die Weinberge weg; Und wo vor weniger Zeit das Vieh auf der Weide gegangen war, da lagen nun die tölpischen Seehunde. Die Nymphen sahen mit Verwunderung Hölzer, und Städte und Häuser unter Wasser. Die Delphinen hatten ihren Aufenthalt in Wäldern, krochen auf Zweigen herum, und stießen an die Bäume. Der Wolf schwamm unter Schafen, die Löwen und Tyger wurden auf dem Wasser herumgetrieben. Dem wilden Schweine halfen seine Fänge, und dem Hirsche, den das Wasser fortführete, seine geschwinden Läuffte nichts. Und nachdem der Vogel lange einen Ort sich zu setzen gesucht hatte, so muste er endlich, da ihm die Flügel matt wurden, in das Meer herab fallen.

haben, einer Erneuerung, welche die Stoicker das Ende der alten und die Schöpfung der neuen Erde nennen.

Weil wir durch die uräldesten und auf das vollkommenste mit einander übereinstimenden Zeugnisse gewiß versichert sind, daß sich die Gestallt des Erdbodens durch eine Uberschwemmung ganz und gar verändert hat, warum wollen wir es denn für etwas unmögliches ansehen, daß er ehemals etliche tausend Jahre vor dieser Uberschwemmung durch eine Entzündung verändert worden ist, und daß ihm in den künftigen Zeiten ein gleicher Zufall begegnen kann. Ein allgemeiner Brand ist doch wohl eben so begreiflich, als eine allgemeine Wasserfluth, ja jener scheinet sogar noch leichter zu begreifen. Denn wir dürfen uns gar nicht auf die Hitze der Sonne berufen, oder die Muthmasung annehmen, daß dieselbe unvermerkt alle Wasser austrocknet. Es ist ja eine offenbare Sache, daß die Erde diesen Stof zu einem Feuer, das sie zu gewissen Zeiten ganz und gar verheeren soll, in sich selber unterhält. Alle die unterirrdischen Feuer, welche Erdbeben verursachen, und ganze Städte verderben, können noch weit ansehnlichern Schaden anrichten, wenn es dahin kommt, daß sie sich in dem Mittelpunkte der Erde, wo sie unaufhörlich vorhanden sind, vermehren. Seit dem wir verschiedene Länder kennen, ist es uns nicht unbekannt, daß sich daselbst Schlünde befunden, welche allezeit Feuer ausgespien haben. Dieses ist doch wohl ein augenscheinlicher Beweiß, daß die Feuer, die in dem

Mit-

Mittelpunkte des Erdbodens brennen, niemals auslöschen. Sicilien ist heutiges Tages eben denjenigen Flammen ausgesetzt, womit es vor zweytausend Jahren geplaget war. * Wenn es nun ganz unwiderstreitlich ist, daß das Feuer, das in dem Innersten der Erde brennet, niemals verlöschet, so dünket mich, es sey ganz natürlich zu glauben, daß dieses Feuer sich unvermerket immer vermehret. Denn das Wesen des Feuers bestehet, wie wir es vor unsern Augen sehen, darinnen, daß es anzündet, und über lang oder kurz alles, was es umgiebt, verzehret. Wenn es also in den Eingeweiden der Erde allenthalben ausgebreitet, und fast in alle unterirrdischen Theile dieses

* —— sed horrificis juxta tonat Aetna ruinis,
Interdumque atram prorumpit ad aethera nubem,
Turbine fumantem piceo, & candente favilla.
Attollitque globos flammarum & sidera lambit.
Interdum scopulos, avulsaque viscera montis
Erigit eructans, liquefactaque saxa sub auras
Cum gemitu glomerat, fundoque exaestuat imo.
Virg. Aeneid. Lib. 3.

Aber darneben donnert der Aetna fürchterlich, und stößt bisweilen eine schwarze Wolke heraus, die mit Pechdampfe und glüender Asche raucht, und Klumpen Feuer aufthürmet, und in die Höhe lodert. Bisweilen schnellt er Steine und abgerissne Stücken Berg von innen heraus, und wirft geschmolzene Steine in die Luft, und braußt aus dem tiefsten Abgrunde herauf.

Erdballs gebracht wird, alsdenn bricht es auf allen Seiten aus. Es verwüstet alles. Es giebt der Erde eine neue Gestallt, und hernach verlöschet es, wie wir sehen, daß es mit einer Feuersbrunst gehet, welche endlich, nachdem sie eine ganze Stadt verzehret hat, von sich selber aufhöret, und noch hier und da den Grund der Häuser, und allerhand Trümmer stehen läßt, ohne dieselben zu zernichten. Es scheinet, als ob Lucrez dergleichen allgemeine Entzündung des Erdbodens schon zu seiner Zeit mit gutem Grunde gefürchtet habe *, und wir haben uns dafür noch mehr, als er, zu fürchten, da wir schon siebenzehenhundert Jahre später leben. Immittelst kann es gar wohl kommen, daß diese Erneuerung der Welt noch zehen bis zwölf tausend Jahre entfernet ist. Aber es mag damit so lange währen, als es immer wolle, so bleibt es doch allemal gewiß, daß sie endlich kommen wird.

Lebe wohl, und fahre fort mir von deinen Umständen Nachricht zu ertheilen.

Pecking. ——

Der

* Ne volucrum ritu flammarum moenia mundi
Diffugiant subito magnum per inane soluta
Et ne caetera consimili ratione sequantur
Neve ruant coeli tonitralia templa superne.

Lucret. de Rer. Nat. Lib. I. v. 1095.

Daß nicht etwan, nach der Art des schnellen Feuers, die Welt plötzlich zerfalle, und sich in dem unermeßlichen leeren Raume auflöse, und daß nicht das übrige auf gleiche Weise nachfalle, oder etwan der Himmel einstürze.

Der hundert u. vierzigste Brief.

I-Tuly, an Yn-Che-Chan.

Die Lust in der Welt herum zu reisen, liebster Yn-Che-Chan, bewog mich vor ohngefähr zwanzig Jahren, daß ich aus meinem Vaterlande gieng. Seit meiner Abreise habe ich dir von meinem Befinden nicht die mindeste Nachricht ertheilet, und ich zweifle keinesweges, ein so langwieriges Stillschweigen werde es dahin gebracht haben, daß du mich schon längst für todt gehalten hast. Ich habe in der That sehr unrecht gehandelt, daß ich deine Freundschaft so wenig geachtet, und in einem so langen Zeitraume auch nicht ein einzigesmal geschrieben habe. Wenn das Bekänntniß meines Fehlers, und ein besseres Verhalten in der Zukunft mir dieserhalb Verzeihung verschaffen kann, so schmeichle ich mir mit der Hofnung, dieselbe mit leichter Mühe zu erhalten. Künftighin werde ich keinen Posttag vergehen lassen, ohne an dich zu schreiben, und bis zu jenem glücklichen Augenblicke, da ich ungestört deinen angenehmen Umgang geniessen kann, werde ich dir von allerhand sonderbaren Dingen, die ich auf meinen Reisen bemerket habe, hinlängliche Nachricht ertheilen. Die, allen Menschen von Natur eingepflantzte, Neugier, und die Neigung immer etwas neues zu lernen, die du allemal hast blicken lassen, geben mir die gewisse Versicherung, daß dir die Dinge, die ich dir melden werde, vielleicht ein Vergnügen machen.

Du hast unsere Mißionarien gar offt von der Grösse und Pracht verschiedener Städte des Alterthums, und anderer, die noch heut zu Tage in Europa vorhanden sind, reden hören. Von den letztern habe ich den grösten Theil gesehen, ich habe desgleichen das, was man von jenen geschrieben hat, gelesen, und die Riße davon untersuchet. Also kann ich dir das Nöthige davon mit ziemlicher Genauigkeit sagen, und eben dieses ist es, womit ich mich gegenwärtig beschäftigen will. Damit du ihre Grösse desto besser mit der Grösse unserer vornehmsten Städte in China vergleichen kannst, so werde ich dir auch den Umfang des Platzes, den sie einnehmen, anzeigen. Aber zuvor wird es dienlich seyn, dir einen Begrif von dem Maase zu geben, dessen ich mich zu Bestimmung ihrer Grösse bedienen werde.

Das Maaß, dessen sich die Alten in der Beschreibung von der Grösse der Städte bedienet haben, heißt Stadium. Die Gelehrten haben sich in ihren Meynungen ziemlich getheilt, wenn es darauf ankommt, daß sie den Umfang desselben bestimmen sollen. Einer der geschicktesten Erdbeschreiber in Europa hat geglaubet, es sey nicht allezeit von einerley Weite gewesen, und das alte Stadium sey noch einmal so klein, als das neue. Auf diesen Fuß hat er es nach den Arten des neuern Maases berechnet, und gefunden, daß es dreyhundert und eilf Fuß beträgt, und daß um einen Grad auszumachen, eilf hundert Fuß erfordert werden. Hierbey will ich anmerken, daß ein Grad ein Maaß ist, zu welchem zwey hundert

und

und funfzig von unsern Chinesischen Lien gehören. Die Europäer haben noch ein anderes Maaß, das sie eine Lieue oder Meile nennen. Ein Grad enthält deren fünf und zwanzig, und zu einer Lieue werden zehen von unsern Lien erfordert. Nach diesen Anmerkungen, die ich für nöthig erachtet habe, komme ich nun zu der Sache selbst.

Die erste Stadt, wovon ich dir etwas sagen will, ist die Stadt Babylon. Sie lag ehemals in Chaldäa, und ist die Hauptstadt eines mächtigen Reiches gewesen. Diese Stadt ist heut zu Tage nicht mehr vorhanden, und die Leute, die sich dort umgesehen haben, versichern, daß auch nicht die mindeste Spur davon mehr übrig ist. Du wirst dich darüber um so viel mehr wundern, da es die gröste Stadt in der Welt gewesen ist, wovon wir einige Wissenschaft haben. Ihre äusserliche Gestallt machte ein vollkommenes Viereck aus, welches von Mitternacht gegen Mittag durch den Fluß Euphrat getheilet wurde. Eine jede Seite dieses Viereckes war hundert und zwanzig Stadien, oder sieben und dreysig tausend dreyhundert und zwanzig Fuß breit, so daß der ganze Umfang ohngefähr hundert, neun und vierzig tausend, zweyhundert und achtzig Fuß ausmachen mochte. Die Höhe und Dicke der Mauern verhielt sich der Größe der Stadt gemäß. Wie man saget, so sind sie zweyhundert und achtzehn Fuß hoch, und vier und funfzig breit gewesen. Der Graben war dadurch gemacht worden, weil es nöthig gewesen war, die Erde auszugraben, um den benöthigten Thon zu Verfertigung der Ziegel,

und

und zu Aufführung der Mauern zu finden. Hieraus kannst du leicht urtheilen, wie groß und tief er gewesen seyn müsse. Auf jeder Seite des Viereckes befanden sich fünf und zwanzig Thore, an welchen sich eben so viele Gassen anfiengen, die nach der Schnur gezogen waren, und einander recht winklicht durchschnitten. Die Mauer war mit Thürmen versehen, die vierhundert Fuß von einander entfernet stunden. In der Ringmauer der Stadt erblickte man allerhand Gebäude, deren Größe einer so prächtigen Stadt gemäß war. Der Fluß war auf beiden Seiten mit einer Brüstung eingefaßt, die der Pracht der Könige, welche sie hatten erbauen lassen, Ehre machte. Aus der Gestallt der Stadt läßt sich mit leichter Mühe die Berechnung machen, wie groß der Platz war, den sie einnahm. Er war vierzehn tausend vierhundert Stadien im Vierecke groß.

Ninive ist ebenfalls die Hauptstadt von Assyrien gewesen. Sie lag ehemals in Adiabene, an der Morgenseite des Flusses Tigris. Diese Stadt stehet heut zu Tage auch nicht mehr. Den Ort gegen über, wo sie sonst stund, hat man eine andere gestiftet, welche in gutem Flore stehet, und unter dem Nahmen Mosul bekannt ist. Die Gestallt der Stadt Ninive machte ein länglichtes Viereck, woran die langen Seiten hundert und funfzig, und die breiten achtzig biß neunzig Stadien betrugen. Nach der letztern Berechnung würde sie mit der Stadt Babylon ziemlich einerley Umfang haben; Nach der erstern aber machte

der-

derselbe nicht mehr als hundert, drey und vierzig tausend und etliche Fuß aus. Wenn wir annehmen, daß sie in ihrem Umfange eben so groß als Babylon gewesen ist, so würde der Platz der Stadt in Ansehung der Verschiedenheit ihrer Gestallt nicht so groß, als der Platz von der Stadt Babylon gewesen seyn, und sie kann nicht mehr, als eine Fläche von ohngefähr dreyzehen tausend, fünfhundert Stadien im Viereck eingenommen haben. Giebt man ihr aber nur eine Breite von achzig Stadien, so hat sie noch weniger Platz eingenommen, und wir werden finden, daß nicht mehr, als zwölftausend Quadrat-Stadien heraus kommen. Ohne Zweifel hatte diese Stadt unterschiedene schöne und kostbare Gebäude aufzuweisen, wie man von einem Orte vermuthen kann, wo der Monarch seinen Sitz hat. Unterdessen haben uns die Alten hiervon keine Nachrichten hinterlassen. Alles, was sie uns davon sagen, bestehet bloß darinnen, daß sie überaus gut befestiget gewesen ist. Ihre Mauern hatten eine Höhe von fünf und neunzig Fuß, und waren so breit, daß drey Wagen neben einander Platz hatten. Sie waren mit einer grossen Anzahl von Thürmen versehen, die ziemlich hoch über die Mauer in die Höhe stunden. Ich weiß sogar nicht, ob ich nicht glauben soll, daß die Geschichtschreiber ihre Anzahl zu groß gemacht haben, wenn sie sprechen, es habe dieselbe funfzehen hundert ausgemacht.

In der Gegend, wo der Fluß Erannoboa sich in den Ganges ergießt, stund ehemals eine ziemlich

lich ansehnliche Stadt, mit Namen Pelibothra. Ihre Länge betrug achtzig, und die Breite funfzehen Stadien, so daß sie ohngefähr einen Umfang von neun und funfzig tausend Fuß hatte. Die Fläche, die sie einnahm, war etwan zwölfhundert Quadrat-Stadien groß. Die Mauern um die Stadt herum waren von Holtze, und man hatte in dieselben Schießlöcher angebracht, durch welche die Einwohner Wurfspiesse und Pfeile auf die Belagerer hinaus warfen, und schossen. Es war die gröste und mächtigste Stadt in Ostindien.

An der Morgen-Seite des Flusses Tigris etliche Franz. Meilen weiter gegen Mittag von dem Orte, wo ich gesagt habe, daß Ninive lag, war eine sehr ansehnliche Stadt, von welcher, soviel ich weiß, nicht mehr, als ein einziger alter Schriftsteller geredet hat. Er nennet sie Mespila, und spricht, ihr Umfang sey hundert und achtzig Stadien, oder fünf und funfzig tausend, neunhundert und achtzig Fuß gewesen. Ihre Mauern waren hundert Fuß hoch, und funfzig Fuß breit. Von der Gestallt, und der Pracht dieser Stadt saget uns dieser Geschichtschreiber nicht das geringste. Wenn man aber davon nach der Beschaffenheit der alten Städte dieses Landes urtheilen darf, so kann man mit gutem Grunde muthmasen, daß sie viereckicht gewesen sey. In solchem Falle würde sie eine Fläche von zwey tausend und fünf und zwanzig Quadrat-Stadien eingenommen haben.

Von der Grösse und Pracht der Stadt Theben in Ober-Aegypten machen die Geschichtschreiber,

die Erdbeschreiber, und die Dichter insgesammt sehr viel Rühmens. Ubrigens sind sie weder, was ihren Umfang, noch was ihre Gestallt anlangt, von einerley Meynung. Zum Theil geben sie ihr eine Länge von achtzig, zum Theil von hundert und zwanzig, und etliche sogar von vier hundert, bis vier hundert und zwantzig Stadien. Mich dünket, ein Theil von ihnen hat sie zu groß, und der andre zu klein gemacht, daher man das Mittel zwischen beyden annehmen muß. Wäre sie nicht mehr, als achtzig, bis hundert und zwanzig Stadien lang gewesen, so würde sich ihre Grösse der Beschreibung, die uns die alten Schriftsteller davon liefern, gar nicht gemäß verhalten. Sie sprechen, sie habe hundert Thore gehabt, und zu einem jeden dieser Thore hätte die Stadt vermöge der grosen Menge ihrer Einwohner zehentausend gewafnete Männer ausziehen lassen können, folglich müste die Stadt weit grösser gewesen seyn, als uns die erstern sagen. Denn wie hätte sie sonst eine so grosse Menge Menschen in sich fassen können, als zu einer Million Soldaten erfordert wird. Auf der andern Seite geben ihr die andern einen Umfang, der gar nicht glaublich zu seyn scheinet. Denn, wenn es darnach ginge, so müste diese Stadt auf einer einzigen Seite so groß, als der ganze Umfang der Stadt Babylon gewesen seyn. Was für einen ungeheuren Umfang von Erdboden würde sie in diesem Falle nicht haben einnehmen müssen? Ohngeachtet ich aber sage, mann müsse zwischen beyden die Mittelstrasse wählen, so würde es freylich zuviel gewaget

waget seyn, wenn ich die Grösse der Stadt mit einer Gewißheit bestimmen wollte, immasen ich nichts habe, dessen ich mich bey diesen Nachforschungen statt eines Leitfadens bedienen kann.

Ecbatana, die Hauptstadt von Medien, die zu den gegenwärtigen Zeiten Hamadan genennet wird, ist es werth, daß ich etwas davon sage. Von ihrer Gestallt hat man keine zuverläßigen Nachrichten, daher man die Fläche derselben nicht anders bestimmen kann, als daß man annimmt, sie sey so, wie der gröste Theil der Morgenländischen Städte, viereckicht gebauet gewesen. Die Schriftsteller, die davon geredet haben, geben ihr einen Umfang von zweyhundert, acht und funfzig Stadien, welche achtzig tausend, zwey hundert, acht und dreysig Fuß ausmachen würden. Will man sodann die Fläche des Erdbodens berechnen, die sie eingenommen haben mag, wenn man voraussetzet, daß sie viereckicht war, so wird man viertausend, hundert und funfzig Quadrat-Stadien heraus bringen.

Von etlichen andern Städten, die wegen ihrer Grösse und Pracht merkwürdig gewesen, deren Gestallt man aber durch gar keine gegründete Muthmasung bestimmen kann, will ich nur mit kurzen Worten etwas beyfügen. Die Alten, die uns davon etwas gesagt, haben es dabey bewenden lassen, daß sie ihren Umfang angezeigt, ohne von der Fläche des Erdbodens, den sie einnahmen, etwas mehreres zu melden. Folglich würde es eine Verwegenheit seyn, wenn man eine Sache mit Gewißheit bestimmen wollte, worinnen wir nicht

das

das geringste Licht haben können. Unter diese Anzahl setze ich die Stadt Susa, eine Stadt, die ehemals vor Persepolis die Hauptstadt des Persianischen Reiches war. Mann macht ihren Umfang zweyhundert und funfzig Stadien, oder sieben und siebenzig tausend, siebenhundert, und funfzig Fuß groß. Karthago, jene Nebenbuhlerinn der Stadt Rom, muß nach der Meynung etlicher Schriftsteller einen Umfang von dreyhundert und vier und achtzig Stadien, oder hundert und neunzehen tausend, vierhundert, vier und zwanzig Fuß gehabt haben. Locri, eine Stadt in Italien, war in ihrem Umfange um die Hälfte kleiner, als Karthago. Athen, die Hauptstadt von Griechenland, wo die schönen Künste und Wissenschafften mehr, als an allen andern Orten getrieben wurden, war von einem überaus grosen Umfange. Nach der richtigsten Berechnung betrug derselbe, wenn man den Hafen dazu nimmt, dreyhundert, sechs und sechzig Stadien, oder hundert und dreyzehen tausend, achthundert, und sechs und zwanzig Fuß. Diese Städte sind heut zu Tage nicht mehr das, was sie vor Zeiten waren. Mit genauer Noth bemerket man noch einige geringe Spuren von ihrer alten Grösse.

Von der Stadt Syrakuß haben wir weit zuverlässigere Nachrichten, als von allen denjenigen, die ich dir bisher genennet habe. Ehemals war dieselbe die vornehmste Stadt in Sicilien. Aber gegenwärtig stehet nur noch ein ganz kleines Stück davon. Ihre Lage, nach welcher sie die Aussicht auf die See hatte, war gar überaus angenehm.

Ihr Hafen bestund aus verschiedenen Abtheilungen, aus welchen allen man durch einen einzigen Ausgang in die See kommen konnte. Sie war aus fünf Städten zusammengesetzet, die sich nach und nach vereiniget, und alle zusammen nur eine einzige Stadt ausgemacht haben. Diese Stadt hatte unterschiedliche prächigte Gebäude aufzuweisen, die bey allen Leuten, welche sie besahen, eine grosse Bewunderung erweckten. Nach der zuverläßigsten Ausrechnung erstreckte sich ihr Umfang auf hundert und achtzig Stadien, oder fünf und funfzig tausend, neunhundert nnd achtzig Fuß. Zu dieser Berechnung gehören noch nicht einmal etliche Vorstädte, die einen so grossen Umfang hatten, daß eine jede derselben für eine besondere Stadt angesehen werden konnte. Ohngeachtet ihre Gestallt nicht sonderlich regelmäsig war, so setzet uns doch die richtige Beschreibung davon, die wir in den alten Schriftstellern finden, in den Stand, daß wir bestimmen können, wie groß ohngefähr die Fläche des Erdbodens gewesen ist, den sie eingenommen hat. Dieser Umfang betrug etwan zwey tausend, achthundert und zwanzig Stadien; Sie wurde durch verschiedene Festungswerke von sehr fester Bauart vertheidiget.

Uber die Grösse des alten Roms, jener Stadt, welche die Hauptstadt des weitläuftigsten Reiches wurde, das alle die übrigen bekannten Völker unter seine Botmäsigkeit brachte, und welcher jene grosen Städte, wovon ich schon geredet habe, die Oberstelle einräumen musten, sind die Meynungen der Gelehrten gar sehr getheilet. An den Gebäu-

den,

den, und andern öffentlichen Werken, womit sie ausgeschmücket war, erblickte man, mit sonderbarer Verwunderung, Geschmack und Pracht. Das, was davon heut zu Tage übrig ist, wird noch immer von Kennern bewundert. Aber hier ist der Ort nicht, daß ich dich davon umständlich unterhalten darf. Ein neuerer Gelehrter, der ein eigenes Buch von diesem Innhalte geschrieben hat, macht sie noch einmal so groß, als sie wirklich war. Ich will mich doch lieber an dasjenige halten, was ein gewisser alter Römer davon schriftlich hinterlassen hat, der zu einer Zeit lebte, da die Herrlichkeit dieser Stadt die höchste Stufe erreichet hatte, und der also natürlicher Weise die Grösse derselben besser, als der neuere Gelehrte wissen konnte. Aus demjenigen, was er saget, erhellet, daß diese Stadt vor Alters nicht so groß war, als sie heut zu Tage ist. Ihr Umfang war, wenn wir die Vorstädte nicht dazu rechnen, ohngefähr so groß als derjenige, den wir für die Stadt Athen angesetzet haben. Wenn wir voraussetzen, daß sie rund gebauet gewesen ist, so wird der Platz, den sie eingenommen hat, einen Umfang von tausend, zweyhundert, und drey und zwanzig Stadien gehabt haben.

Das alte Constantinopel, wohin die ersten Christlichen Kayser den Hauptsitz des Reiches verlegten, wurde in einer kurzen Zeit durch Sorgfalt seiner Gebieter eine sehr ansehnliche Stadt. Sie nahmen aus Rom alles dasjenige mit sich, was sie fortbringen konnten, und was zur Schönheit ihrer neuen Hauptstadt etwas beytragen konnte.

Die Gestallt der Stadt war ziemlich unregelmäsig; daher es keine leichte Sache ist, ihren Umfang zu bestimmen. Leute, welche diese Sache auf das genaueste untersuchet haben, sprechen, die Seite, wo sie am längsten war, sey ohngefähr dreyzehen tausend Fuß lang, und wo die Breite am grösten war, fünf tausend achthundert Fuß breit gewesen. Der ganze Raum der Stadt betrug ein tausend, einhundert, und drey und siebenzig Quadrat-Stadien. Ich habe es fast nicht nöthig hierbey zuerinnern, daß ich unter dieser Berechnung die Vorstädte nicht mit verstehe, die so, wie sie es noch heut zu Tage sind, sehr groß, und sehr schön waren.

Die Stadt Alexandria in Aegypten, die Alexandern den Grosen zu ihrem Stifter gehabt hat, ist es allerdings werth, daß ich dir etwas davon sage. Der Baumeister Demokrates, der die Aufsicht über das ganze Werk hatte, gab ihr die Gestallt eines Mantels, wie ihn die Macedonier damals trugen. An dem längsten Orte betrug ihre Länge sechzig, und an dem breitsten Orte die Breite vierzehen, biß funfzehen Stadien. Daher ihr Umfang ohngefähr hundert und acht und vierzig Stadien, oder sechs und vierzig tausend Fuß ausgemacht haben mag. Hier ist noch nicht die Rede von den ansehnlichen Vergrösserungen, welche die Könige, die dem Alexander in der Regierung nachfolgeten, an diese Stadt gewendet haben. Ich stelle sie itzt nur so vor, wie sie bey ihrer Stiftung gewesen ist. Vielleicht ist diese Stadt die einzige, die gleich vom Anfange ihrer

Stif-

Stiftung eine solche Grösse gehabt hat. Das Maaß des Platzes, worauf sie stund, läßt sich nicht so gar leicht bestimmen. Ohngeachtet ihre Mauern noch gegenwärtig stehen, so hat doch keiner von den Leuten, die in dortigen Gegenden gewesen sind, die Gestallt oder die Ausmessungen davon auf eine zuverläßige Art gemeldet.

Es sind noch viele andere Städte wegen ihrer Gröse merkwürdig gewesen. Unter die Anzahl derselben muß man Capua, Antiochien an dem Orontes, Memphis, und Seleucien an dem Tigris rechnen. Aber da wir in keinem Schriftsteller die Grösse oder das Maaß derselben antreffen, so kann ich dir davon nichts gewisses melden. Eben soviel kann ich dir auch von zwo ansehnlichen Städten in Palästina, nemlich von Jerusalem, und Tyrus sagen. Es finden sich, was die Nachrichten davon anlanget, in den alten Schriftstellern so viele Widersprüche, daß es überaus schwer ist, den Umfang davon genau zu bestimmen. Überhaupt davon zu reden sind sie beyde mit den Vorhergehenden in keine Vergleichung zu setzen. Dieses ist freylich nicht so zu verstehen, daß sie nicht auch sehr schön und feste gewesen wären. Sie waren nur in der Grösse jenen weit nachzusetzen. Lebe wohl.

Rom. ——

Der hundert und ein und vierzigste Brief.

I-Tuly, an Yn-Che-Chan.

Da ich meinen vorhergehenden Brief schloß, so konnte ich mich nicht enthalten, wertheſter Yn-Che-Chan, über das Schickſal jener groſſen Städte, wovon ich dir eine kurze Beſchreibung gemacht habe, meine Betrachtungen anzuſtellen. Ihre Gröſſe, ihre Macht, die Feſtigkeit, womit ſie gebauet waren, und mit einem Worte, alles war dem Anſehen nach ſo beſchaffen, daß man hätte denken ſollen, ſie müſten beynahe ewig dauern. Unterdeſſen iſt der gröſte Theil unter ihnen nicht mehr vorhanden. Kaum erkennet man noch einige Spuren an dem Orte, wo ſie ehemals geſtanden haben, und wenn man etwas davon gewahr wird, ſo ſtellen ſie unſern Augen weiter nichts, als traurige Reſte ihrer ehemaligen Pracht und Herrlichkeit dar. Wenn von jenen mächtigen Monarchen, die zu Verherrlichung dieſer Städte das meiſte beigetragen haben, einige wieder zurück in die Welt kommen ſollten, wie ſehr würden ſie ſich wundern, wenn ſie ſähen, daß ſolche prächtige, ſo blühende, ſo bevölkerte Städte, gegenwärtig ganz und gar wüſte worden ſind! Anſtatt in ihre ehemaligen Palläſte zu gehen, würden ſie weiter nichts, als einen Haufen Steine ſehen. Dieſe Straſſen, die nach der Schnur angelegt waren, die herrlichen Gebäude der vori-

gen

gen Zeiten, würden sich ihrem Gesichte nicht weiter darstellen. Ueberall würden sie nichts, als lauter Gesträuche und Waldungen gewahr werden. Jene Gräben, die mit Steinen ausgesetzt, und als schöne Brüstungen oder Dämme angelegt waren, würden sie in stinkende und morastige Sümpfe verwandelt sehen. Anstatt jener zahlreichen Menge von Unterthanen, die sich um die Wette bemüheten, ihnen ihre Dienste anzubieten, würden sie weiter nichts, als giftiges Ungeziefer und wilde Thiere antreffen, die sich in jenen wüsten Oertern herum aufzuhalten pflegen.

Aus diesen Betrachtungen, wertheſter Yn Chan, können wir die Lehre ziehen, daß nichts in der Welt von langer Dauer sey. Die allerdauerhaftesten Dinge sind der Veränderung und dem Untergange unterworfen. Wie die Kleider, die wir tragen, alt werden und sich abnutzen, also siehet man auch alle Dinge veralten, und eingehen. Die grossen Städte neuerer Zeiten, wovon ich in dem gegenwärtigen Briefe deine Neugier zu unterhalten mir vorgenommen habe, werden mit der Zeit eben dergleichen Schicksal zu gewarten haben, das jenen wiederfahren ist, wovon mein vorhergehender Brief gehandelt hat. Es werden wieder andere aufkommen, welche diejenigen zu Grunde richten werden, die gegenwärtig vorhanden sind; und wenn diese eine Zeit lang in der Welt grosses Aufsehen gemacht haben, so wird es ihnen zuletzt eben nicht anders gehen. Es ist allen Dingen ihr gewisses Ziel gesetzt, das sie nicht überschreiten. Es läßt sich mit Grunde

von ihnen sagen, daß sie gebohren werden, wachsen, leben, und endlich sterben, wie man es an den Thieren wahrnimmt. Ja, man kann die Vergleichung mit ihnen noch weiter treiben, und eben so gut sagen, daß alle Dinge, wie ein jedes lebendiges Thier, Krankheiten unterworfen sind, die sie entweder plötzlich und schnell wegraffen, oder nach und nach auszehren, bis sie endlich aus Mangel der benöthigten Kräfte untergehen. Krieg, Pestilenz, Erdbeben, Ueberschwemmungen, Feuersbrünste, und dergleichen, sind für Städte und Länder gleichsam gewaltsame Krankheiten. Das schlechte Verhalten der Fürsten und Obrigkeiten, die gute Staatsverfassung der Nachbarn, und noch unzählige andere besondere Umstände, sind so zu sagen schleichende Gifte, welche unvermerkt den Untergang der Städte und Reiche nach sich ziehen. Unter allen Völkern auf dem ganzen Erdboden, deren Geschichte ich gelesen habe, weiß ich nicht ein einziges, dessen Verfassung dauerhafter gewesen wäre, als das Unsrige. Wie viele Jahrhunderte hinter einander hat es nicht fortgedauert, ohne eine einzige von jenen Veränderungen zu erfahren, die den Untergang nach sich ziehen? Etliche kleine Ungemächlichkeiten, die von der Natur erschaffener Dinge unzertrennlich sind, hat es freylich auch ausstehen müssen. Aber die Geschicklichkeit unserer Aerzte hat denselben gar bald abgeholfen. Wem könnte man, werthester Yn-Che-Chan, dieses sonst zuschreiben, als der Vortrefflichkeit unserer Regierung? Ich wünsche, daß sich unser Reich bey diesem Zustande der Gesundheit,

den es gegenwärtig genießet, noch lange Zeit erhalten möge.

Gegenwärtig giebt es in der Welt allerhand ansehnliche Städte, worunter gleichwohl keine einzige mit Babylon und Ninive, wovon ich oben geredet habe, in der Grösse zu vergleichen ist. Mit Rom, dem Sitze des obersten Bischofs des grösten Theils unter den Christen, will ich den Anfang machen. Diese ist eine überaus alte Stadt, immaßen sie noch an eben dem Orte stehet, wo jene Stadt war, wovon Romulus der Stifter gewesen ist. Du kannst leicht denken, liebster Yn-Che-Chan, daß diese Stadt eben auch, wie alle andere, ihre wunderbaren Zufälle gehabt hat. Daher kann man auch nicht eigentlich sagen, es sey heut zu Tage eben dieselbe Stadt, die ehemals die Hauptstadt des Römischen Reichs gewesen ist. Das gegenwärtige Rom ist auf den Trümmern des alten erbauet. Immittelst hebet man daselbst, wie ich dir bereits angezeiget habe, allerhand Denkmale von der Pracht ihrer ehemaligen Bewohner auf, und sie machen noch itzt in dem neuen Rom die schönste Zierde aus. Ohngeachtet diese Stadt nicht mehr die Gebieterinn der ganzen Welt ist, so hat sie gleichwohl immer noch bis auf den heutigen Tag jenes gebieterische Verfahren beibehalten, wodurch sie Königen ein Schrecken einjagte. Der oberste Bischof, der davon der Besitzer ist, masset sich eben so gut, als sein ganzer Hof, jene Arten von Oberherrschaft und Hoheit an, welche den alten Römern vor andern Völkern eigenthümlich waren. Freylich ist es wahr, daß

alles dieses nicht eben so, wie vormals, mit Nachdruck unterstützet werden kann, und daß die Potentaten itzt über alle die stolzen Begegnungen ziemlich lachen, worüber sie ehemals gar sehr zitterten. Weil die Herrschaft des neuern Roms überaus enge Schranken hat, so scheinet es fast, als habe man dasjenige, was auf dieser Seite verlohren gegangen ist, durch den Umfang der Stadt wieder gewinnen wollen. Ihre Ringmauer ist heut zu Tage etliche tausend Fuß weiter, als vor Alters, und die Fläche, worauf sie stehet, beträgt hundert sieben und siebenzig Quadrat-Stadien mehr, als die Fläche der ersteren. Hieraus kannst du, werthester Yn-Che-Chan, abnehmen, daß man von der Grösse eines Reiches nicht allemal aus dem Umfange der Hauptstadt urtheilen dürfe.

Die Ausmessungen und der Umfang, die ich dir in meinem vorhergehenden Briefe von dem alten Constantinopel angegeben habe, werden ziemlich in der gegenwärtigen Stadt eben so beschaffen seyn. Nur ist dabei dieses zu merken, daß die itzigen Einwohner dieser Stadt die Vorstädte zu der Stadt selbst rechnen. Da nun diese Vorstädte an und vor sich selbst ansehnliche Städte ausmachen würden, so muß man, wenn sie alle zusammen genommen werden, freylich sagen, daß die Stadt heut zu Tage noch um einen ansehnlichen Theil grösser ist, als sie ehedem war. Sie ist die Hauptstadt eines mächtigen Reiches, das sich weit in Europa, Asien und Afrika herum erstrecket.

Paris, die Hauptstadt von Frankreich, ist theils wegen der Schönheit ihrer Gebäude, theils wegen

ihres Umfangs, eine prächtige Stadt. Sie begreift in ihrer Ringmauer eine grosse Anzahl vortreflicher Gärten, die ziemlich einen Platz von hundert und funfzehen tausend und dreyhundert Fuß einnehmen. Wegen ihrer unregelmäsigen Bauart ist es nicht möglich, ihren Umfang so gar leicht zu bestimmen. Man rechnet an dem Orte, wo ihre Länge am grösten ist, ohngefähr vierzehn tausend Fuß. Ihre ganze Fläche erstrecket sich auf tausend dreyhundert und sechzig Stadien.

Die Leute haben zum Theil geglaubet, London, die Hauptstadt der Königreiche von Großbritannien, sey gröser, als Paris. Aber sie haben sich ganz sicher geirret, immassen ihre ganze Fläche nicht mehr, als tausend zweyhundert und vier und funfzig Stadien ausmacht. Sie ist, wie die Stadt Syrakuß, durch die Vereinigung zwoer Städte entstanden. Man findet daselbst eben auch Gärten, nur nicht in so grosser Menge, als zu Paris. Es befinden sich daselbst unterschiedene kostbare Gebäude, die zu der Zierde dieser grossen Stadt vieles beitragen.

Die Stadt Amsterdam ist zwar ihrem Umfange nach lange nicht so gros, als die bisher angezeigten Städte. Indessen verdienet sie es gleichwohl, daß ich hier an sie gedenke. Sie ist die Hauptstadt von Holland, und hat sich, aus einem schlechten Dorfe, das sie in den vergangenen Zeiten war, nach und nach so sehr vergrössert, wie wir sie heutiges Tages sehen. Alles das, was sie ist, hat sie der weisen Regierung ihrer Obrigkeits-Personen zu danken, welche, ohngeachtet der sehr

nach-

nachtheiligen Lage des Ortes, es doch so einzurichten gewußt haben, daß sich eine grosse Anzahl von Kaufleuten dahin gewendet hat. Diese haben die Handlung in Aufnahme gebracht, und aus dieser Stadt eine der reichsten und stärksten Handelsstädte in der Welt gemacht. Batavia, wohin unsere Landsleute einen sehr ansehnlichen Handel treiben, kann man als eine Kolonie der itzt von mir beschriebenen Stadt ansehen. Es gehören zu Amsterdam noch viele andere Kolonien in Amerika, die aber nicht so viel bedeuten, als die bereits gemeldete in Ostindien. Es ist freylich wahr, daß diese Kolonien nicht der Stadt Amsterdam ganz und gar eigenthümlich zugehören, sondern, daß noch unterschiedene andere daran Antheil haben; aber doch gehöret ihr davon ungleich mehr, als den übrigen Städten. Der Platz, den sie einnimmt, beträgt nicht mehr, als fünfhundert und sechzig Quadrat-Stadien; welches, wie du wohl siehest, gegen die Grösse der Städte Paris und London ein gar grosser Unterschied ist.

Es giebt in Europa noch unterschiedene andere ansehnliche Städte, deren Grösse und Umfang ich dir nicht anzeigen kann, weil ich in Ansehung dessen nichts gewisses habe erfahren können. Unter diese rechne ich Stockholm, die Hauptstadt in Schweden, Petersburg, die Hauptstadt des Rußischen Reiches, die nur erst in dem itzigen Jahrhunderte gestiftet worden ist, Meyland, die Hauptstadt eines Herzogthums eben dieses Namens in Italien, Prag, die Hauptstadt des Königreichs Böhmen, Rouen in der Normandie, und Wien,

die

die Hauptstadt in Oesterreich. Die letztere Stadt ist, wenn man die Vorstädte dazu nimmt, sehr groß, und eben dieses lässet sich auch von Prag sagen. Aber überhaupt davon zu reden, sind sie, soviel ich wenigstens aus demjenigen urtheilen kann, was ich davon gesehen habe, weit kleiner, als jene, die oben angezeiget worden sind.

Ehe ich dir von unsern Städten in China, und von den Japanischen meine Gedanken sage, muß ich vorher mit wenigem an die Stadt Lima in Amerika, die Hauptstadt von Peru gedenken. Sie ist überaus wohl gebauet, und mit einer tüchtigen steinernen Mauer umgeben. Freylich ist nicht alles, was sich in der Ringmauer befindet, mit Häusern besetzt, immasen ein grosser Theil des Platzes, der an die Mauer anstößt, nicht bewohnet ist. Wenn man unter dem Namen der Stadt weiter nichts verstehet, als nur blos dasjenige, was bebauet ist, so darf man sich Lima nicht eben so gar groß vorstellen. Nimmt man aber den ganzen Platz zusammen, der mit Mauer eingeschlossen ist, so macht er sechs hundert, und zwölf Stadien aus. Uber dem Flusse hinüber stehet eine Vorstadt, welche vermittelst einer Brücke eine Gemeinschaft mit der Stadt hat; Will man auch diese mit in Rechnung bringen, so werden zu der ganzen Summe noch vier und funfzig Stadien hinzugesetzet werden müssen.

Man weiß noch andere sehr wichtige, und ohne allen Widerspruch noch grössere Städte, als diejenigen, wovon ich bis hieher geschrieben habe. Aber die Leute, die daselbst gewesen sind, und sie

beschrieben haben, sind nicht untereinander einig. Daher ich es nicht gern wagen will, von einer Sache, wovon ich nicht die mindeste Gewißheit habe, in einem entscheidenden Tone zu reden. Also spricht man zum Beyspiele, Cairo, die gegenwärtige Haupt-Stadt in Aegypten, sey zehen, bis zwölf Französische Meilen lang, und achte breit. Diejenigen, die auf solche Weise davon reden, begreifen freylich Alt- und Neu-Cairo, Bulack, und verschiedene Vorstädte von einem grossen Umfange unter dem Namen einer einzigen Stadt. Den Umfang von Ispahan, der Hauptstadt in Persien machen manche zehen Französische Meilen groß. Andere sprechen, man müsse zween Tage haben, wenn man um die Stadt ganz herum gehen wolle. Noch weit weniger Gewißheit hat man von dem Umfange der Städte Dely, Agra, und Amadabadi, welche sich in Ostindien befinden.

Wenn ich mich nach denjenigen Erzählungen richten wollte, welche einige Missionarien von unsern vornehmsten Städten gemachet haben, so würdest du glauben, werthester Yn-Che-Chan, weil ich eine so grosse Anzahl von Jahren ausser meinem Vaterlande gewesen wäre, so hätte ich darüber vergessen, was ich in meiner Jugend gesehen habe. Es sind darunter etliche gewesen, die sich nicht geschämet haben, die Grösse der Stadt Nanking so weit zu übertreiben, daß sie nach ihren Reden mehr, als zwanzig Französische Meilen im Umfange haben soll. Das macht also mehr, als zwey hundert von unsern Lien aus. Eben so haben sie auch einen grossen Haufen anderer

derer ungereinter Sachen vorgegeben, womit ich dir nicht beschwerlich fallen will, damit ich deine Gedult nicht mißbrauche. Es ist gar nicht nöthig, die Sache über die Gebühr groß zu machen, immasen unsere Städte, wenn man auch nur blos die Wahrheit saget, die Europäischen an Grösse weit übertreffen.

Pecking bestehet, wie dir bekannt ist, aus zwo Städten, wovon dir eine die Chinesische, und die andere die Tartarische Stadt heisset. Beyde sind ganz regelmäsig angeleget. Die Tartarische Stadt, die gegen Mitternacht lieget, ist ziemlich ganz viereckicht. Auf jeder Seite beträgt ihre Länge eine grosse Meile, oder ohngefähr dreyzehen Chinesische Lien. Die Chinesische Stadt, die sich gegen Mittag befindet, macht ein länglicht Viereck, und die lange Seite daran ist länger, als eine Meile. Wenn man also beide Städte zusammennimmt, so wird ihr Umfang etwan sieben Franz. Meilen, oder ein und neunzig Lien betragen. Die Fläche, die sie einnimmt, ist wegen ihrer regelmäsigen Anlage mit leichter Mühe zu bestimmen, und macht ohngefähr sechs tausend zwey hundert, und eilf Stadien aus. Wo findet man wohl in Europa eine Stadt, die einen so grossen Platz einnimmt? Was wird alsdenn erst herauskommen, wenn man die Vorstädte dazunehmen will, die an den Thoren dieser grosen Stadt herum angeleget sind?

Nanking, welche ehemals die Hauptstadt unseres Reiches gewesen ist, siehet heut zu Tage nicht mehr so aus, wie sie zu den Zeiten unserer

Vor-

Vorfahren aussah. Sie hat nicht mehr jene regelmäsige Gestallt, und jenen ungeheuren grosen Umfang, welche damals so sehr sehenswürdig waren. Ohngeachtet sie sehr in Verfall gerathen ist, so hat sie doch immer noch vor den grösten Städten iu Europa vieles voraus. Ihr Umfang erstrecket sich auf achtzig Lien, und der Platz, auf welchem sie stehet, macht vier tausend, achthundert, und zwey und zwanzig Stadien aus. Als sie in ihrem grösten Flore stunde, war sie mit einer dreyfachen Mauer umgeben, die sie zu einer von den festesten Städten in China machte.

Die Städte Sin, Ngare, Han, und Su sind ziemlich eben so groß. Nach der genauesten Berechnung haben sie vierzig Lien im Umfange. Immittelst ist das Maaß ihrer Flächen nach dem Verhältnisse ihrer Gestallt gar sehr verschieden. Von der ersten kann man mit Zuziehung der Vorstädte zwey tausend, zwey hundert, und drey und neunzig Stadien rechnen. Die zweyte nimmt zwey tausend, drey hundert, und fünf und neunzig Stadien ein, und zu der leztern ist der Platz tausend, neunhundert, und zwanzig Quadrat-Stadien groß. Ohngeachtet dieses in unsern Augen nur ganz mittelmäsige Städte sind, so übertreffen sie dennoch immer die grösten Städte in Europa.

Kan Tscheu, die Hauptstadt der Provinz Kanton, ist noch viel kleiner, als die vorhergehenden. Diese Stadt begreifet zwo andere in sich, welche die Chinesische, und die Tartarische Stadt genennet werden. Sie lieget an dem Ufer eines Flusses, der ihre Lage überaus angenehm machet.

Der

Der Umfang kann ohngefähr auf dreyßig, bis fünf und dreyßig Lien gerechnet werden, und wenn man die Vorstädte dazu nimmt, so macht die Fläche, worauf sie stehet, tausend sechshundert und vierzig Stadien aus. Unter den Vorstädten ist diejenige, die an der Abendseite der Stadt stehet, wegen ihrer Schönheit, der vortheilhaften Lage, und des Reichthums der Einwohner, vor andern merkwürdig.

Die Japaner haben ebenfalls unterschiedene grosse Städte, wovon ich dir etwas weniges sagen muß. Die beyden vorzüglichsten darunter sind Meaco und Yedo. Die erste ist der Sitz des obersten Priesters von der Nation, und der zweyte ist der Ort, wo sich der Kayser aufhält. Beyde sind überaus schön angebauet, und es hat das Ansehen, als habe man nichts ersparen wollen, um sie so einzurichten, daß sie es verdienen, Wohnungen der Oberhäupter, die sich darinnen aufhalten, abzugeben. Hier will ich dir die Grösse und Gestallt dieser zwo Städte, so richtig, als es angehen will, beschreiben.

Meaco ist an dem Orte, wo man die Länge am grösten achtet, ohngefähr eine Französische Meile lang, und an dem Orte, den man für den breitsten hält, etwas mehr, als eine halbe Meile oder ohngefähr sechs Lien breit. Der Platz, den sie einnimmt, macht eine Fläche von tausend, siebenhundert, und sieben und sechzig Quadrat-Stadien aus. Von der Stadt Yedo kann ich nicht mit sogar grosser Zuverläßigkeit reden. Der Schriftsteller, der in seiner Reisebeschreibung am

umständlichsten von dieser Stadt gehandelt hat, spricht, sie habe in der Länge sieben, in der Breite fünf, und im Umfange zwanzig Japanische Meilen. Dergleichen Beschreibung würde sehr deutlich seyn, wenn man nur erst recht zu bestimmen wüßte, was er unter einer Japanischen Meile verstehet. Aber er sowohl, als andere, die dieses Maas mit dem Europäischen in ein Verhältnis haben bringen wollen, sind nicht mit sich und mit andern einig. Bald sprechen sie, man müßte sechszehen oder neunzehen Japanische Meilen zusammennehmen, wenn man einen Grad vollmachen wolle, welches zweyhundert und funfzig von unsern Lien sind; bald erfordern sie dazu vier und zwanzig, sechs und zwanzig, sieben und zwanzig, ja wohl gar noch mehr. Auf solche Weise ist es ganz und gar unmöglich, etwas gewisses davon zu sagen. Man mag von diesen Sätzen annehmen, welchen man wolle, so muß die Stadt Yedo allemal unter allen, sowohl alten, als neuern Städten, die gröste seyn. Der königliche Pallast, der mitten in der Stadt stehet, kann allein schon eine ziemlich grosse Stadt ausmachen, weil man ihm einen Umfang von wenigstens fünf Japanischen Meilen beileget.

Diese Beschaffenheit hat es, werthester Yn-Che-Chan, mit dem Verhältnisse zwischen den alten und neuern Städten. Aus dem, was ich dir bisher erzählet habe, kannst du abnehmen, daß es heut zu Tage eine weit grössere Anzahl ansehnlicher Städte giebt, als man vor Zeiten gezählet hat. Diejenigen, die man vor Alters unter die gros-

grossen rechnete, gehören gegenwärtig unter die mittelmäsigen. Desgleichen hast du aus meiner Anzeige bemerken können, daß die grösten Städte allemal im Morgenlande gewesen sind. Hiervon läßt sich auch ein ganz natürlicher Grund angeben, der darinnen bestehet, daß ihre Häuser nicht mehr, als ein Stockwerk hoch sind, da hingegen die Europäer die ihrigen, drey, vier und wohl noch mehr Stockwerke hoch bauen. Wenn also die Städte der letztern gleich keinen so grossen Platz einnehmen, so können sie doch immer eine eben so grosse Anzahl von Einwohnern in sich fassen. Die Morgenländischen Städte haben vor den Europäischen den Vorzug, daß sie regelmäsiger gebauet sind. In Europa kann man gar oft von der Bauart der Städte nicht den geringsten ordentlichen Riß bemerken. Es ist, als sey dabei blos der ungefähre Zufall im Spiele gewesen. Nach meinen Gedanken ist dieses ein grosser Fehler. Es hat das Ansehen, als ob die Europäer denselben wahrgenommen, weil sie es in Anlegung neuer Städte, die sie in Amerika stifteten, anders gemacht haben. Dieselben sind allesamt regelmäsig angeleget worden. Lebe wohl.

Rom. ——

Der hundert und zwey und vierzigste Brief.

Yn-Che-Chan, an J-Tuly.

Man kann es nicht in Abrede seyn, liebster J. Tuly, daß die Verbindungen, die ein Mensch in seiner Jugend stiftet, überaus dauerhaft sind. Eine zwanzigjährige Entfernung hat die zärtlichen Eindrücke von dem Umgange, den ich seit meiner Kindheit an mit dir gehabt habe, nicht austilgen können. Seit deiner Abreise aus China hatte ich von dir nicht die mindeste Nachricht erhalten. Da ich nicht wußte, wo ich dich suchen sollte, so konnte ich dir auch von meinen Umständen nichts melden. Nach dieser ersten Bekanntschaft mit dir bin ich nun mit mehreren Leuten bekannt worden; die zunehmenden Jahre machen, daß man allmählich gegen dasjenige, was uns in der Jugend begegnet ist, unempfindlich wird. Diese und noch viele andere Umstände hätten es dem Ansehen nach doch wohl dahin bringen können, daß ich das Andenken der angenehmen Augenblicke, die wir ehemals in Gesellschaft mit einander zugebracht haben, ganz aus den Gedanken verlohr. Unterdessen bewundere einmal, wie stark diese Eindrücke sind. Kaum habe ich deinen Brief geöfnet, so sind bei der bloßen Lesung des Namens J-Tuly, auf einmal alle die vorigen Gedanken wieder von neuem rege worden. Mein Gedächtnis hat mich getreulich an alle diejenigen un-

unschuldigen Ergötzlichkeiten erinnert, die ich ehemals in deinem Umgange genossen hatte. Spiele, Spatziergänge, scherzhafte und ernsthafte Gespräche, alles dieses hat sich in meinem Gemüthe auf eine unvergeßliche Art eingeprägt befunden, und in einem Augenblicke hat sich das Andenken davon auf einmal erneuert. Ich will hiermit nicht so viel sagen, als ob ich vor diesem Augenblicke gar nicht an dich gedacht hätte. So gar sehr vergißt man seine Freunde nicht, und ich habe mich deiner auch vielmals erinnert. Aber doch will ich nicht leugnen, daß das Bild von dir sich niemals so lebhaft meinen Gedanken dargestellet hat, und nie mit so angenehmen Empfindungen begleitet gewesen ist. Die Freude, die ich bei dieser Gelegenheit empfunden habe, wird ganz sicher derjenigen nichts nachgeben, die ich mit der Zeit zu empfinden hoffe, wenn ich dich in Person wieder sehe. Eile demnach, werthester J=Tuly, so sehr du kannst, mir diese Freude zu machen. Mache fein bald, daß dich dein Vaterland, deine Anverwandten und deine guten Freunde wieder zu sehen bekommen. Reisen in fremde Länder sind nur in einem gewissen Alter, und nicht weiter, als etliche Jahre lang angenehm. Es ist nun schon ziemlich lange, daß du dich nicht mehr in diesem Alter befindest, und die grosse Anzahl von Jahren, die du ausser deinem Vaterlande zugebracht hast, sollte es von Rechts=wegen dahin gebracht haben, daß du ein herumwanderndes und mit so wenig Ruhe verbundenes Leben überdrüßig seyn solltest. Komm immer, und genieße die Ruhe, die auf

dich wartet, und die nutzbare Erkänntnis, die du dir erworben hast. Komm, laß deine Freunde Antheil daran nehmen, und bringe die Jahre, die dir noch zu leben übrig sind, in ihrem freundschaftlichen Umgange zu. Die Weltweißheit ist es, die Vernunft ist es, die durch meinen Mund mit dir redet. Daher zweifele ich auch nicht im mindesten, du werdest ihre Stimme hören, und ich werde in kurzem den süsen Trost haben, einen Freund wieder zu sehen, dessen Gegenwart mir um soviel werther seyn wird, da ich ihn auf immer für verlohren geachtet habe.

Hat denn auch der lange Aufenthalt, den du, liebster J=Tnly, unter den Christen gehabt hast, nicht etwan in deiner Denkungsart einige Aenderung veranlasset? Diese Frage thue ich nicht ohne gegründete Ursache an dich. Es kommt mir ausserordentlich schwer vor, unter einem Volke lange zu leben, ohne zugleich dessen Sitten und Gewohnheiten anzunehmen. Wir gewöhnen uns unvermerket, diejenigen Sachen selbst zu thun, die wir alle Tage vor unsern Augen thun sehen. Wir werden mit den Gedanken von sachtem bekannt, die uns im Anfange ein Mißvergnügen gemacht haben, weil sie dadurch, daß sie unsern Augen unaufhörlich dargestellet werden, nach und nach dasjenige, was eine unangenehme Empfindung in uns erweckte, verlieren. Wenn es endlich damit so weit gekommen ist, so wird es uns gar nicht mehr sauer, diejenigen Dinge selbst zu thun, vor welchen wir ehedem einen Abscheu hatten. Es wird mir gar nicht schwer werden, diese Sache

durch

durch das Beispiel der Europäer zu rechtfertigen, die, wie sie sprechen, zum Vortheile ihrer Religion zu uns hieher kommen. Bei ihrer Ankunft in China haben sie die Absicht, alle ihre Kräfte anzuwenden, um Christen aus uns zu machen. Aber sie dürfen nur etwan etliche Jahre unter uns zugebracht haben, so ist es nicht anders, als ob sie den Zweck ihrer Reise ganz aus der Acht liessen, und dann werden sie selber Chineser. Sie behalten freylich wohl immer noch einen Theil von den Gedanken, die ihnen in ihrer Jugend beigebracht worden sind; aber sie verstehen die Kunst, sie mit den unsrigen unter einen Hut zu bringen, so vortreflich, daß eine grosse Anzahl unserer Landsleute an dergleichen Mischung einen grossen Geschmack findet. Es wäre gar wohl möglich, die Sache so weit zu treiben, daß wir mit der Zeit zu unserer grossen Verwunderung, ohne es gewahr zu werden, halb Christen und halb Chineser würden. Alsdenn aber werden wir, besser zu reden, keines von beiden mehr seyn.

Auf diesen Weg waren die Sachen vor deiner Abreise schon ziemlich eingeleitet. Du wirst dich ohne allen Zweifel noch der Trennungen erinnern, die zwischen den Mißionarien vorgefallen sind, da man ausmachen wollte, ob diese Mischung der Christlichen und der Chinesischen Kirchengebräuche den Namen der Christlichen, oder der Chinesischen Religion verdiene. Seit deiner Zeit ist diese Streitigkeit noch mit mehrerer Hitze getrieben worden, und bis auf den heutigen Tag immer noch unausgemacht geblieben. Der Papst zu Rom hat zween Legaten hintereinander nach Pecking geschickt, um

diese Frage zu entscheiden; es hat aber nicht das geringste gefruchtet. Inzwischen können wir nicht leugnen, daß der letztere sich so ziemlich zum Zwecke geleget hat, und es wundert mich, daß diese Gesandschaft ohne Aergernis abgegangen ist. Der erstere verwarf ohne alle Umstände diese Vermengung, welche durch die Mißionarien, die in China am meisten in Ansehen stunden, unterstützet wurde. Du kannst gar leicht denken, daß sie bei dieser Gelegenheit sich ihrer Macht zu ihrem Vortheile bedienten. Sie stellten den Kayserlichen Räthen vor, die Anzahl der Chineser, die sich zu der von dem Päbstlichen Gesandten verworfenen Religion bekenneten, wäre sehr ansehnlich; wenn die öffentlich bekannt gemachte Verordnung soviel, als ein Gesetz gelten sollte, so würden sie genöthiget werden, das, was unter dieser Vermischung Chinesisch wäre, ganz fahren zu lassen, und sich lediglich an das, was Christlich wäre, zu halten, und alsdenn würden sie müssen den Gebräuchen völlig entsagen, welche der Grund von der Regierung in China wären. So listig fiengen sie es an, um aus einer Religionszänkerey eine Staatssache zu machen; und ihre Ränke hatten die gesuchte Wirkung. Unser durchlauchtigster Kayser ließ eine Verordnung ausgehen, worinnen er allen den Mißionarien, welche die Chinesischen Cerimonien sich nicht gefallen lassen wollten anzunehmen, aus seinen Staaten sich zu entfernen auflegte. Vermöge dieser Verordnung wurde der Päpstliche Gesandte nach Makao verwiesen, wo er in einem engen Gefängnisse gestorben ist. Dieser Todt veranlassete sehr vieles Gerede, wovon du vielleicht in Europa etwas erfahren haben wirst.

Die=

Diejenigen Mißionarien, welche die Oberhand behalten hatten, genossen ihren Sieg auf die vollständigste Weise. Man kann sogar sagen, daß dieser Streit, der unsern Chinesern die Augen mehr, als vorher, öfnete, vieles zu Vermehrung ihres Ansehens beitrug. Der Hof sah, daß diese Leute dem Staate besonders ergeben waren, weil sie es hatten merken lassen, daß die Christliche Religion, so lange sie unvermengt bliebe, unsern Grundgesetzen zuwider wäre, und weil sie auf die Verweisung der andern gedrungen hatten, welche sie rein und unvermengt vortrugen. Der Eifer, welchen sie bezeigten, um unsere Kirchengebräuche zu vertheidigen, gab deutlich zu erkennen, daß sie von derselben Heiligkeit völlig überzeuget waren. Alle diese Ursachen bewogen uns, daß wir glaubten, sie wären bessere Bürger, und dem Confucius mehr ergeben, als die andern. Sie nahmen sich überaus sehr in Acht, solchen Lehren zu widersprechen, die sie unter uns so mächtig, und für ihre Widersacher so furchtbar machten.

Ein einziger Umstand machte sie unruhig, welcher darinnen bestund, daß der oberste Bischof ihr Verhalten nicht für genehm halten wollte. Dieses würde man nimmermehr vermuthet haben, wenn man betrachtete, mit was für Dreistigkeit sie vor den Ohren ihrer Neubekehrten behaupteten, die Vermischung mit Chinesischen Kirchengebräuchen thue der Reinigkeit der Christlichen Lehre gar nicht den mindesten Abbruch; diejenigen, welche anders gesinnet wären, verdieneten den Namen der Aufwiegeler und Friedensstöhrer, welchen man kein Gehör

geben dürfe, und der oberste Bischof würde ihre Art sich bei den Leuten beliebt zu machen, ganz untrüglich seines Beifalls würdigen. Immittelst hatte ich Gelegenheit, durch einen Europäischen Kaufmann, den seine Handlungsgeschäfte nach Pecking gezogen haben, das Gegentheil zu erfahren. Er sagte mir, diese Väter liessen es sich in Rom überaus sehr angelegen seyn, für ihre Lehre Beifall zu erhalten, und ohngeachtet sie sich aller Mittel und Wege bedieneten, die sie nur möglich machen könnten, so hätten sie es doch immer noch nicht so weit bringen können, daß man ihre Lehre für genehm halten wolle, und aller Wahrscheinlichkeit nach würde auch ihr Suchen niemals statt finden.

Die Reden dieses Kaufmanns erweckten in mir eine grosse Verwunderung, und ich wuste gar nicht, was ich von diesen Mißionarien denken sollte. Es war mir bekannt, daß sie nach China gekommen waren, uns die Christliche Religion zu lernen, und gleichwohl wurde mir gesagt, das was sie lehreten, wäre nichts weniger, als die Christliche Religion. Was für einen Bewegungsgrund mögen sie denn wohl dazu haben, daß sie ihre Gedanken ändern, sobald als sie hieher gekommen sind? Ohne Zweifel, dachte ich bey mir selbst, hat die Erkänntniß unserer Religion, und unser Gottesdienst ihnen die Augen geöfnet. Sie haben gesehen, daß die unsrige der ihrigen in vielen Stücken weit vorzuziehen sey, und sie haben sich also kein Bedenken gemacht, sie anzunehmen, und mit demjenigen zu verbinden, was sie von ihren

vor-

vormaligen Begriffen beyzubehalten für gut bestanden. Dieses Verhalten war nach meinem Erachten vollkommen vernünftig. Aber auf der andern Seite sah ich wiederum verschiedene andere Mißionarien, die jenen in Einsicht und Geschicklichkeit nicht das mindeste nachgaben; Diese hatten ganz andere Gedanken, und beharreten bei den Begriffen, die sie mit sich aus Europa gebracht hatten. Dieses erweckte in mir einigen Verdacht gegen die Redlichkeit der erstern. Ich bemerkte, daß sie sich äuserst angelegen seyn liessen, bei den Grossen des Reichs sich beliebt zu machen, ihr Ansehen zu vermehren, und sich so mächtig zu machen, als ihnen möglich war. Ich zweifelte keinesweges, daß die Absicht sich ihnen gefällig zu machen der eigentliche Bewegunsgrund von der Veränderung ihres Verfahrens sey. Wir gewinnen solche Leute lieb, welche die Gefälligkeit gegen uns beweisen, daß sie unsern Begriffen Beyfall geben; Aus diesem Grunde haben sich die Mißionarien eingebildet, sie machen sich bei unsern Mandarinen dadurch beliebt, daß sie diejenigen Begriffe annehmen, die sie bei jenen in Ansehung der Religion bemerken. Sie haben sich in ihrer Muthmasung nicht geirret, wie du es aus demjenigen, was ich dir bisher dvvon gesagt habe, gar leicht abnehmen kannst. Wenn man aber auch auf der andern Seite das niederträchtige, das in dieser Gefälligkeit verborgen ist, entdecken, und es gewahr werden sollte, daß sie ihre Religion, und ihr Gewissen den Vortheilen aufopfern, die sie davon zu geniessen hoffen dürfen,

wenn sie mit den Grossen in gutem Vernehmen stehen, so würde ohne Zweifel von der guten Meynung, die man von ihnen hat, gar ein grosser Theil wegfallen. Um diesem zuvorzukommen, hat nichts bessers ausgesonnen werden können, als es so weit zu bringen, daß alle diejenigen Mißionarien, die es nicht mit ihren Begriffen hielten, aus dem Lande fort musten, und zu behaupten, das, was sie lehren, sei die vollkommen reine Christliche Religion. Auf solche Weise können sie versichert seyn, daß niemand ihre niederträchtige Verstellung herausbringen wird, und daß sie das Ansehen, welches dergleichen schändliche Gefälligkeit ihnen verschaffet, ruhig geniessen werden.

Das, was bei der Ankunft des letztern Gesandten vorgefallen ist, hat mich in meiner Muthmasung noch mehr bestärket. Die Mißionarien waren in der äusersten Verlegenheit, als sie die Nachricht von seiner nahen Ankunft erfuhren. Auf der einen Seite wollten sie doch auch nicht gern den Römischen Hof vor den Kopf stossen, und sich in den Verdacht bringen, als ob sie die Lehre, die man ihnen zu predigen aufgetragen, in China verdorben hätten. Auf der andern würde es das gröste Leidwesen für sie gewesen seyn, wenn alle ihre Neubekehrten, und so viele andere Personen, gegen welche sie behauptet hatten, daß sie die Christliche Religion in ihrer völligen Reinigkeit lehreten, glaubwürdige Beweise von ihrer Verstellung, und von ihrer Schalkheit hätten. Mittler weile schien es gar nicht möglich zu seyn, daß sie sich aus dieser Klemme herausziehen konnten.

Aber

Aber was sollte die listige Staatskunst dieser Mißionarien nicht auszuführen im Stande seyn? Es wurde der Schluß gefaßt, dem Legaten alle nur ersinnliche Ehre zu erzeigen; Man wollte sein Vertrauen auf alle mögliche Weise zu gewinnen trachten; Man wollte nichts verabsäumen, um ihn dahin zu bringen, daß er zu ihren Absichten die Hand bieten sollte; Und wenn endlich alles dieses nichts helfen würde, so wollte man ihm in der Ausführung der Befehle, die ihm aufgetragen worden wären, allerhand Hinderniße in den Weg legen. Diese letztere Sache war ihnen um so viel leichter, da sie in dem Reiche ein sehr grosses Ansehen hatten, und da der Abgesandte genöthiget war, sich ihrer zu bedienen, immasen er weder das Land, noch die Sprache kannte. Alles dieses wurde von Stück zu Stück auf das genauste vollstrecket.

Es ist gar nicht zu beschreiben, wie gros die Ehre war, die sie ihm erwiesen, und wie bereitwillig sie ihm mit einem Eide versicherten, daß sie die Vermischung unsers Gottesdienstes mit der Christlichen Religion als einen Gräuel betrachteten, und wie sie zu nichts weniger geneigt wären, als dergleichen etwas zu lehren. Dieser Gehorsam, und dieser Eifer, dessen sich der Abgesandte gar nicht versehen hatte, machten, daß er sich von seiner Reise einen guten Ausgang versprach. Aber er wuste noch nicht, mit wem er zu thun hatte. Als sie glaubten, sie hätten durch diese äuserlichen Zeichen der Unterthänigkeit sein Vertrauen gewonnen, so sprachen sie mit ihm von der

Art,

Art, wie man es anfangen müste, um seinen Auftrag ins Werk zu setzen. Das erste, was sie ihm anriethen, bestund darinnen, daß er das, was sein Vorgänger gethan hatte, für ungültig erklären sollte. Sie sagten, jener hätte sich durch seine Aufführung sowohl, als dadurch, daß er den Gottesdienst der Chineser verworfen, das Mißfallen des Hofes zugezogen; das einzige Mittel, wodurch er sich bei dem Kayser eine gute Aufnahme versprechen, und in seiner Gesandschafft glücklich seyn könnte, würde dieses seyn, daß er die Aufführung des vorigen verwürfe, und wenn er dieses nur erst gethan hätte, so würde es in seiner Gewalt stehen, alles, was er für gut befände, anzuordnen, ohne daß der Hof darauf Achtung gäbe. Wenn diese Mißionarien es bei dem Abgeordneten soweit hätten bringen können, so war ihr Endzweck völlig erreichet. Sie bewiesen ihren Gehorsam gegen den Römischen Hof, und zeigten vor den Augen des ganzen China, daß sie vollkommen Recht gehabt, wenn sie sich nicht der Verordnung des vorhergehenden Gesandten gemäß bezeiget hätten. Aber ohngeachtet sie es damit unterschiedene Male versuchten, so waren sie doch nicht so glücklich, daß ihr Rath Beyfall fand. Der Gesandte merkte ihre List, und fing an mißtrauisch auf sie zu werden.

Als er in Kanton angelanget war, so suchten sie zwischen ihm und dem Vice-Könige ein Mißverständnis zu stiften. Dieses Mißverständnis würde für sie ein Meisterstück gewesen seyn, weil man es dem Gesandten nicht würde verstattet haben

weiter zu gehen, oder sich an den Hof zu begeben, und seinen Auftrag zu vollstrecken. Aber er war so klug und behutsam, daß er nicht in die Falle ging. Alsdenn suchten die Mißionarien, ihm auf andere Art Hinderniße in den Weg zu legen. Sie steckten sich hinter den Tagin, daß er ihm wegen der Ursachen seiner Reise unterschiedene Fragen vorlegte, worauf der Gesandte, wie sie glaubten, nicht auf eine solche Art antworten könnte, daß man mit ihm zufrieden seyn würde. Sie thaten noch mehr. Unter dem Vorwande, daß der Tagin ihnen diese Fragen mündlich vorgetragen hätte, brachten sie dieselben in Gegenwart des Gesandten zu Papiere. Dieser merkte es gar wohl, daß diese getreuen Väter zu der Rede des Tagin einen grossen Theil hinzugesetzet hätten, weil er sahe, wie sehr ihre Fragen dahin abzielten, daß er die Aufführung seines Vorgängers verwerfen sollte. Eben dieses war der Rath, den sie ihm schon unterschiedene Male gegeben hatten. Daher zerriß er auch das Papier, und befahl ihnen, sie sollten hingehen, und die Urschrift selbst bei dem Tagin holen. Sie gehorchten, und nachdem man die Schrift übersetzet hatte, so musten die Mißionarien zu ihrer grossen Beschämung sehen, daß diese Fragen alle ganz anders, als die ihrigen klangen.

Der Tagin schien mit den Antworten des Gesandten zufrieden zu seyn, er schickte sie an den Hof, und begleitete etliche Tage darnach den Gesandten des obersten Bischofs selbst dahin. Die Mißionarien, die sich an dem Hofe befanden,

liesen es an nichts ermangeln, um dieser neuen Gesandschaft Hinderniße in den Weg zu legen. Sie brachten es dahin, daß man dem Gesandten neue Fragen wegen des Endzwecks seiner Reise vorlegte, und ihn insbesondere fragte, ob die, im Namen des Papstes öffentlich bekannt gemachte, letztere Verordnung wirklich von ihm ausgegangen wäre. Dieses war eine von den aller verfänglichsten Fragen. Hätte er mit Ja geantwortet, so muste er befürchten, aus China hinausgewiesen zu werden, immasen man ihn für einen Aufwiegler angesehen haben würde, der in das Land käme, und diejenigen Streitigkeiten, die sein Vorgänger erreget hatte, wieder von neuem aufwärmen wollte. Antwortete er mit Nein, so gab er den Mißionarien gewonnen Spiel, und setzte sich ausser Stand, das ihm aufgetragene Werk zu vollstrecken. In einer so grossen Verlegenheit suchte er sich auf eine Art, die seiner Ehre nicht zuwider war, aus dem Handel zu ziehen. Er sagte, der Papst hätte in der That an die Christen in China eine gewisse Verordnung geschickt. Er wüste aber nicht, ob es diejenige wäre, die man öffentlich bekannt gemacht hätte; und wenn es auch wirklich die rechte wäre, so wüste er wieder nicht, ob sie nicht verfälschet worden wäre. Sobald man ihm dieselbe zeigen würde, wollte er sagen, was eigentlich an der Sache wahr und gegründet wäre. Durch diese Antwort gewann der Gesandte Zeit, und bei dergleichen Umständen ist dieses schon viel.

Eben zu der Zeit, da dem Gesandten diese neuen Fragen zugeschicket worden waren, hatte der Tagin vom Hofe Befehl erhalten, voraus zu kommen, und von demjenigen, was dem Legaten von Seiten des Papstes aufgetragen war, eine Abschrift mitzubringen. Dieses war abermals ein Kunstgrif der Mißionarien. Sie wüsten nicht die eigentlichen Umstände von dem, was ihm aufgetragen war, und wollten gleichwohl alles gar zu gern vorher wissen, ehe noch der Abgesandte seinen Auftrag dem Kayser selbst vorlegte. Hätten sich nun in seinem Verhaltungs-Befehle Sachen befunden, welche nach ihren Gedanken so beschaffen waren, daß unser gnädigster Fürst sie nicht wissen durfte, so hätten sie sich die Freyheit genommen, allerhand nach ihrem Gutbefinden darinnen zu ändern, ehe unser Herr sie zu Gesichte bekam. Der Gesandte, der dieses befürchtete, schlug dem Tagin seine Bitte ab, unter dem Vorwande, er habe davon keine Abschrift. Folglich sahe sich der königliche Bediente genöthiget, ohne diese Urkunde von ihm wegzugehen.

Der Abgesandte hatte zween Geistliche abgeschickt, um seine Ankunft dem Hofe zu melden. Kaum waren sie angelanget, als sich die Mißionarien äuserst angelegen seyn liesen, sie zu hindern, daß sie die Ursache ihrer Gegenwart nicht bekannt machen konnten. Man ließ sie in ein Gefängniß setzen, wo ihnen eben die Fragen, wie dem Abgeordneten vorgeleget wurden. Die Absicht war, es dahin zu bringen, daß sie sich verschnappen sollten. Zum Glück aber stimmeten alle ihre Re-

den mit dem, was der Abgesandte gesaget hatte, vollkommen überein, ohngeachtet es der Mißionar, der statt des Dolmetschers ihrer Worte diente, an nichts fehlen ließ, um dieselben zu verdrehen. Von der Art, wie er ihre Reden erklärte, kanst du schon aus dieser kleinen Probe urtheilen. Sie sagten, sie wären durch die Propaganda ausgeschicket; Dieses Wort hieß nach seiner Uebersetzung die Mitglieder eines Gerichts, wo Processe gemacht werden. Lebe wohl.

Pecking. ——

Der hundert und drey und vierzigste Brief.

I-Tuly, an Yn-Che-Chan.

Während einer so grossen Anzahl von Jahren, werthester Yn-Che-Chan, da ich ausser meinem Vaterlande gewesen bin, habe ich beinahe immerfort eine vollkommene Gesundheit zu geniessen gehabt. Dieses muß man auf der einen Seite der guten Verfassung meines Leibes, und der ordentlichen Art zu leben, auf der andern aber dem Schutze des Chang-ti zu schreiben. Dieses höchste Wesen träget für seine getreuen Anbeter, sie mögen sich an einem Orte in der Welt aufhalten, wo sie wollen, eben so sehr Sorge, als wenn sie niemals einen Fuß aus China setzten. Immittelst muß ich dir doch sagen, daß ich vor etlichen Jahren in eine Krankheit verfiel, womit ich mich ziem-

ziemlich lange schleppte, immasen sie sich so sehr eingesetzt hatte, daß ich sie ohngefähr drey Monden lang nicht los werden konnte. Freylich war sie nicht eben gefährlich. Ich hatte von einer Zeit zu der andern etliche gute Tage, und konnte meine Geschäfte verrichten. Aber bei dem allen machte sie mir doch, wie du leicht denken kannst, vielen Kummer und Sorgen. Ich befand mich mitten unter Leuten, in deren Augen wir Barbaren sind; die sich vorstellen, wir verstehen gar nicht, was zu den Bequemlichkeiten des menschlichen Lebens gehöret, und die uns nicht einmal die Geschicklichkeit zutrauen, daß wir die Annehmlichkeiten desselben empfinden. Bei dergleichen Gedanken kam es ihnen nicht einmal in den Sinn, mir auch nur die geringste von jenen kleinen Erleichterungen zu verschaffen, die sie ganz gewiß sich selbst nicht würden versaget haben, wenn sie auch nur von der Krankheit, die mir beschwerlich war, den hundertsten Theil gefühlt hätten. Mein Unglück wurde dadurch noch vergrössert, daß ich die Sprache des Landes auf eine Art redete, wodurch die Leute, die ich um mich hatte, mehr zum Lachen, als zum Mitleiden bewogen wurden. Wenn ich etwas verlangte, so verstund man mich entweder nicht, oder man machte sich mehr über meine Aussprache lustig, als daß man sich angelegen seyn ließ, mein Verlangen zu befriedigen. Ich mußte alle Gedult und Gelassenheit, die unserer Nation eigen ist, zusammennehmen, um nicht über eine Aufführung hitzig zu werden, die nach meinen Gedanken mit der Grausamkeit viel

ähnliches hatte. Aber niemand machte mir mehr Noth, als die Aerzte.

Man rufte dieselben nicht gleich im Anfange, weil ich mich vernehmen ließ, daß ich Lust hätte, lieber mein eigener Arzt zu seyn, als mich ihren Händen anzuvertrauen. Indessen mußte ich es doch endlich dazu kommen lassen. Man fragte mich, was für einen Arzt ich haben wollte. Ich antwortete, es sey nöthig, den geschicktesten zu rufen. Diese Antwort brachte meine Wirthsleute in eine Verlegenheit, immasen sie, in Ansehung der Geschicklichkeit der Aerzte, die man in der Stadt hatte, nicht einerley Meynung waren. Sie stritten ziemlich lange Zeit mit einander, wem eigentlich der Vorzug gegeben werden sollte. Endlich sagten sie zu mir: Wir können Ihnen nicht so genau sagen, wer unter unsern Aerzten der geschickteste sey. Aber sie dürfen Sich nicht im geringsten bange seyn lassen, Sie mögen unter den dreyen, die wir Ihnen vorschlagen werden, einen wählen, welchen Sie wollen. Als sie mir einen nach dem andern genennet hatten, so antwortete ich ihnen, da sie mich versicherten, daß die Geschicklichkeit dieser Herren von gleichem Grade wäre, so würde es mir gleich viel seyn, man möchte rufen, welchen man wollte: Sie sollten denjenigen kommen lassen, den sie für gut befänden. Mit dieser Antwort liessen sie sich gar nicht abweisen. Ich mußte ihnen schlechterdings denjenigen nennen, den ich haben wollte. Ich nennete demnach einen auf ein Geradewohl. Ich glaubte eben nicht so gar

viel

viel dabei zu wagen, weil ich, wenn mir dieser etwan bei dem ersten Besuche nicht recht gefiele, zur Noth leicht einen andern würde rufen können.

Etliche Stunden darnach stellte er sich ein. Da die Europäer die Geschicklichkeit ihrer Aerzte ausserordentlich sehr herausstreichen, so zweifelte ich keinesweges, der gerufene würde es gleich wissen, was mir fehlte, sobald als er einen Fuß in mein Zimmer gesetzet hätte, und er würde mir in demselben Augenblicke eine Arzeney geben, die mir Linderung verschaffete. Aber es währete nicht lange, so wurde ich gewahr, daß ich mich geirret hatte. Der Mann näherte sich mir, und anstatt daß er sich angelegen seyn ließ, die eigentliche Beschaffenheit meiner Krankheit durch eine aufmerksame Beobachtung der Bewegung meines Pulses zu erfahren, so berührte er mich nur ganz obenhin an dem Gelenke meiner Hand. Nach diesem brachte er die Zeit damit zu, daß er allerhand Fragen an mich that. Er erkundigte sich bei mir, wie lange ich schon krank wäre, wie die ersten Zufälle dieser Krankheit ausgesehen hätten, an welchem Orte des Körpers ich die meiste Empfindung hätte, und tausenderley solche Fragen mehr. Er betrachtete sodann, was die Natur vor einer kurzen Zeit aus meinem Körper abgeführet hatte, und nach allen diesen vorher gemachten Beobachtungen, that er über die Beschaffenheit der Krankheit den Ausspruch.

Uber dieses ganze Bezeigen, liebster Yn-Che-Chan, war ich über alle Maasen verdrüßlich worden. Was! sagte ich bei mir selbst, und das

heißt einer der geschicktesten Aerzte in der Stadt? Was soll ich nun wohl von den übrigen halten, da dieser hier von der Beschaffenheit meiner Krankheit nicht eher etwas hat wissen können, als bis ich ihm sogar die kleinsten Umstände erzählet habe? Hernach stellte ich zwischen unsern, und zwischen diesen Aerzten eine Vergleichung an, und fand, daß die unsrigen den Vorzug verdienten. „Wenn sie zu „einem Kranken gerufen werden, so lehnen sie „gleich anfangs ihren Arm auf ein Kopfküssen; „alsdenn legen sie die vier Finger der Länge lang „auf die Pulsader, und diese einmal sanft, das „anderemal stark. Sie nehmen sich eine ziemlich „lange Zeit, um zu sehen, wie der Puls schläget, „und wie er sich verändert, die Veränderungen „mögen auch noch so wenig merklich seyn; Und „nach Beschaffenheit der langsamern oder geschwindern, stärkern oder schwächern, gleichförmigern oder unordentlichern Bewegung desselben, entdecken sie die Quelle der Krankheit. „Auf solche Weise können sie dem Kranken, ohne „daß sie ihn selbst lange fragen, ziemlich zuverläßig sagen, an welchem Theile des Leibes er „Schmerzen fühlet, ob es an dem Kopfe, oder „in der Brust, oder in dem Unterleibe ist, und „ob es ihm in der Leber, oder in der Milz fehlet. „Sie melden es ihm zum voraus, wenn der „Kopf leichter seyn, wenn er wieder Lust zu essen „bekommen, und wenn seine Unpäßlichkeit ein „Ende nehmen wird.„

Mein Arzt war nicht so geschickt gewesen, daß er alles dieses vermittelst der Bewegungen meines Pulses bemerket hatte. Es schien sogar, als ob er mir nur lediglich, um den hergebrachten Gebrauch zu beobachten, an den Puls gefühlt habe, und ausserdem auf dieses Mittel nicht das geringste halte, ob es wohl ein untrügliches, und das einzige Mittel ist, woraus sich der Zustand eines Kranken erkennen lässet. Er hatte sich lieber auf dasjenige, was ich ihm von meinen Umständen sagte, verlassen, als sich die Mühe geben wollen, es selbst wahrzunehmen. Aber was für grossen Unbequemlichkeiten ist ein solches Mittel, wie er bei mir wählete, ausgesetzet? Gar oft ist ein Kranker schwach, und weiß nicht einmal recht, was er saget. Seine Sinnen haben immer gern einen grossen Theil von seiner Lebhaftigkeit verlohren, und man kann sich aus diesem Grunde auf dasjenige, was er fühlet, nicht allemal mit Sicherheit verlassen. Die Krankheiten sind zu manchen Zeiten so wunderbar, daß der Kranke es selbst nicht recht weiß, an welchem Ort es ihm eigentlich fehlet. Oft befindet man sich am ganzen Leibe übel, und man ist doch nicht im Stande, der Sache ihren rechten Namen zu geben. Allem diesen kann man auf einmal durch eine aufmerksame Beobachtung des Pulses abhelfen, nach welchem unsere Aerzte an verschiedenen Orten des Körpers fühlen. Von dieser Untersuchung gehen sie nicht eher ab, als bis sie die wahre Beschaffenheit der Krankheit erfahren haben, und sie thun es mit einer so besondern Aufmerksamkeit, daß sie weiter

mit nichts, als lediglich und allein damit zu thun haben; anstatt daß die Europäischen unter der Zeit, da sie den Kranken an den Puls fühlen, ihnen auch allerhand Fragen vorlegen. O wie glücklich würden sie seyn, wertheſter Yu-Che-Chan, wenn sie etwas von jenem schätzbaren Buche wüßten, das der gelehrte Ouang Chouho von dem Pulse geschrieben hat. Dieses würde für sie ein Schatz von Wissenschaft seyn, deren richtiger Gebrauch das Leben vieler Leute verlängern würde, die durch die Unwissenheit ihrer Aerzte auf eine grausame Art dem Todte überliefert werden.

Nachdem derjenige, den ich hatte rufen lassen, dachte, er habe die wahre Beschaffenheit meiner Krankheit entdecket, so erwartete ich nun von ihm, daß er unverzüglich auf ein Arzneymittel denken würde, wodurch ich Linderung bekommen könnte. In diesen Gedanken wurde ich noch mehr bestätiget, als ich sahe, daß er etwas aus seinem Schubsacke herauszog; aber wie gros war meine Verwunderung, als ich gewahr wurde, daß es ein kleines Futteral war, aus welchem er eine Feder heraussuchte, und mit derselbigen etliche mir unbekannte Zeichen auf ein Blatt Papier zeichnete. Von nun an zweifelte ich keinesweges, er sey ein quacksalberischer Windmacher, der mich durch Hexerey und Zaubermittel zu heilen Anstalt machte. Sodann näherte er sich mir, übergab mir das beschriebene Papier, und sagte: Hier haben Sie eine Arzney, wovon Sie alle zwo Stunden einmal einnehmen werden. Wieviel, war meine Frage, muß ich denn davon jedesmal neh-

nehmen? Zween Löffel, gab er mir zur Antwort. Was, sagte ich, zween Löffel? Läßt sich denn dieses Stück Papier mit dem Löffel messen? Ueber diese Rede fieng er an zu lachen, und sprach zu mir: Das Papier ist nicht dasjenige, was Sie einnehmen sollen; sondern Sie schicken es zu dem Apothecker, der Ihnen dagegen eine Arzney zukommen lassen wird, die Sie nach der von mir verordneten Weise einnehmen. Wie er mir diese Erläuterung gegeben hatte, so gieng er wieder fort.

Die Zeit, die er bei mir zugebracht hatte, betrug auf das allerhöchste nicht mehr, als fünf oder sechs Minuten. Wie wäre es denn möglich gewesen, in so kurzer Zeit meine Krankheit zu erkennen? Immittelst ist eben dergleichen Eilfertigkeit dasjenige, was den dortigen Aerzten unter ihren Landsleuten den Ruhm erwecket, daß sie geschickte Männer sind. Denn die Schlüsse, die man unter den Europäern darüber machen höret, klingen ohngefähr also. Ein Arzt, der sein Handwerk recht gut verstehet, muß sehr viel zu thun haben. Jeder will sich gern seines guten Raths bedienen, weil er in den Gedanken stehet, dieser werde ihm am besten und geschwinder, als ein anderer, aus der Noth helfen. So viele und überhäufte Geschäfte erlauben ihm nicht, sich bei seinen Kranken eine lange Zeit aufzuhalten, weil er überall seyn, und den einen so gut, als den andern besuchen soll. Bleibt er nun bei einem jeden Kranken nicht länger, als eine Minute, so macht man hieraus den Schluß, er habe alle

Tage so viele Kranke zu besuchen, als der Tag Minuten hat; er sey ein sehr geschickter Mann, und ein jeder sey von seiner Geschicklichkeit überzeuget, weil sich ein jeder angelegen seyn lässet, ihm die Sorgfalt über sein Leben anzuvertrauen. Hieraus siehest du, werthester Yn-Che-Chan, daß ein Arzt seines Vortheils und guten Namens wegen, eine so kurze Zeit, als ihm möglich ist, bei seinen Kranken bleiben darf. Und das ist es auch, was sie mit der grösten Genauigkeit thun.

Aus dem, was ich dir von dem Papiere gesagt habe, das derjenige Arzt bei mir ließ, der mich besucht hatte, wirst du ohne mein Erinnern bemerket haben, daß die Europäischen Aerzte nicht selbst ihre Arzneyen zubereiten. Die Unsrigen, die sich dergleichen Mühe geben, sind um einen grossen Theil klüger. Man kann aber auch sagen, daß sie sich die Wiederherstellung der Gesundheit der ihnen anvertrauten Kranken mehr, als jene, angelegen seyn lassen. Diese Herren schicken einen Zeddel zu einem Apothecker, der die von ihnen verordnete Arzerey zubereiten soll. Vielleicht bekommt eben derselbe Mann in eben demselben Tage hundert solche Zeddel. Kann es denn nun nicht leicht geschehen, daß er sich versiehet, und diesem schicket, was er für jenen zubereitet hat? Trägt es sich nicht gar oft zu, daß das, was für eine Gattung von Krankheit eine Arzney ist, für eine andere zu einem Gifte wird. Ich will herzlich gern glauben, daß die Apothecker grosse Vorsicht gebrauchen, damit sie solche betrübte Versehen verhüten. Aber es ist kaum möglich,

daß

daß sie überall herumkommen können. Sie haben Gehülfen, die nicht allemal eben dieselbe Aufmerksamkeit anwenden. Wenn man alles dieses zusammen nimmt, so bleibt doch immer das Verfahren unserer klugen Aerzte sicherer.

Ich hatte mir vorgestellet, das verordnete Hülfsmittel wurde meine Krankheit mindern. Aber es hatte nicht die geringste Wirkung. Es half mir nichts, und schadete mir nichts. Den folgenden Tag befand ich mich noch eben so, wie ich mich den Tag zuvor befunden hatte. Ich hatte mir schon fest vorgenommen, diesen Arzt nicht wieder rufen zu lassen, und einen andern zu wählen, als ich ihn mein Zimmer treten sah. Dieses kam mir sehr seltsam vor, und ich war auf meinen Wirth ungehalten, daß er ihn, ohne mich darum zu fragen, hatte kommen lassen. Immittelst dachte ich doch, es möchte nicht recht seyn, wenn ich ihm den Schimpf anthäte, und ihn wieder fortschickete. Er machte es eben so, wie den vorhergehenden Tag, nur mit dem Unterschiede, daß er sich erkundigte, was mir die eingenommene Arzney gethan hätte. Ich sagte ihm gerade heraus, sie hätte nicht die mindeste Wirkung gehabt. Mir kam es vor, als ob ihn dieses gar nicht befremdete, weßwegen ich mir einbildete, er habe von seiner Arzney schon dergleichen etwas vermuthet. Aus dieser und jener Rede, die er von sich hören ließ, bemerkte ich auch wirklich, daß er mir sie blos um Zeit zu gewinnen verordnet hatte. Er wuste es noch nicht recht, worinnen meine Krankheit bestund, und machte sich die Hofnung, daß er den

andern Tag die Sache besser erfahren werde. Ein offenherziges Bekänntniß seiner Unwissenheit war eine Sache, die er zu thun gar nicht gewohnt war. Hätte er nun auf Geradewohl ein wirksames Mittel geben wollen, so konnte es gefährliche Folgen nach sich ziehen. Gleichwohl, muste er, wenn er nach der hergebrachten Gewohnheit handeln wollte, schlechterdings eines verordnen. Dieses hatte er gethan; Aber es war eine Arzney, die weder schaden, noch helfen konnte. Heißt nun dieses nicht, wertheser Yn-Che-Chan, mit Kranken Spaß treiben, wenn man sich also verhält. Wäre es denn nicht hundertmal besser, er wartete so lange, bis er wüste, worinnen die Krankheit bestünde, und gäbe vorher gar keine Arzney, immasen dieselbe, sie mag auch noch so unschuldig seyn, gleichwohl niemals anders, als vermittelst eines blossen Ungefährs gutes stiften kann? Ey, da führen sich unsere Chineser um einen grossen Theil klüger auf. Sie geben gar wenig Arzney. Aber wenn sie etwas geben, so wissen sie gewiß auch, warum sie es geben. Sie gehen von einem Kranken nicht eher weg, als bis sie von seiner Krankheit eine hinlängliche Känntnis haben. Sodann verordnen sie ein einziges Arzneymittel, wobey es gar selten fehlt, daß es nicht eine gute Wirkung nach sich ziehen sollte.

Da mein Arzt wieder von mir wegging, so gab er mir eben ein solches Zeddelchen wieder, wie dasjenige, das ich den Tag zuvor erhalten hatte. Ich nahm es an, ohne ein Wort zu sagen, in der festen Entschliessung, daß ich mich dessen ganz

und

und gar nicht bedienen wollte. Er verordnete mir, daß ich das Tränkgen des vorhergehenden Tages weiter fort brauchen, und nur jedesmal einen Löffel mehr davon nehmen sollte. Als er weg war, so verlangte mein Wirth den Zeddel von mir, damit er ihn in die Apothecke schicken könnte. Aber anstatt daß ich ihm denselben gab, beschwerte ich mich über ihn, daß er den Arzt noch einmal hätte ruffen lassen, ohne mich zuvor darum zu fragen. Ich erklärte mich sodann gegen ihn, daß ich mit diesem Manne gar nicht wohl zufrieden wäre, und daß ich es gern sähe, wenn ich einen andern haben könnte. Mein Herr, sagete er sodann zu mir, ich habe ihm nicht sagen lassen, daß er wieder kommen soll. Es ist hier so eingeführet, daß ein Arzt alle Tage zu seinen Kranken herumgehet, und er stellet seine Besuche nicht eher ein, als bis der Kranke wieder gesund worden ist. Die Aenderung, die Sie zu machen geneigt sind, will nicht recht wohl angehen, immasen alle Aerzte der ganzen Stadt zusammen einen gewissen stillschweigenden Vergleich untereinander aufgerichtet haben, daß sie die Kranken nicht annehmen wollen, die schon vor ihnen ein anderer besuchet hat. Dazu kommt es nicht eher, als in dem äussersten Nothfalle, und wenn derjenige, der zuerst gerufen worden ist, seine Einwilligung dazu giebt. Ich bitte Sie demnach inständigst, setzte er noch hinzu, ihn nicht wieder fort zu schicken, er wird ihnen eben so gut, als ein anderer, zu ihrer Gesundheit behülflich seyn. Der-

Dergleichen Rede setzte mich in die gröste Verwunderung. Auf der einen Seite wunderte ich mich über die Unverschämtheit der Aerzte, uud auf der andern über die Sklaverey, welche sich die Kranken auf eine so gedultige Weise gefallen liessen. O da sind wir doch, dachte ich bei mir selbst, zehenmal glücklicher, daß wir unsere Aerzte gewöhnet haben, ihrer Pflicht gebührend nachzukommen. Ob sie gleich ziemlich begierig sind, Geld zu verdienen, so getrauet sich doch keiner wieder zu kommen, wenn er nicht von neuem gerufen worden ist; Und wenn der erste jemanden nicht anstehet, so kann er nach seinem Belieben den zweyten, und den dritten kommen lassen. Auf solche Weise werden wir nicht mit einer grossen Menge von Besuchen, die viel Geld kosten, belästiget, und wir geben ihnen dadurch Anlaß, alle ihre Kunst und Geschicklichkeit anzuwenden, um uns ohne langen Verzug von unserer Unpäßlichkeit zu befreyen. Thun sie es nicht, so läßt man sie gehen, und sie verlieren ihren guten Namen. Ich mußte mich also dem Willen meines Wirthes gemäß bezeigen, und den vorigen Trank weiter fortbrauchen, ob er wohl eben nicht mehr Wirkung, als das vorhergehendemal hatte.

Der Arzt fuhr immer fort, mich alle Tage zu besuchen, und ließ keinen einzigen vorbeigehen, ohne mir irgend eine neue Arzney zu verordnen. Diese Menge von Arzneyen hinderte die Natur, daß sie zu Wiederherstellung meiner Gesundheit

nicht

nicht so bald wirken konnte, als es ohne dieses Hindernis geschehen seyn würde. Folglich konnte er seine Besuche eine ziemlich lange Zeit wiederholen, und ich mußte dieselben theurer bezahlen, als man sie in China bezahlet, obschon unsere Aerzte die Arzneymittel, die sie selbst mitbringen, mit dazu rechnen.

Die Art, wie man in dieser Krankheit mit mir umgegangen war, gab mir Gelegenheit, über die Arzneykunst, wie sie bei uns, und wie sie in Europa getrieben wird, meine Anmerkungen zu machen. Die Europäer haben eine weit grössere Menge von Arzneymitteln, als wir Chineser. Alle diejenigen, welche unsere Aerzte verordnen, werden in den Mund genommen. Aber dieser Weg ist für die Europäischen Aerzte nicht genug. Sie lassen auch einen Theil ihrer Arzneyen durch den Hintern in den Leib gehen, und diesen letztern legen sie eine eine sehr grosse Kraft bei. Desgleichen ist es bei ihnen etwas sehr gewöhnliches, die Adern zu öfnen; welches aber die unsrigen niemals anders, als in dem äuserstlen Nothfalle thun. Die Europäer machen keinen so gar grossen Unterschied in Ansehung des Geschlechtes, des Alters, und des Temperaments der Kranken. Sie gehen durchgängig mit einem, wie mit dem andern um. Aber unsere Sorgfalt in Ansehung dieses mannigfaltigen Unterschieds ist so gros, daß wir dieselbe zuweit treiben. Wenn wir verschiedene Personen vor uns haben, so gehen wir mit einerley Krankheiten nicht auf einerley Weise um. Damit wir uns von unsern Arzneyen desto zuverläßiger eine gute

Wirkung versprechen können, so geben wir darauf Achtung, wie die Luft und Witterung beschaffen ist, und in was für einer Jahreszeit wir leben. Desgleichen lassen wir es uns sehr angelegen seyn zu verhindern, daß unsere Kranken sich den Magen nicht zu stark überladen, welcher, so lange der Mensch krank ist, sein Amt niemals gut verrichten kann. Die Aerzte in Europa sind nicht alle so geschickt, daß sie darauf so gar sorgfällig Achtung geben; immasen sie dieselben für Kleinigkeiten halten, da sie doch gleichwohl eben so wichtig, als die Arzneymittel sind, und ihre Wirkung grossen Theils darauf ankommt. Lebe wohl.

Rom. —

Der hundert und vier und vierzigste Brief.

Yn=Che=Chan, an J=Tuly.

Ich zweifele keinesweges, daß die besondern Umstände, die ich dir, werthester J=Tuly, in meinem vorhergehenden Briefe gemeldet habe, dir ganz angenehm zu lesen gewesen sind. Es gereichet einem Menschen zu einem Vergnügen, wenn er von demjenigen, was in seinem Vaterlande vorgeht, Nachricht bekommt, woferne besonders die Sachen mit demjenigen Lande, worinnen er sich gerade zu derselben Zeit aufhält, in einigem Verhältnisse stehen. Du befindest dich

zu

zu Rom, wo die Meynungen, wie ich mir habe sagen lassen, in Ansehung der Frage, worauf es hier hauptsächlich ankommt, gar sehr getheilet sind. Der oberste Bischof, und seine Anhänger erklären die Vermischung der Christlichen Kirchen Gebräuche mit Chinesischen schlechterdings für unrecht. Aber die Mißionarien haben zu ihrer Unterstützung die Mitglieder ihres Ordens, die es an nichts ermangeln lassen, um das Verhalten ihrer Mitglieder zu rechtfertigen, und den Schandfleck, den sie sich dadurch gemacht haben, auszulöschen. Ohne Zweifel giebt es deren verschiedene, die nicht recht wissen, ob sie ihren Beyfall geben, oder zurückhalten sollen, weil sie die Gründe von beyden Seiten nicht geprüfet haben, oder nicht in den Umständen gewesen sind, daß sie Wissenschaft davon haben konnten. Du kannst ihnen, wenn sich etwan die Gelegenheit dazu findet, um desto zuverläßiger Nachricht ertheilen, da das, was ich dir in meinem vorhergehenden Briefe schon gesagt habe, und was ich dir gegenwärtig sagen werde, vollkommen glaubwürdig ist. Ich habe es von Leuten, welchen das ganze Verfahren der Mißionarien aus dem Grunde bekannt ist, und die an allem dem, was der letztere Päbstliche Abgeordnete gethan hat, grossen Antheil gehabt haben.

Zu der Zeit, da der Abgeordnete ankam, waren unter den Europäern, die sich damals in China befanden viele, die nicht einerley Gedanken mit den Mißionarien hatten. Es gab deren unterschiedene, welche diese Verstellung mißbilligten,

ten, und es lieber gesehen hätten, wenn man sich den Befehlen des obersten Bischofs unterworfen hätte. Von diesen Leuten muste man allerdings besorgen, sie würden dem neuen Abgesandten von allen den schalkhaften Vorkehrungen der Mißionarien Nachricht ertheilen, wenn sie Gelegenheit hätten, mit ihm zu sprechen. Du kannst leicht denken, wertheſter J=Tuly, daß man nichts versäumte, um es so einzurichten, daß sie ihn nicht zu sehen bekamen. Man ging ihm nicht von der Seite, und ohne die Erlaubniß dieser Väter konnte kein Mensch mit ihm sprechen. So oft sich jemand an den Tagin wendete, um diese Gefälligkeit zu erhalten, so weigerte er sich allemal, ihm das, was er verlangte, einzuräumen, bis er vorher bei den Mißionarien darum angefragt hatte. Die letztern nahmen sich sehr in Acht, es solchen Leuten, auf welche sie einen Verdacht hatten, zu erlauben. Ohngeachtet aller ihrer Sorgfalt konnten sie es doch nicht hindern, daß der Abgeordnete nicht allerhand Briefe in die Hände bekam, worinnen er erfuhr, wie es zuging.

Der Dolmetscher, den er sich ausgesucht hatte, war dem Ansehen nach nicht recht auf der Seite der Mißionarien. Für sie war ein geschickter Mensch vonnöthen, der das, was hin und wieder gesagt wurde, mehr auf eine solche Art, wie es ihren Absichten gemäß war, als nach der eigentlichen Wahrheit verdolmetschen konnte. Aber es war keine leichte Sache, dem Abgeordneten deßwegen den Antrag zu machen, der es vielleicht hätte mer-

ken mögen, was für eine Absicht darunter verborgen war. Sie nahmen ihre Zuflucht zu dem Tagin, der zu allem, was man von ihm verlangte, willig und gern die Hand bot. Er gab also dem Abgesandten, da er einmal mit ihm zu sprechen Gelegenheit hatte, zu verstehen, er würde wohl thun, wenn er den angenommenen Dolmetscher wieder gehen ließ, und einen andern, den er ihm vorschlug, annähme. Ein solcher Antrag, der von einem so vornehmen Kayserlichen Hofbedienten gemacht wurde, konnte nicht so leicht abgewiesen werden.

Der Tagin begab sich anf den Weg nach Pecking, und der Abgeordnete folgete ihm in kleinen Tagereisen nach. Er erstattete bei Hofe seinen Bericht von den verschiedenen Unterredungen, die er mit dem Abgeordneten des obersten Bischofs gehabt hatte. Ohne Zweifel würde es bei demjenigen, was er in Ansehung des Bewegungsgrundes zu der Gesandschaft gesagt hatte, sein Bewenden gehabt haben, wenn die Mißionarien nicht darüber allerhand Anmerkungen gemacht hätten. Sie stellten vor, es wäre gar nicht wahrscheinlich, daß der Päbstliche Abgeordnete blos deßwegen eine so weite Reise unternommen habe, damit er sich nach der Gesundheit des Kayserz erkundigen, und ihm für den Schutz, den seine Majestät den Europäern angedeyhen ließe, bedanken wolle. Es müsten wohl noch andere geheime Absichten darhinter verborgen liegen, die man zum Besten des Staats schlechterdings zu entdecken suchen müßte, und es sey zu dem Ende nöthig,

ihm neue Fragen vorzulegen. Man glaubte ihren Worten, und es wurden vier Mandarinen vom Hofe an ihn abgeschickt, um zu verlangen, daß er sich wegen des Hauptzwecks seiner Absendung deutlicher erklären möchte.

Sie begegneten dem Abgeordneten dreyßig Meilen von Pecking, und kündigten ihm an, was für einen Auftrag sie hätten. Er antwortete, es wäre ihm so, wie dem vorhergehenden, aufgetragen von Seiten des obersten Bischofs um Erlaubniß anzuhalten, daß er unter dem Namen eines Oberhaupts der Mißionarien in China bleiben dürfte, um zum Besten der Christen, die sich in dem Reiche gesetzet hatten, sich die Freyheit auszubitten, daß sie in Ansehung der Kirchengebräuche den Entscheidungen des Papstes folgen könnten. Dergleichen Antwort hatten die Mißionarien schon vermuthet. Daher hatten sie auch schon im voraus den abgeschickten Mandarinen zu erkennen gegeben, daß dergleichen Begehren der Verfassung des Reiches gerade entgegen wäre. Sie ziele dahin, daß der Kayser das, was er in Absicht auf die Kirchengebräuche verordnet habe, wiederrufen solle; Und sie verschaffe dem obersten Bischoffe der Christen eine gar zu grosse Gewalt in China. Kaum hatte daher der Abgesandte seine Antwort von sich gegeben, so versetzten sie ihm dagegen, sie wollten ihm gutmeynend anrathen, dergleichen Forderungen gar nicht zu machen, wenn er sich nicht auch dergleichen Verdrüßlichkeiten zuziehen wollte, wie sich sein Vorgänger zugezogen hätte. Diesem fügten sie bei, der oberste Bischof masse

sich

sich gar zu viel Freyheit an, daß er ihn hieher nach China schicke, um zu verlangen, daß eine Kayserliche Verordnung wiederum für null und nichtig erkläret, und die Gebräuche, die in derselben festgesetzt worden, wiederum abgeschaffet werden sollten. Nach diesem begaben sie sich wieder von ihm weg.

Die Mißionarien machten sich, wie du schon selbst ohne meine Erinnerung vermuthen wirst, die Antwort des Abgeordneten auf eine geschickte Weise zu Nutzen. Sie beschrieben ihn als einen Mann, der deßwegen nach China käme, daß er dem Kayser Gesetze vorschreiben, die von uralten Zeiten her festgesetzten Gebräuche abschaffen, und in dem Staate Unruhen anstiften sollte. Sie erregten wider ihn unter den Leuten eine solche Verbitterung, daß das Haus, worinnen er sich aufhielt, gleich den andern Tag durch Soldaten umringet und ihm angekündiget wurde, er möchte sich nur gleich ohne den mindesten Verzug nebst allen den Mißionarien, die sich den Gesetzen des Reichs nicht unterwerfen wollten, nach Europa auf den Weg machen. Eine solche Verordnung machte den Abgeordneten sehr bestürzt, der sich alle mögliche Mühe gab um die Gemüther zu besänftigen.

Allem Ansehen nach mochte dieses alles wohl nur deswegen so angestellet worden seyn, damit man ihm recht bange machen wollte. Den andern Tag kamen sie wieder, und trachteten seine Furcht noch mehr zu vergrössern. Da war auch nicht eine einzige Art von Ränken, die sie nicht brauchten, um ihn dahin zu bringen, daß ihm die Lust ver-

gehen sollte, sich nach dem Verfahren seines Vorgängers zu richten. Sie versuchten es bei ihm theils mit Drohungen, theils mit Schmeicheleyen. Aber alle diese schalkhaften Versuche waren ganz vergebens, und der Abgeordnete bezeigte sich ganz unbeugsam. Als sie seine Standhaftigkeit sahen, so sagten sie ihm, der Kayser habe seine Verordnung gemildert, und anstatt daß die Reise aus China nach der ersten Entschliessung gleich den Tag darnach vor sich gehen sollte, so wollte er ihm doch, wegen der strengen Witterung des Winters erlauben, dieselbe noch eine Zeit lang aufzuschieben. Wer siehet nicht deutlich, daß alles dieses eine Art von Spiele war, wobei der Kayser nur blos zum Scheine als eine spielende Person dazugenommen wurde.

Bei der letztern Unterredung hatten die Mandarinen zu ihrer Gesellschaft einen Mißionar, den der Päbstliche Abgeordnete noch gar nicht gesehen hatte. Man ging mit ihm auch eine sehr vorzügliche Art um, und die Ehre, die ihm erwiesen wurde, erstreckte sich noch weiter, als jene, die man dem Abgesandten anthat, der ihm bei allen Gelegenheiten den Rang einzuräumen genöthiget wurde. Dieser Mißionar war der Dolmetscher der Mandarinen, und konnte dasjenige, was auf beyden Seiten gesagt wurde, noch weit geschickter zu seinem Vortheile verdolmetschen, als jener, den der Tagin dem Abgeordneten gegeben hatte.

Den Tag darnach kündigte man dem Gesandten an, daß der Kayser ihn gern sprechen wollte.

So-

Sodann führete man ihn in ein Kloster der Bonzen, wo sich ein Mandarin mit eben demselben Mißionar befand. Es währete nicht lange, so stellten sich die übrigen ebenfalls ein. Der Innhalt des Gesprächs war immerfort die Absicht der Gesandschaft. Die Mandarinen und der Mißionar fuhren fort, heftig darwider zu eifern, daß die Chinesischen Kirchengebräuche verworfen werden sollten. Vornemlich sagte der Mißionar für seine Person dem Abgesandten eine Menge harter Ausdrücke, und schonete auch sogar den obersten Bischof nicht, auf dessen Entscheidungen man ihn verwieß. Ey was ist denn der Pabst? sagte er. Der Pabst befiehlt? Was ist er denn, daß er sich unterfängt zu befehlen? Er darf ja weder den Engelländern, noch den Holländern Befehle vorzuschreiben sich unterstehn, und wie kann er denn verlangen, daß sich China seinem Willen unterwerfen solle; wir werden der Sache schon ein Ende zu machen wissen. Wahrhaftig die Engelländer und Holländer sind recht kluge Leute, daß sie sich weigern seinen Entscheidungen gemäß zu handeln.

Gegen Abend kam ein Mandarin zu dem Abgeordneten, und verlangte eine Abschrift von dem Briefe des obersten Bischofs an den Kayser. Man achtete es nicht für rathsam, diesen Brief unserm Monarchen in die Hände kommen zu lassen, ehe man wußte, was darinnen enthalten war. Die Mißionarien mochten es noch so listig anfangen, so war es ihnen doch bißher noch nicht möglich

gewesen, dasjenige, was der Abgeordnete in Ansehung der Kirchengebräuche zu verordnen Befehl hatte, gründlich zu erfahren. Immittelst lage ihnen sehr viel daran, daß sie es wußten, um die gehörigen Maaßregeln dieserwegen zu fassen. Sie hatten schon eine Abschrift davon verlanget, aber, wie ich schon gesagt habe, nichts erhalten. Sie glaubten, der Abgeordnete würde in den Umständen, in welchen er sich damals befand, nicht mehr solche Schwierigkeiten machen, wie vorher geschehen war. Sie wiederholten ihre Bitte, und sie hatte einen bessern Erfolg als das erstemal.

Nachdem sich der Gesandte damit entschuldiget hatte, daß es ihm unmöglich wäre, dem Verlangen des Mandarins Genüge zu leisten, weil er von dem Briefe selbst keine Abschrift habe, und sich auf sein Gedächtnis nicht recht verlassen dürfe, so mußte er doch endlich gehorchen. Er brachte demnach einen kurzen Auszug dieses Briefs zu Papier, den er ihm einhändigte unter der Bedingung, daß es ihm keinen Nachtheil bringen möchte, woferne er sich etwan geirret, und die Meynung des obersten Bischofs nicht recht getroffen haben sollte. Er fügte demselben eine Abschrift von demjenigen bei, was der Heilige Vater den Christen in China, in Ansehung der Kirchengebräuche, einräumete. Sobald als der Mandarin diese zwo Schriften in seinen Händen hatte, kehrete er damit nach Hofe zurück, wo die Missionarien sich insgesamt nebst ihren guten Freunden versammlet hatten, um bey der Uebersetzung, die davon gemacht werden würde, zugegen zu seyn. Hier hast du dasjenige, was erlaubet wurde.

„Man

„ Man will in den einzelnen Häusern der „ Glaubigen in China den Gebrauch der Bild„ nisse oder Wappen blos mit dem Namen des „ Verstorbenen dulten, wenn dazu auf der Seite „ die benöthigte Erklärung gesetzet und dabei ver„ hütet wird, daß bei solcher Gelegenheit nichts „ abergläubisches, oder wodurch ein Aergernis „ gegeben werden kann, vorgehet. „

„ Man will sich alle Chinesischen Gebräuche „ gegen die Verstorbenen gefallen lassen, in wie„ ferne sie nur weder abergläubisch, noch ver„ dächtig, sondern blos bürgerlich sind.

„ Man will es erlauben, daß dem Confucius „ eine blos bürgerliche Verehrnug wiederfähret, „ und auf dem Wappen, wo sein Name ohne „ allen andern Charackter, und ohne alle aber„ gläubische Aufschrift geschrieben wird, mag „ die dazu erforderliche Erklärung beygefüget „ werden; Vermittelst deselben soll es auch erlaubt „ seyn, vor diesem Wappen statt eines Dankopfers „ Lichter anzuzünden, mit Weyhrauch zu räuchern, „ und Speisen aufzusetzen. „

„ Man will vor den geänderten Wappen, oder „ vor den Gräbern, oder vor den Verstorbenen „ selbst die Ehrerbietung der Kniebeugung, und „ der Niederfallung auf die Erde verstatten. „

„ Man will die hergebrachte Gewohnheit „ bei Leichenbegängnißen Lichter und Räuch„ werk zu gebrauchen, nebst der gleich vorher ge„ meldeten Niederwerfung auf die Erde, er„ lauben.

„ Es soll unverwehrt seyn, vor den Gräbern
„ der Verstorbenen, über welchen das abgeän-
„ derte Wappen nebst der erforderlichen Erklä-
„ rung seyn wird, Tische zu stellen, worauf Zucker-
„ werk, Früchte, Fleisch, und alle andere Arten
„ von den gewöhnlichen Speisen stehen; doch alles
„ dieses als eine bürgerliche Ehre, nicht als eine
„ göttliche Verehrung, ohne dabei den geringsten
„ abergläubischen Gebrauch zu beobachten.

„ Desgleichen mag es erlaubt seyn, in der Ge-
„ genwart des abgeänderten Wappens diejenige
„ Art von Verehrung, welche Ko-Beu heißet,
„ zu verrichten, es sey nun dieses an dem ersten
„ Tage im Jahre, oder an andern Tagen, die
„ durch die hergebrachte Gewohnheit heilig ge-
„ achtet werden.

„ Endlich will man es verstatten, vor den oben-
„ gemeldeten Wappen, wenn dabei die bereits
„ angezeigten Bedingungen beobachtet werden,
„ und eben so auch vor den Särgen Weyhrauch
„ anzuzünden und Lichter zu brennen; bei welchen
„ letztern man Speisen auffetzen mag, wie davon
„ gleich vorher gesagt worden ist, indem man
„ dabei die erforderlichen Bedingungen und Re-
„ geln der Vorsicht beobachtet. „

Alle Mandarinen waren mit diesen Vergünsti-
gungen vollkommen zufrieden, und zweifelten kei-
nesweges, unser gnädigster Landesherr werde
wider dasjenige, was der Papst den Christen in
China verstattete, nichts einzuwenden haben. In
der That konnte auch der oberste Bischof nichts
mehreres einräumen, wenn er nicht seiner Reli-

gion

gion ganz und gar entsagen wollte. Er erlaubete uns, daß wir uns allér unserer Kirchengebräuche bedienen durften. Wir konnten Bilder haben, die uns statt einer Erinnerung dieneten, um das Andenken berühmter Personen, die unter uns gelebet haben, immer beizubehalten. Wir mochten die Gebräuche, die gegen die Verstorbenen eingeführet sind, beibehalten; wir konnten uns vor dem Bilde, das uns wieder an ihr Andenken erinnerte, auf die Erde legen und auf die Knie werfen; wir konnten ihnen als ein Dankopfer Speisen auffetzen, Weyhrauch räuchern und Waxkerzen vor ihnen anzünden; wir konnten fernerhin wie sonst ihnen an Festtagen die grosse Art von Verehrung, die wir Ko-Beu heißen, erweisen. Endlich konnten wir unserm grossen Confucius alle die Ehre erzeigen, die wir ihm sonst allemal erwiesen haben. Was hätten wir wohl mehr verlangen können, wenn wir gleich die Sätze, worinnen diese Vergünstigungen enthalten sind, selbst aufgesetzet hätten. Es liessen sich durchgängig alle geneigt finden, mit dem, was auf eine so bereitwillige Art erlaubet wurde, zufrieden zu seyn; als einer von den ansehnlichsten Mißionarien, den es verdroß, daß diese Gesandschaft einen so glücklichen Ausgang zu gewinnen schien, also redete:

„ Fein sachte, Meine Herren, sagte er mit
„ einem eifrigen Tone zu den Mandarinen,
„ fein sachte, wenn sie wollen so gütig seyn. Das,
„ was der Papst verstattet, ist lange nicht so vor-
„ theilhaft, als sich mancher dem ersten Ansehen
„ nach vorstellet. Es stecket eine List, es stecket

„ ein

„ ein Betrug darhinter. Sehen Sie denn nicht,
„ daß diese vornehmsten Worte: Hier ist der
„ Sitz der Seele, dieses, oder jenes Menschen,
„ nach der Verordnung, die aus Rom herkommt,
„ schlechterdings oben über den Wappen der
„ Verstorbenen weggelassen werden müssen? Der
„ Papst erlaubet sie nicht, er untersaget sie, er
„ verbietet sie.

Ohngeachtet die Mandarinen allerhand Proben hatten, welche ihnen nicht erlaubeten, an dem Eifer der Mißionarien für die Chinesische Gebräuche zu zweifeln, so bildeten sie sich doch gleichwohl nicht ein, daß sie diese Väter in einem solchen Handel noch bedenklicher und eigensinniger finden würden, als sie selbst waren. Daher liessen sie sich auch dagegen mit einmüthiger Stimme vernehmen: Dieses thäte zu der Sache gar nichts, und weil der Papst den Gebrauch anderer Feyerlichkeiten, der Kniebeugung, der Niederwerfung auf die Erde, der Opfer, des Weyhrauchs, u. s. w. verstattete, so hätte man das Hauptwerk. Das ist zuviel, fügte einer von den vornehmsten Mandarinen bei, was wollen Sie denn mehr? Ich meines Orts will mich billig finden lassen. Das, was erlaubet wird, ist schon genug, wir wollen uns daran genügen lassen. Man überreichte die Sätze des Vergleichs dem Kayser, der sie auch für genehm hielt, und dem Abgesandten grosse Freundschaft erwieß. Aber die Mißionarien, denen dieses gar nicht anstund, stifteten zwischen ihnen eine solche Uneinigkeit, daß der Abgesandte sich genöthiget sah, nach Europa zurückzukehren.

Die

Die unabläßlichen Widersetzungen der Mißionarien, wertheſter J. Tuly, kamen mir überaus seltſam vor. Ich habe dir ſchon einmal geſagt, daß ſie mich in den Vermuthungen, die ich hatte, noch mehr beſtätigten, es müßten wohl etwan noch andere Vortheile darhinter ſtecken, die ſie ſich zu verſchaffen trachteten, und die man nicht ſo gar leicht einſehen könnte. Iſt es mir erlaubt, dieſerhalb meine Gedanken zu ſagen, ſo glaube ich, dieſe Mißionarien haben Luſt, dem Hofe zu Rom den Gehorſam gänzlich zu verſagen. Sie wollen ſich in China eben ſo, wie die Engelländer und Holländer in Europa, ganz und gar von dem Römiſchen Papſte unabhängig machen. Die Rede, mit welcher ſich einer unter ihnen auf eine ziemlich unbeſonnene Weiſe gegen den Abgeſandten herausließ, beſtätiget mich in meiner Vermuthung. Er ſagte ihm gerade ins Geſicht, der Papſt habe in China eben nicht mehr Recht zu befehlen, als er den Engelländern und Holländern Geſetze vorzuſchreiben berechtiget ſey. Und wenn er ſich gegen ſie dergleichen hochmüthige Gedanken einfallen laſſen wolle, ſo würden dieſe Herren es ihm ſchon weiſen. Da inmittelſt die Geſellſchaft, von welcher die Mißionarien Mitglieder ſind, die oberſten Biſchöffe gar oft vonnöthen hat, ſo wollen ſie denſelben doch nicht gern vor den Kopf ſtoſſen, ſondern ſuchen, ſie noch immer bis auf einen gewiſſen Punkt bey gutem zu erhalten. Dieſes hält ſie bis itzt noch zurück, daß ſie die Larve nicht ganz und gar abnehmen. Aber es iſt keineswegs zu zweifeln, daß ſie über lang oder kurz ihres Herzens Meynung offenbar an den Tag legen. Lebe wohl.

Pecking. ——

Der

Der hundert und fünf und vierzigste Brief.

J-Tuly, an Yn-Che-Chan.

Das, was du, liebster In-Che-Chan, mir von dem Zustande der Christlichen Religion in China, und von dem Verhalten der Mißionarien gemeldet hast, hat mir ein wahres Vergnügen erwecket. Ein Brief, der mir eine ganz kurze Zeit nach deinem leztern zugeschicket worden ist, hat mir eben soviel Annehmlichkeit verschaffet. Du bist in Sorgen gewesen, die listigen Anschläge der Mißionarien, und die Güte unsers gnädigsten Kayserś Cang-hi möchten es in einigen Jahren dahin bringen, daß die Hälfte des Reichs sich zu der Christlichen Religion bekennete. Dergleichen Besorgniß kam mir allerdings ziemlich gegründet vor, und ich glaube, es würde für unser liebes Vaterland ein grosses Unglück gewesen seyn, wenn die Erfahrung unsere Vermuthungen wahrgemacht hätte. Der Umgang, den ich auf meinen Reisen mit den Christen sehr häufig gehabt habe, hat mich in meinen Gesinnungen keinesweges geändert. Er hat es vielmehr dahin gebracht, daß ich in meinen erstern Gedanken noch fester worden bin, und wenn ich zurück nach China kommen werde, so wirst du finden, daß ich ein noch weit eifriger Chineser bin, als ich zu der Zeit meiner Abreise aus dem Vaterlande war. Bei einer solchen Denkungsart kannst du dir leicht vorstellen, wie gros die

Freude gewesen ist, die ich empfunden habe, da ich die Nachricht bekam, daß der Nachfolger unseres verstorbenen Landesherrn die Augen aufgethan und bemerkt hat, was für Unheil die Duldung seines Vaters nach Verlauf einer kurzen Zeit in dem Reiche anrichten werde. Yongtching hat für den Staat ganz andere Gesinnungen gezeiget. Er hat alle diese unruhigen Missionarien aus dem Lande geschaft, und ihnen auf einmal verwehret, tiefer in das Herz des Königreichs einzudringen. Er hat an seinem Hofe weiter keinem zu bleiben verstattet, als solchen, von welchen er in Absicht auf die Wissenschaften sich einigen Nutzen versprechen konnte. Das ist in der That schon viel, aber wie mich dünket immer noch nicht genug. Muß man denn nicht befürchten, daß die zurückgebliebenen mit der Zeit über das Herz unsers grosmächtigsten Kayserś eine eben so grosse Macht gewinnen werden, als sie über das Herz seines Vaters gehabt haben? Die Mißionarien, die nach Europa zurückgekommen sind, machen sich starke Rechnung darauf; wenigstens legen sie dieses bei ihrer Hofnung zum Grunde, daß die Christliche Religion schon ehemals in China festen Fuß gefasset habe, und nachdem sie daselbst etliche Jahrhunderte lang in das Stecken gerathen wäre, so hätte sie hernach von neuen wiederum Eingang gefunden. Ich weiß nicht, wie weit man sich auf die Beweise, die sie davon anführen, gründen darf. Ich will sie dir nach der Reihe her erzählen. Hernach wirst du von ihrer Kraft zu urtheilen,

und

und mir darüber deine Meynung zu Sagen im Stande seyn.

Der vorzüglichste, wo nicht gar etwan der alleinige Beweiß, wird von einem gwissen Dankmale hergeleitet, das vor ohngefähr hundert Jahren in der Gegend der Stadt Si ngan fu, der Hauptstadt in der Landschaft Chensi, aus der Erde gegraben worden ist. Es war dieses eine lange Tafel von Marmor, zehen Fuß lang, fünf breit. Das obere Theil daran war in Gestalt einer Spitzsäule. Man sahe daran ein wohlgebildetes Kreutz, dessen äuserste Enden an den Spitzen eine gewisse Gattung von Lilien hatten. Auf der Fläche des Marmors stehet eine lange Rede mit Chinesischen Buchstaben geschrieben, und auf der einen Seite sowohl, als unten, findet man eine lange Aufschrift, theils mit Syrischen, theils mit Chinesischen Buchstaben. Sobald als man dieses Denkmal in der Erde gefunden hatte, ließ es der Mandarin des Ortes auf ein Fußgestell setzen, und mit einem Dache, daß auf Pfeilern ruhet, zudecken, damit es gegen die Anfälle des Wetters gesichert seyn möchte. Nach diesem ließ er es von dem Orte weg in einen Tempel bringen, der eine Viertheil Meile von der Stadt entfernet ist, wo man es mit grosser Sorgfalt aufhebet. Die Mißionarien schickten sogleich einen richtige Abschrift davon nach Europa, und dieselbe wurde in aller Geschwindigkeit in alle Gattungen von Sprachen übersetzet. Hier will ich dasjenige, was nach dem Vorgeben auf der Marmor-Tafel eingegraben ist, beyfügen.

„ Es ist ein mit Vernunft begabtes und geistisches erstes Wesen, das alle Sachen aus „ nichts erschaffen hat, und dessen Wesen aus „ dreyen Personen bestehet. Da es den Menschen erschuf, gab es ihm die ursprüngliche „ Gerechtigkeit, und machte ihn zu dem Beherrscher der ganzen Welt, und zu dem Gebieter „ über seine Leidenschaften. Aber der Teufel „ machte, daß der Mensch in eine Versuchung „ fiel, er verdarb seinen Verstand, und störete „ die innerliche Ruhe seines Herzens. Daher „ rühret alles das Unglück, das das menschliche „ Geschlecht drücket, und die verschiedenen Secten, worein wir uns theilen.

„ Die Menschen, die seit diesem unglückseligen „ Zeitpunkte allezeit im Finstern gewandelt sind, „ würden den Weg der Wahrheit nimmermehr „ gefunden haben, woferne nicht eine von den „ gemeldeten göttlichen Personen ihre Gottheit „ unter einer menschlichen Gestalt verborgen hätte. „ Dieses ist der Mensch, welchen wir Meßias „ nennen. Ein Engel verkündigte seine Ankunft „ und er wurde eine gewisse Zeit darnach in „ Judäa von einer Jungfrau gebohren. Diese „ wundervolle Geburt wurde durch einen neuen „ Stern angezeiget. Einige Könige, die denselben bemerkten und erkannten, kamen und brachten diesem göttlichen Kinde Geschenke, damit „ das Gesetz und die Weissagungen der vier und „ zwanzig Propheten erfüllet werden möchten.

„ Es regierete die Welt durch die Anordnung
„ eines himmlischen, geistlichen und sehr verständ-
„ lichen Gesetzes. Es setzte acht Seligkeiten feste,
„ es trachtete die Menschen von der Hochachtung
„ abzubringen, die sie gegen die Güter dieser
„ Welt haben, indem es ihnen die Liebe zu den
„ ewigen Gütern beibrachte. Es machte die
„ Schönheit der drey Haupt-Tugenden bekannt,
„ es öfnete den Himmel für die Gerechten, und
„ fuhr selbst bei hellem Tage in denselben hin-
„ auf, indem es von seiner Lehre sieben und
„ zwanzig Bände, die zu Bekehrung der Welt
„ dienen sollten, auf der Erde zurück ließ. Es
„ stiftete die Taufe um von den Sünden abzu-
„ waschen, und bediente sich des Kreutzes um die
„ Menschen insgesamt, nicht einen einzigen aus-
„ genommen, zu erlösen.

„ Seine Diener lassen sich den Bart wachsen
„ und machen sich auf das Haupt einen Kranz.
„ Sie gebrauchen niemanden zu einem Knechte,
„ sondern sie machen sich durchgängig allen gleich,
„ sie mögen nun durch Wiederwärtigkeiten nie-
„ dergeschlagen, oder durch die Glückseligkeit er-
„ hoben werden. Anstatt Reichthümer zu samm-
„ len, theilen sie dasjenige, was sie besitzen, wil-
„ lig und gern andern mit. Sie fasten, theils
„ um sich zu betäuben, theils um das Gesetz zu
„ erfüllen. Sie verehren ihre Vorgesetzten, sie
„ halten rechtschaffene Leute in Ehren, sie beten
„ jeden Tag siebenmal für die Todten, und für
„ die Lebendigen. Sie bringen alle Wochen ihr
„ Opfer, um ihre Sünden zu vertilgen, und ihre
„ Herzen zu reinigen.

„ Die

„ Die Könige, die sich den Grundregeln dieses „ heiligen Gesetzes nicht gemäß verhalten, kön„ nen sich unter den Menschen auf keine Weise „ beliebt machen, sie mögen es auch anfangen, „ wie sie wollen. Unter der Regierung des „ Tai-tsong, eines sehr weisen und sehr hoch„ geschätzten Fürsten, begab sich Olopuen aus „ Judäa auf den Weg, und nachdem er zu „ Wasser und zu Lande sehr viele und grosse „ Gefahr ausgestanden, so gelangte er endlich „ im Jahre unsers Erlösers sechshundert sechs „ und dreyßig nach China. Der Kayser, der „ davon Nachricht erhielt, schickte ihm seinen „ Colao bis an die Vorstadt der Kayserlichen „ Residenz entgegen, mit dem Befehle, ihn in „ den Pallast zu führen. Als er daselbst ange„ kommen war, so untersuchte man sein Gesetz, „ dessen Wahrheit erkannt wurde; so, daß der „ Kayser ihm zum besten folgende Verordnung „ ausgehen ließ.

„ Das wahrhafte Gesetz ist an keinen beson„ dern Namen gebunden, und die Heiligen „ haben an keinem Orte eine feste und bleibende „ Stätte. Sie durchwandern die ganze Welt, „ damit sie allen Menschen nutzbar seyn mögen. „ Ein Mann aus dem Jüdischen Lande, von „ einer vorzüglichen Tugend, ist an unserm „ Hofe angelangt. Wir haben seine Lehre mit „ grosser Sorgfalt geprüfet, und gefunden, daß „ sie ganz vortreflich, von aller äuserlichen Pracht „ entblösset, und auf der Meynung gegründet,

„ ist, welche die Schöpfung der Welt annimmt.
„ Dieses Gesetz lehret den Weg zu der Seelig-
„ keit, und kann unsern Unterthanen nicht an-
„ ders, als sehr nützlich seyn. Daher achte ich
„ dafür daß gut sey, dasselbe ihnen bekannt
„ zu machen. Hernach gab er den Befehl,
„ eine Kirche zu bauen, und ernennte ein und
„ zwanzig Personen, die darüber die Auf-
„ sicht haben sollten.

„ Der Sohn des Tai-tsong, mit Namen
„ Kao, folgete ihm Jahr sechshundert ein
„ und funfzig in der Regierung, und ließ
„ sich angelegen seyn, die Religion, die sein
„ Vater angenommen hatte, in Aufnahme zu
„ bringen. Er erwieß dem Bischofe Olopuen
„ grosse Ehre, und bauete dem wahren Gott
„ in allen seinen Ländern Tempel, so, daß die
„ Bonzen einige Jahre darnach über den guten
„ Fortgang, den die Christliche Lehre gehabt
„ hatte, unruhig wurden, und ihrem ferne-
„ ren Laufe auf alle mögliche Art und Weise
„ Einhalt zu thun trachteten.

„ Die Verfolgung war gros, und die Anzahl
„ der Gläubigen fing an abzunehmen, als unser
„ Heyland zwo ausserordentlich eifrige Personen
„ erweckete, die den Glauben mit so grossem
„ Fleiße und Nachdrucke vertheidigten, daß er
„ in kurzer Zeit wiederum seinen vormaligen Glanz
„ annahm. Der Kayser trug auf seiner Seite
„ immer mehr und mehr bei, um ihn zu befe-
„ stigen, daß er sogar den fünf Königen den
„ Befehl ertheilte, in die Kirche zu gehen, vor

den

„ den Altären auf die Erde niederzufallen,
„ und in unterschiedenen Städten noch andere
„ mehr zur Ehre des Gottes der Christen auf-
„ zurichten. Hiermit wurde die Säule, welche
„ durch die Bemühungen der Bonzen erschüttert
„ worden war, noch weit fester und gegründe-
„ ter, als jemals.„

„ Unterdessen fuhr der Fürst immerfort, von
„ seiner Frömmigkeit Kennzeichen an den Tag
„ zu legen. Er ließ die Bildniße seiner Vorfah-
„ ren in die Kirche bringen, er schenkte selbst
„ auf die Altäre hundert Stücken seidenes Zeug;
„ er erzeigte einem Mißionar, Ki-ho, der nur
„ neuerlich aus dem Jüdischen Lande angekom-
„ men war, ausserordentlich viel Ehre; Und in
„ der ganzen Zeit seines Lebens ließ er es an
„ nichts ermangeln, was zu der Ausbreitung
„ des Christlichen Glaubens in seinen Ländern
„ etwas beytragen konnte. „

„ Einer von seinen Nachfolgern erbete im Jahre
„ sechshundert, sieben und funfzig sowohl seine
„ Tugend, als auch sein Reich. Er bauete fünf
„ Kirchen. Seine übrigen herrlichen Eigenschaf-
„ ten sowohl, als auch seine Liebe gegen die Re-
„ ligion, haben ihn sehr berühmt gemacht.„

„ Die folgenden Kayser haben die Christliche
„ Lehre ebenfalls durch ihre Verordnungen und
„ durch ihre Beyspiele befestiget. Es giebt
„ darunter einige, für welche wir ohne Beden-
„ ken beten. Sie waren demüthig und friedfer-
„ tig; Sie ertrugen die Fehler ihres Nächsten
„ mit Gedult, sie thaten jedermann Gutes. Die-

„ ses sind die wahren Eigenschaften eines Christen,
„ und dieses ist der Weg, wodurch Friede und
„ Uberfluß sich in den grösten Staaten einfinden. „
„ Andere haben gute Werke der imbrünstig-
„ sten Mildthätigkeit ausgeübet. Der Kayser
„ So-tsong hat die Altäre beschenket, und Kir-
„ chen gebauet. Uber dieses ließ er alle Jahre
„ die Priester von vier Kirchen zusammen kom-
„ men, die er selbst mit grosser Ehrerbietung
„ vierzig Tage lang bedienete. Er speisete die
„ Armen, er kleidete Nackenden, er half den
„ Kranken zu ihrer Gesundheit, und begrub die
„ Todten. Um nun das Andenken dieser grossen
„ Handlungen zu erhalten, und der Nachwelt den
„ gegenwärtigen Zustand der Christlichen Religion
„ bekannt zu machen, richten wir dieses Denkmal
„ auf im Jahre siebenhundert, zwey und achtzig. „

Die Syrischen Buchstaben, die wir an einer von den beyden Seiten, und unten am Boden des Denkmals lesen, enthalten weiter nichts, als die Namen der Mißionarien, die aus dem Jüdischen Lande nach China gekommen sind, und daselbst das Evangelium geprediget haben. Unter diesen Namen befinden sich Bischöffe, Priester, und Diakoni. Dieses ist nun das berühmte Denkmal, das in Europa ein so grosses Aufsehen gemacht hat.

Ich kann es dir nicht verhalten, werthester Yn-Che Chan, daß es mir aus vielerley Gründen verdächtig ist. Unterschiedene Europäer urtheilen davon eben nicht vortheilhafter, als ich. Erweise mir daher die Freundschaft, und begieb dich selbst nach Si gnan-fu, um es mit aller möglichen

Aufmerksamkeit zu untersuchen. Ich bin gewiß versichert, ein Mann, wie du, dessen Augen so scharfsichtig sind, werde den Betrug, wenn irgend einer darunter verborgen ist, mit leichter Mühe gewahr werden. Du darfst dich auch nicht verdriessen lassen, die Europäer, die dir allerhand hierzu dienliche Nachrichten geben können, zu Rathe zu ziehen. Unter den Engelländern und Holländern, die in unserm Reiche herumreissen, giebt es gar oft geschickte Leute, deren Einsicht dir bei dieser Gelegenheit gute Dienste thun kann. Ich gebe dir den Rath, dich lieber an solche Leute, als an die Mißionarien zu wenden, die etwan noch in China zurück geblieben sind, weil jene nicht so gar wichtige Ursache haben, die Glaubwürdigkeit dieses Denkmals zu behaupten.

Neben dem Beweise, der von dieser langen Aufschrift hergenommen ist, führet man noch einen andern an, über welchen du, ohngeachtet du von Natur grosse Ernsthaftigkeit besitzest, doch gewiß aus Herzensgrunde lachen wirst. Sie sprechen, es sey bei uns eine alte Sache, daß das Kreutz die Kraft hat, Missethaten zu verhindern. Woher könnte nun, sprechen sie, dieses anders kommen, wenn es nicht von der Wissenschaft ist, welche unsere Vorfahren von dem Kreutze gehabt haben, an welchem der Stifter der Christlichen Religion gestorben ist? In der ganzen Welt ist keine Religion, und es ist auch niemals eine gewesen, wovon man nicht unter den abergläubischen Gebräuchen verschiedener von unsern Landsleuten ähnliche Spuren würde finden können. Man

muß wahrhaftig sehr grossen Mangel an Beweisen haben, wenn man zu solchen Beweisen seine Zuflucht zu nehmen genöthiget wird.

Darbei lassen sie es noch nicht bewenden. Sie sprechen auch noch, der berühmte Kouan-yun-tchang, der in dem Anfange des zweyten Jahrhundertes lebte, habe den Jesus Christus recht gut gekannt. Hieraus kannst du sehen, wertheste Yn-Che-Chan, wie weit sie mit dem Christenthume unter uns in die alten Zeiten zurück hinauf rechnen. Vielleicht kommt es in Zukunft gar dahin, daß die Mißionarien die Sache noch weiter treiben, und sprechen, die Christliche Religion sey gar schon vor dem Todte ihres Stifters in China bekannt gewesen. Ich sage dieses nicht etwan sogar ohne allen Grund, weil ich mir habe sageu lassen, die Christen versicherten, ihr Herr und Meister habe mit einem Königen im Morgenlande Briefe gewechselt. Es wird ihnen eben nicht viel mehr kosten, ihn noch mit einem andern in Bekanntschaft zu bringen, und zu sprechen, dieser andere sey einer von unsern Monarchen gewesen.

Der Beweiß, dessen sie sich bedienen, um darzuthun, daß Kouan-yun tchang mit Jesu Christo bekannt gewesen sey, klingt ziemlich läppisch. Sie berufen sich auf eine gewisse Schrift von seiner Hand, die nach der Zeit in Stein gegraben worden ist. Dieses Denkmal ist nach dem Geständnisse unserer geschicktesten Männer heimlich, räthselhaft, und es sind darüber hunderter-

ley

ley Erklärungen gemacht worden. Die Mißionarien, die alles zu ihrem Nutzen wohl zu gebrauchen wissen, haben ebenfalls alle ihre Gelehrsamkeit zusammengenommen, um das Räthsel aufzulösen. Nachdem sie den Kopf äuserst daran gestreckt, so haben sie darinnen die Geburt ihres Heylandes in einer Grotte, die allen Winden ausgesetzt war, seinen Todt, seine Auferstehung, seine Himmelfahrt, und die Fustapfen seiner heiligen Füsse gefunden. Darf man sich gros wundern, wenn unsere Gelehrten, die von solchen Geheimnissen nichts wissen, in der Erklärung dieses Denkmals schlecht fortgekommen sind, und bekannt haben, daß es unverständlich sey? Lebe wohl.

Rom. —

Der hundert und sechs und vierzigste Brief.

Yn-Che-Chan, an I-Tuly.

Niemals kann ein Mensch so sehr, als ich, wertheſter I-Tuly, bei Durchlesung deines Briefes, in Verwunderung gebracht worden seyn. Ich hatte wohl von dem vorgegebenen Denkmale

in

in Si-ngan-fou, etwas reden hören; aber es klang davon allemal so, wie von einer Sache, die ganz offenbar erdichtet sey. Also hätte ich mir nimmermehr eingebildet, daß die Mißionarien sich dessen in Europa zu ihrem Vortheile bedienet hätten. Aber da man uns in diesem Theile der Welt weiter nicht kennet, als aus den Beschreibungen, die sie nach ihrem Belieben von uns machen; so kann man es ihnen freylich nicht wehren, alles, was sie für dienlich achten, unter die Leute zu bringen, ohne daß sie jemand der Lügen überführet. Ich wundere mich nur, daß es unter den Christen noch Leute gegeben hat, die, wie du mir es meldest, das Herz gehabt haben, die Glaubwürdigkeit des angezeigten Denkmals in Zweifel zu ziehen. Sie sind ja dem Orte selbst nicht so nahe gewesen, daß sie die Spuren des Betrugs, den man an dem Denkmale gewahr wird, bemerken konnten; wie haben sie denn gegen das, was ihre Mißionarien behauptet, viele Zweifel machen können? Ohne Zweifel trauet man in Europa diesen Herren nicht allemal recht, und ihre Redlichkeit ist ein wenig verdächtig. Das ist wohl nach meinen Gedanken die einzige Auflösung dieser Aufgabe.

Es ist dir, werthester J-Tuly, bekannt, daß unter den Wissenschaften, welche ich mit dem grösten Fleiße getrieben habe, vorzüglich die Geschichte einen Platz verdienet. Insonderheit hat mir der Theil von diesen Wissenschaften, der unser Vaterland angehet, von meiner Jugend

an

an ein groſes Vergnügen erwecket. Ich habe alle Bücher, die davon handeln, ſorgfaltig durchgeleſen. Auch ſogar diejenigen habe ich nicht weggelaſſen, worinnen ich, was dieſe Sache anlanget, einiges Licht finden zu können mir vorſtellete, ohngeachtet es nicht eben der Hauptzweck ihrer Verfaſſer geweſen war, Gegenſtände aus der Geſchichte abzuhandeln. Unterdeſſen ſollteſt du es wohl glauben; habe ich in allen dieſen Büchern nicht ein einziges Wort geleſen, woraus man auch nur muthmaſen könnte, daß die Chriſten, ſich vor der Mitte des ſechzehenden Jahrhunderts, nach ihrer Art, die Zeit zu berechnen, in unſerm Reiche fortgeſetzet haben. Dieſer negativiſche Beweis hat in der That ſehr groſen Nachdruck, weil unſere Vorfahren ſich allemal äuſerſt haben angelegen ſeyn laſſen, von demjenigen, was in dem Reiche vorging, ein richtiges Verzeichniß zu halten. Man kann nicht ſagen, die Stiftung der Chriſtlichen Lehre ſey eine ſo geringfähige Sache, daß ſie es nicht verdienet habe, ihrer in unſern Jahrbüchern zu gedenken; denn wenn es mit demjenigen, was auf dem Denkmale zu Si-ngan-fou ſtehet, ſeine Richtigkeit hat, ſo haben die Mißionarien, die aus dem Jüdiſchen Lande ankamen, eine groſſe Menge Menſchen bekehret. Unterſchiedene von unſern Monarchen haben ſie dahin gebracht, daß ſie es mit ihrer Lehre hielten. Dieſe Monarchen waren ihnen ſogar zum Schaden der herrſchenden Religion, in ihren Abſichten beförderlich. Tai-tſong ließ

sogar eine Verordnung ergehen, worinnen er sich erkläret, er habe die Lehre des neuen Mißionars mit grosser Sorgfalt geprüfet, und gefunden, daß sie ganz vortreflich, von aller äuserlichen Pracht entblöset, und auf die Meynung gegründet sey, welche die Schöpfung der Welt annimt. Dieses Gesetz lehre den Weg zu der Seligkeit, und könne seinen Unterthanen nicht anders, als sehr nüzlich seyn. Daher achte er es für gut, dasselbe ihnen bekannt zu machen. Kann sich wohl ein Mensch vorstellen, dergleichen Sachen, und das übrige, was sonst noch auf dieser Marmortafel eingegraben ist, habe in unserm Reiche vorfallen können, ohne daß in unsern Geschichten ein Wort davon stehet? Unter der Regierung unsers letztern Kaysers ist das Christenthum lange nicht in solchen blühenden Umständen gewesen, als es zu den Zeiten gewesen seyn soll, von welchen das Denkmal handelt; Glaubest du denn aber etwan, man finde nichts davon in unsern Jahrbüchern? Man darf nur in den Kayserlichen Archiven nachsehen, so wird man darinnen alles finden, was in den letztern Zeiten mit der Christlichen Religion bei uns vorgefallen ist. Haben wir denn nicht einen Erweiß davon bei Gelegenheit des Römischen Abgeordneten? Unser glorwürdigster Kayser Cang-hi wußte in diesem Schatze für unsere Geschichte alle die Urkunden, die er in demselben Handel vonnöthen zu haben glaubte, recht gut zu finden. Schon dieser einzige Grund ist hinreichend, dieses Denkmals in ein übel Geschrey zu bringen.

Die-

Diejenigen unter unsern Kayserrn, die auf der Marmortafel genennet werden, sollen, wie es heisset, der Christlichen Religion beförderlich gewesen, und entweder selbst Christen worden seyn, oder es hat doch nicht viel daran gefehlt. Nun frage ich dich, ob es wohl bei dergleichen Gesinnungen zu vermuthen sey, daß sie die Chinesische Religion unterstützet, den Bonzen in ihrer Absicht beförderlich gewesen, und es mit unserer Art Gott zu dienen gehalten haben? Sie konnten sie wohl etwan dulten, derhalben aber sollten sie doch nicht durch ihr Bezeigen zu erkennen geben, daß sie der Religion unserer Bonzen Beifall gäben. Das hieß ja, wider besser Wissen und Gewissen, und wider alle Grundsätze des Christlichen Glaubens handlen. Haben sie denn wohl in diesem Falle die Lobeserhebungen, die ihnen das Denkmal beileget, mit Grunde der Wahrheit verdienet? Konnte man wohl mit Rechte von ihnen sagen, daß sie sich angelegen seyn liessen, die Religion in Aufnahme zu bringen, daß sie den Glauben vertheidigten, daß sie es an nichts ermangeln liessen, was zu der Ausbreitung des Christlichen Glaubens etwas beytragen konnte, daß sie denselben durch ihre Verordnungen und durch ihre Beyspiele befestiget? War nicht ihre Aufführung vielmehr eine niederträchtige Verstellung? Zielte sie nicht dahin ab, daß man die Religion für ein Kinderspiel, oder wenigstens für etwas ganz gleichgültiges zu halten habe? Immittelst kann man bei Durchlesung der

Geschichte dieser Fürsten nicht in Abrede seyn, daß sie nach dem Namen, den uns die Mißionarien insgemein geben, Götzendiener waren, und den Götzendienst beförderten. Man findet darinnen auch nicht ein einziges Wort, woraus man den Argwohn schöpfen könnte, das sie jemals zu einer andern Religion, als zu derjenigen, die bei ihren Lebzeiten eingeführet war, geneigt gewesen wären. Erkennet man hieran die Helden des Denkmals? Sind das diejenigen Heiligen, für welche die Christen, die diesen Marmor aufrichteten, ohne Bedenken beteten? Es darf mir niemand nachsagen, daß ich ohne genugsamen Grund behaupte, daß diese Fürsten Götzendiener gewesen sind, daß sie den Götzendienst befördert haben, und daß sie dem Ansehen nach von der Christlichen Religion nichts gewußt haben. Ich berufe mich in diesem Falle auf unsere Jahrbücher, ich berufe mich sogar auf die Mißionarien selbst. Hier hast du die Worte, die einer unter ihnen davon gesagt hat, der noch dazu die Glaubwürdigkeit des Denkmals behauptet: Ich getraue mir nicht, zu versichern, daß die Kayser, deren Tugenden man (in dem Denkmale) lobet, die Lobeserhebungen, die man ihnen beileget, verdienen. Wenigstens kann man mit Grunde der Wahrheit sagen, daß sie, wenn sie sich auch gegen die Prediger des Evangeliums günstig erwiesen haben, dennoch eben so sehr geneigt gewesen sind, den abgöttischen Seckten ihren Schutz angedeyhen zu lassen. Worauf gründet er den Schutz, der

den

den abgöttischen Seckten wiederfahren ist? Blos auf unsere Geschichten. Worauf gründet er jenen, den die Mißionarien genossen haben sollen? Lediglich auf das Denkmal, weil er hinzusetzet, da die Christen in diesen letztern Zeiten nach China gekommen wären, so hätte man in dem Reiche nicht die mindeste übriggebliebene Spur gefunden, daß die Christliche Religion jemals darinnen bekannt gewesen wäre. Welcher Unterschied zwischen diesen zween Beweisen!

Doch, ich will es den Mißionarien einräumen, daß es mit dem Denkmale seine Richtigkeit hat, was werden sie viel dabei gewinnen? Es sind, heißt es, ehemals Leute nach China gekommen, die unsern Vorfahren eine Religion gelehrt haben, die verschiedene von unsern Monarchen beförderten; es mag seyn; ich räume es ein. War denn aber auch jene Religion der itzigen gleich, welche die neuen Mißionarien uns predigen? Man hat guten Grund daran zu zweifeln, wenn man sich die Mühe nehmen will, beide mit einander zu vergleichen. In dem Denkmale sehe ich nichts davon, daß die Prediger dieser Religion die Gewalt gehabt, ein kleines Stückgen Brod in Gott zu verwandeln, oder die guten Werke des einen Menschen einem andern beizulegen, der dieselben um seine Seligkeit zu erlangen vonnöthen hat. Ich finde darinnen nicht das geringste, daß sie die Mutter Jesu, oder eine grosse Anzahl anderer Personen, die man Heilige zu nennen pfleget, angebetet haben. Es stehet darinnen

nir-

nirgends, daß sie einen obersten Bischof oder Papst erkannt hätten, dessen Entscheidungen man sich ohne Widerrede gemäß verhalten müsse, weil er sich niemals betrügen könne. Ich bemerke darinnen nicht die geringste Spur von so vielen kindischen und abergläubischen Gebräuchen, worauf die neuen Mißionarien soviel halten, und die, wie es scheinet, in der Religion das Hauptwerk ausmachen. Ich sehe nicht, daß sie damals so, wie die itztlebenden Mißionarien, mit einer grossen Anzahl von nichtswürdigen Dingen, welche sich gut zu Spielen für die Kinder schicken, ein Gewerbe getrieben haben; Sondern das sehe ich, daß sie ein himmlisches, geistliches, sehr verständliches, und von aller äuserlichen Pracht entblößtes Gesetz hatten; daß der wahrhafte Charackter derer, die sich dazu bekannten, darinnen bestund, daß sie demüthig und friedfertig waren, die Fehler ihres nächsten mit Geduld ertrugen, und jedermann Gutes thaten; daß diese Mißionarien sich durchgängig allen gleich machten, sie mochten nun durch Widerwärtigkeiten niedergeschlagen, oder durch die Glückseligkeit erhoben werden; daß sie, anstatt Reichthümer zu sammlen, das wenige, das sie besassen, willig nnd gern andern mittheilten; daß sie ihre Vorgesetzten verehreten, und rechtschaffene Leute in Ehren hielten; daß sie endlich von der Lehre ihres Herrn und Meisters sieben und zwanzig Bände hatten, die zu der Bekehrung der Welt dieneten.

Die-

Dieser letztere Punkt macht nach meinen Gedanken, einen sehr wesentlichen Unterschied aus. Die neuen Missionarien sagen uns zwar, sie hätten Bücher, die ihnen von ihrem Meister hinterlassen worden wären. Aber sie haben sich noch bis itzt nicht getrauet, uns dieselben zu zeigen. Solche Bewandniß hat es nicht mit jenen gehabt, wovon in dem Denkmale geredet wird; Wenn alles das, was darinnen stehet, wirklich geschehen ist, so wiesen sie ihre Bücher unsern Vorfahren, und scheueten sich nicht, dieselben jedermann öffentlich in die Hände zu geben. Welcher Unterschied, werthester J-Tuly, zwischen den alten und neuen Missionarien, zwischen ihrer beyderseitigen Lehre! Wie ist es möglich, daß man sich hat unterstehen können, zu behaupten, es sey einerley Lehre?

Ich habe demjenigen Rathe gemäß, den du mir gegeben hast, nicht ermangelt, die Europäer hierbey zu Rathe zu ziehen. Seit einiger Zeit hatte ich viel Bekanntschaft mit einem gewissen Kaufmanne, der ein sehr rechtschaffener Mann ist, und ehemals viel von der Gelehrsamkeit gelernet hatte, der auch itzt noch, ohngeachtet er mit seinen Handlungs-Geschäften zu thun hat, nicht unterläßt, einige Zeit auf die Wissenschaften zu wenden, und als ein Gelehrter herum zu reisen. Ich ließ ihm deinen Brief lesen, und bat ihn, er möchte mir doch sagen, ob er von diesem Denkmale etwas in Europa gehöret hätte, und was man eigentlich davon hielte. Er antwortete mir, er hätte wohl davon reden hören, und bestätigte das, was du mir schon von der Verschiedenheit der Meynungen geschrieben hast. Nur dieses fügte er noch bey, man habe von den Berichten des grösten Theils der Missionarien eine so schlechte Meynung, daß die Gelehrten sich nicht die Mühe nähmen,

die Unwahrheit derselben zu erweisen. „ Wer der-
„ gleichen Nachrichten Glauben zustellet, sprechen
„ sie, der wird unsere Widerlegung nicht leicht le-
„ sen, oder wenn es ja geschiehet, so werden unsere
„ Gründe bey Leuten, die mit einem so grossen Vor-
„ urtheile eingenommen sind, nicht den mindesten
„ Eindruck finden. Die andern haben es eben nicht
„ nöthig, daß man ihnen die Augen öfnet. Dieses
„ macht es, setzte er weiter seine Rede fort, daß
„ Irrthümer, die man so wenig achtet, sich durch
„ die Länge der Zeit ein Ansehen erwerben, und auf
„ die Nachkommenschaft fortgepflanzet werden, wel-
„ che dann sich genöthiget siehet, eine Sache für ei-
„ ne Wahrheit anzunehmen, da sie nicht mehr eben
„ die Gelegenheit hat, sich von der Wahrheit, oder
„ Falschheit derselben zu versichern. Es würde auch
„ in der That nicht recht seyn, einem Menschen
„ Schuld zu geben, daß er ein Lügner sey, wenn
„ man keinen Beweiß davon hat. “ Das was mir der Mann gesagt hatte, brachte mich auf den Einfall, daß ich ihm den Vorschlag that, mir nach Singan-fou Gesellschaft zu leisten, um dieses Denkmal genauer zu besehen. Er ließ sich den Vorschlag gefallen, und wir setzten den Tag zu unserer Abreise feste.

Der Marmor ist so beschaffen, wie du mir ihn beschrieben hast. Aber die darauf befindliche Schrift ist so, wie du mir sie zugeschickt hast, nicht getreu abgeschrieben. Unter den Lehren jener alten Missionarien stehet auch etwas von dem Fegefeuer, welches aber in der Abschrift ganz weggelassen ist. Hierüber machte mein Europäer die Anmerkung, dieses wäre mit gutem Fleise weggelassen worden,

weil

weil sattsam erwiesen ist, daß dieses Wort zu der Zeit, da das Denkmal aufgerichtet worden seyn soll, gar nicht bekannt gewesen. Erst eine ziemlich lange Zeit darnach hat man in den geistlichen Büchern angefangen, dasselbe zu gebrauchen. Ohne Zweifel waren diejenigen, die diese ganze Aufschrift ausgesonnen haben, in der Lesung dieser Schriftsteller nicht sonderlich bewandert, weil sie diesen Anstoß nicht zu vermeiden gewußt haben. Sie haben sich noch auf eine andere Art versehen, die der vorhergehenden vollkommen gleich ist. Könige, sprechen sie, erkannten diesen Stern, und kamen, diesem göttlichen Kinde Geschenke zu bringen. „Die „Personen, sagte er zu mir, die diese Geschenke „brachten, werden mit ihrem rechten Namen Magi genennt, und die gemeine Sage hat Könige „daraus gemacht. Aber diese mündliche Uberlieferung ist nicht sogar alt. Diejenigen, die sich „nach der Zeit erkundiget haben, in welcher sie „sich angefangen hat, haben mir von ihrem Alterthume weiter keinen Beweiß anführen können, „als die Zeugnisse einiger untergeschobenen Schriftsteller, welche ohngefähr um die Zeiten des zwölften Jahrhunderts gelebet haben. Wie ist es nun „bey solchen Umständen möglich, daß man einem „Denkmale, das so deutliche Spuren an sich hat, „daß es neu ist, viel Gutes zutrauen könne?

Wir betrachteten sodann diesen Marmor mit vieler Aufmerksamkeit. Die daran befindliche schöne Arbeit fiel uns in die Augen, alle Buchstaben darauf hatten sich so schön und unversehrt erhalten, daß man ziemlich auf die Gedanken gebracht wurde, er müste nur erst vor einer kurzen Zeit fer-

tig worden seyn. Dieses vermehrete freylich den Argwohn, daß es eine ganz neue Arbeit seyn müsse. Diese Buchstaben, sagten wir unter einander, müssen, wenn der dazugesetzten Jahrzahl Glauben beyzufügen ist, neunhundert bis tausend Jahre alt seyn. Wie ist es nun zugegangen, daß nicht das geringste daran schadhaft worden ist? Was man in Marmor einätzet, dauert freylich wohl lange Jahre. Es muß sich nur an einem solchen Orte befinden, wo nichts daran abgerieben werden kann. Das läßt sich aber von dem Denkmale, das wir vor Augen haben, nicht sagen. Es ist so schwer, daß man es schlechterdings nicht begreifen kann, wie es unter dem Schutte etlicher Gebäude habe verschüttet liegen können, und doch sein eigener Fall, oder der Fall von den Steinen der Gebäude ihm nicht den mindesten Schaden zugefüget haben solle. Dieses wäre ein glücklicher Zufall, der gar nicht ohne eine Gattung von Wunderwerke hätte geschehen können.

Die Syrischen Buchstaben machten meinen Europäer sehr aufmerksam. Er bemerkte zwischen ihnen, und den gewöhnlichen Buchstaben von dieser Sprache einigen Unterschied, und wuste selbst nicht, ob er sie für alt, oder für neu achten sollte. Nachdem er sie eine ziemlich lange Zeit beobachtet hatte, so sagte er zu mir, itzt gleich fiele ihm etwas ein, wodurch er auf einmal in der Sache Licht bekäme. Diese Buchstaben sind jenen, deren sich die wirklichen Syrer bedienen, nicht in allen Stücken gleich. Sie haben vielmehr eine grose Aehnlichkeit mit den Buchstaben, die unter den Christen auf der Küste

von

von Malabar im Gebrauche sind. Er wieß mir etliche Stücken von dergleichen Schrift, die er durch einen ungefähren Zufall bey sich hatte, und ich fand, daß sie den Buchstaben der Aufschrift vollkommen ähnlich war. Hieraus machten wir also den Schluß, daß die Christen, von welchen dieses Denkmal herrühret, Syrier aus Malabar, und nicht aus Palästina gewesen seyn müsten.

In der Aufschrift lesen wir, daß Olopuen im Jahre sechshundert, sechs und dreysig aus dem Jüdischen Lande nach China gekommen seyn, und daselbst das Evangelium geprediget haben soll. Sie setzt voraus, daß er sowohl, als alle die übrigen Missionarien, die aus jenem Lande in das unsrige gekommen sind, Syrisch geredet, und daß diese Sprache ihre Muttersprache gewesen sey. Indessen haben zu derselben Zeit die Christen in dem gelobten Lande schon längst in dem gemeinen Leben die Griechische Sprache zum Gebrauche angenommen gehabt. Die Syrische hingegen war eine todte Sprache, wovon außer den Gelehrten niemand etwas verstund. Wie ist nun wohl zu vermuthen, daß diese Missionarien sich in ihrem Vortrage und in der von ihnen abgefaßten Aufschrift mehr dieser letztern, als der Griechischen Sprache bedienet haben sollen? Was hatten sie denn eben bey ihrer Ankunft in China nöthig sich Gewalt anzuthun und eine Sprache zu reden, die ihnen nicht geläufig war? Da sie nicht das geringste dazu zwang, so ist es in der That albern, sich vorzustellen, daß sie Syrisch geredet.

Noch weiter, saate mein Europäer, scheinet mir die Zeit, die man gewählet hat, um den Olopuen nach China kommen zu lassen, gar sehr verdächtig. Eine verfolgte Kirche, der es sauer genug wird, ihren Gottesdienst zu vertheidigen, und sich in dem Besitze der freyen Uebung ihrer Religion zu erhalten, wird nicht leicht auf den Einfall gerathen, daß sie Mitglieder von ihrer Geistlichkeit um Leute zu bekehren in fremden Ländern herumschicket. Sie muß alle ihre Kräfte anwenden, um sich aufrecht zu erhalten, und es würde sehr unverständig von ihr gehandelt seyn, wenn sie ihre Vertheidiger von sich gehen hieße. Inzwischen ist es gleichwohl also geschehen, wenn es nach dem Denkmale gehet. Zu der Zeit, da die Missionarien in das hiesige Reich gekommen seyn sollen, wurde das Jüdische Land durch die Streifereyen der Mahometaner verwüstet und verheeret; Die Christlichen Kirchen konnten sich kaum gegen die gefährlichen Streiche, die ihnen solche furchtbare Feinde zufügten, erhalten; Und dieser Trübsale ohngeachtet senden sie immer noch Leute nach China, um Fremde zu bekehren; Läßt sich wohl alles dieses zusammen reimen?

Mich dünkt, diese Betrachtungen sind mehr, als zu hinreichend, um dich zu überführen, daß dieses berühmte Denkmal untergeschoben sey. Aber damit dir auch nicht der geringste Zweifel mehr übrig bleibe, so achte ich mich für verbunden, dir auch dasjenige zu melden, was uns die Leute des Orts von der Art, wie dieser Marmor untergeschoben worden ist, und von den Ursachen, wodurch die Missionarien einen solchen Betrug zu spielen bewo-

bewogen worden sind, erzählet haben. Dieses soll der Innhalt meines nächsten Briefes seyn.

Lebe wohl.

Pecking. ——

Der hundert und sieben und vierzigste Brief.

Yn-Che-Chan, an I-Tuly.

Die Bonzen, liebster I-Tuly, die nicht weniger auf die Vortheile ihrer Religion, als die Missionarien auf die Aufnahme der ihrigen bedacht sind, hatten von diesem Denkmale kaum etwas erfahren, so thaten sie alles, was sie konnten, um den darunter verborgenen Betrug zu zeigen. Damit andere Leute sehen sollten, daß weder an dem Steine, noch an der Aufschrift etwas wäre, das für alt angesehen werden könne, so liesen sie gleich eine ähnliche Marmortafel machen, die sie der vorhergehenden gerade entgegen stellten. Manche glauben sogar, sie hätten es so eingerichtet, daß es das Ansehen gehabt, als wäre sie von ohngefähr aus der Erde herausgezogen worden, wie es die Missionarien mit der ihrigen gemacht haben. Aber es läßt sich davon nichts gewisses sagen. Die Christen rühmten sich auf ihrem Denkmale, daß ihre Religion schon zu den ältesten Zeiten in China eingeführet worden sey. Die Bonzen rühmen sich auf dem ihrigen, daß diejenige, zu welcher sie sich be-

kennen, noch weit älter sey. Die Christen machen von der Heiligkeit und Vortreflichkeit ihrer Lehre grosse Lobeserhebungen. Eben dieses geschiehet auch von den Bonzen in Ansehung der ihrigen. Die Christen thun groß mit dem Schutze, welchen unterschiedene von unsern Monarchen ihnen haben angedeyhen lassen. Die Bonzen lassen es auch daran nicht fehlen. Mit einem Worte, diese letztern haben sich angelegen seyn lassen, der Welt zu zeigen, daß sie in allen Stücken über die Christen vieles voraus haben. Damit sie, spricht ein Schriftsteller, der es mit den Missionarien hält, dem Denkmale, das der Christlichen Religion so viele Ehre machte, ein anderes entgegen setzen möchten, so haben sie gegen über eine vollkommen ähnliche Marmortafel aufgerichtet, worein sie die Lobeserhebungen ihrer falschen Gottheiten gegraben haben.

Zu der Zeit, da wir uns mit der Besichtigung dieser beyden Denkmäler beschäftigten, trat ein alter Mann zu uns, und erbot sich mit besonderer Höflichkeit, uns allen denjenigen Unterricht zu geben, den wir in der Sache wünschen konnten. Du kannst leicht denken, werthester J=Luly, daß wir dergleichen gutherzige Anerbietungen nicht ausgeschlagen haben; Nach geschehener Danksagung thaten wir an ihn unterschiedene Fragen, um zu wissen, wie lange es wäre, daß diese beyden Denkmäler sich in demjenigen Zustande befänden, in welchem wir sie sehen. Seine Antworten waren dem, was die Missionarien hiervon bekannt gemacht hatten, ziemlich gemäß. Wir fragten ihn nach diesem,

was für ein Urtheil man von demjenigen, welches die Christliche Religion angehet, gefället hätte, da es wäre aus der Erde herausgegraben worden. Er erzählte uns, der Mandarin des Ortes habe an dessen Richtigkeit und Glaubwürdigkeit keinesweges gezweifelt, und im Anfange habe fast ein jeder einerley Gesinnungen mit ihm gehabt. Aber etliche Jahre darnach habe sich nicht leicht jemand weiter gefunden, der so unverschämt gewesen wäre, daß er behauptet hätte, es sey glaubwürdig. Aus Neugier zu wissen, was doch wohl eine so grosse Veränderung in den Gemüthern habe veranlassen können, fragten wir ihn um die Ursache. Hier ist das übrige, was er uns darauf antwortete, nachdem er uns einen Theil von denjenigen Umständen gesagt hatte, wovon bereits in meinem vorhergehenden Briefe Meldung geschehen ist.

„Sie wissen schon, daß die Missionarien bey
» aller Strenge der Gesetze, die den Ausländern
» verbieten, sich in dem Reiche festzusetzen, gleich-
» wohl es auf eine geschickte Art also einzurichten
» gewußt haben, daß sie in das Land gekommen
» sind, sich in der Hauptstadt festgesetzet, und in
» unterschiedenen Provinzen unsers Reiches eine
» grosse Anzahl von Kirchen gestiftet haben. Die
» Religion, welche diese neuangekömmenen Fremd-
» linge predigten, fand bey unterschiedlichen Man-
» darinen, die vermöge ihrer Geburt, und der
» von ihnen bekleideten wichtigen Aemter in vie-
» lem Ansehen stunden, Beyfall. Im Anfange
» hatten sie sich für weiter nichts, als für gelehrte
» Leute ausgegeben, die dem Staate vermittelst ih-

„ rer Wissenschaften Nutzen bringen könnten. Eben
„ dieses war auch die Absicht, warum man sie auf-
„ nahm. Aber da unsere Bonzen wahrgenommen
„ hatten, daß ihr Ansehen immer geringer wurde,
„ je mehr das Ansehen der Missionarien zunahm,
„ so fiengen sie an wegen der Folgen dieser Sache
„ bekümmert zu seyn. Die Einwohner sagten, der
„ Gott, dessen Religion sie predigten, wäre der
„ HErr des Himmels; die Belohnungen, welche
„ seine Anbeter zu erwarten hätten, wären lauter
„ geistliche, und ihr Genuß fange sich nicht eher,
„ als nach dem Todte an. Dieses veranlassete die
„ Bonzen, daß sie sich bemüheten, mit den Missio-
„ narien einen Vergleich zutreffen. Sie sagten zu
„ ihnen: Daß euer Gott der HErr des Himmels
„ sey, darwider wollen wir nichts einwenden;
„ dahingegen wendet auch ihr nichts darwider
„ ein, daß unsere Götter die Herren der Erde
„ seyn dürfen. Einen solchen Vergleich wollten
„ sich die Missionarien nicht gefallen lassen, weil
„ sie sagten, ihr Gott wäre eben so gut ein Herr
„ der Erde, und insonderheit des Landes China,
„ als des Himmels. Die Bonzen, die durch die-
„ se abschlägliche Antwort zum Zorne gereitzet wur-
„ den, nahmen sich vor, alles ihr Ansehen dazu
„ anzuwenden, daß sie diese Europäer aus dem
„ Laude jagten; Sie würden auch gewiß mit Hül-
„ fe eines Mannes von ihrem Orden, der bey Ho-
„ fe viel vermochte, ihren Endzweck erreichet ha-
„ ben, woferne nicht ihre Widersacher dem Strei-
„ che auf eine geschickte Weise ausgewichen wären.
„ Sie fanden ein Mittel, eine Schmähschrift,
„ worinnen die Ehre des Kayfers angetastet wurde,

„ in

» in dem Pallaste auszubreiten, und ihre Freunde
» galten so viel, daß sie den Monarchen überre-
» deten, diese Schrift wäre eine Arbeit der Bon-
» zen, die sich an dem Kayser wegen des Schutzes
» und der gnädigen Aufnahme, die er dem Vor-
» nehmsten unter den Missionarien angedeyhen
» ließ, rächen wollten. Sie wurden dafür nach-
» drücklich gestrafet, und das Ansehen des vor-
» nehmsten Bonzen war nicht vermögend, ihn
» von den grausamen Stockschlägen zu befreyen,
» worunter er auf eine elende Weise seinen Geist
» aufgab.

» Weil sie sahen, daß es mit der Unterschie-
» bung dieser Schmähschrift so glücklich gegangen
» war, so geriethen sie auf den Einfall, dieses
» Denkmal unterzuschieben. Die Bonzen, und ih-
» re Anhänger hörten nicht auf, ihnen den Vor-
» wurf zu machen, daß sie Ausländer, und ihre
» Religion etwas ganz neues wäre, wovon man
» in China bis auf die damaligen Zeiten nicht das
» geringste gewust hätte. Sie thaten unseren Mo-
» narchen, und den Grossen des Reiches die Vor-
» stellung, nach den Grundgesetzen des Staats sey
» es schlechterdings nöthig, diese Europäer zu ver-
» jagen, und die Ausübung der Religion, die sie
» lehreten, gänzlich zu verbieten. Es war aller-
» dings zu befürchten, dergleichen Vorstellungen
» möchten zu allerhand widrigen Veränderungen
» für die Missionarien Anlaß geben. Sie empfan-
» den sogar von Zeit zu Zeit die Wirkungen da-
» von. Der einzige Rath diesem zuvor zu kommen,
» war dieser, wenn sie beweisen konnten, die Christ-

» liche

„ liche Lehre wäre schon in den alten Zeiten in „ China bekannt gewesen, und man habe darinnen „ nicht die mindeste Schwierigkeit gemacht, die „ Ausländer, die diese Lehre predigten, aufzu„ nehmen. Da wir uns eifrig bestreben, von den „ Gebräuchen unserer Vorfahren niemals abzuge„ hen, so machten sie sich die gewisse Hofnung, „ wenn sie dieses beweisen könnten, so würden sie „ ihren Widersachern das Maul stopfen. Sie be„ haupteten zwar schon überall in Gesellschafften, „ die Schüler des Stifters ihrer Religion hätten „ dieselbe, nach der von ihrem Herrn und Meister „ deßwegen erhaltenen Verordnung, in der ganzen „ Welt herum ausgebreitet, und diesem zufolge „ dürfe man nicht im mindesten zweifeln, daß sie „ auch in China gewesen wären. Aber weil sie „ dieses durch nichts beweisen konnten, und unsere „ Jahrbücher gerade das Gegentheil bestätigen, so „ wollte ihnen niemand glauben. Also musten sie „ zu der Erfindung des Denkmals ihre Zuflucht „ nehmen.

„ Alles dieses wurde auf eine überaus geheime „ Art veranstaltet. Da sie vorgaben, jene ersten „ Missionarien wären aus dem Jüdischen Lande „ gekommen, wo, wie man mir gesagt hat, die „ Syrische Sprache geredet worden ist, so glaub„ ten sie, es sey nöthig eine Schrifft in dieser „ Sprache auf das Denkmal sezen zu lassen. Zum „ Unglücke verstund sie kein einziger von den Mis„ sionarien, die sich damals in unserm Reiche auf„ hielten. Wollte man sich damit an Ausländer „ wenden, so würde dadurch das ganze Geheimniß

ver-

„ verrathen worden seyn. Was war nun bey sol-
„ chen Umständen zu thun? Sie besannen sich, daß
„ ihr Orden zu Vaipicota auf der Malabarischen
„ Küste eine Schule hatte, wo sich etliche Väter be-
„ fanden, die das Syrische recht gut verstunden.
„ Sie schrieben an den dasigen Superior, um die
„ Aufschriften, die ihnen nöthig waren, in dieser
„ Sprache zu erhalten. Es vergieng eine ziemli-
„ che Zeit, ehe die Antwort wieder zurückkam.
„ Daher ist es gekommen, daß es sich mit der Ent-
„ deckung dieses Denkmals länger verzog, als es
„ die Missionarien wünschten. Dabey hat sich
„ noch ein anderer schlimmer Umstand ereignet,
„ der noch mehr zu bedeuten hatte. Die Syri-
„ schen Buchstaben, wie man sie in Malabar
„ schreibet, sind jenen in dem Jüdischen Lande nicht
„ vollkommen gleich. Dieses machte, daß man das
„ Denkmal gleich vom Anfange nicht recht für
„ glaubwurdig, und richtig achten wollte.

„ Wie nun alles in gehöriger Bereitschafft war,
„ so kam es hauptsächlich darauf an, daß man ei-
„ nen Ort suchte, wo es dem Endzwecke gemäß
„ eingegraben werden sollte. Wollten sie einen sol-
„ chen Ort wählen, wo sie viele Schüler hatten,
„ so war dieses der nächste Weg, das Denkmal
„ verdächtig zu machen. Sollte es aber an einem
„ solchen geschehen, wo sie gar keinen hatten, so
„ war die Sache beynahe nicht möglich. Also
„ muste man die Mittelstrasse nehmen. Die Land-
„ schaft Chemsi war ihrer Meynung nach der be-
„ quemste Ort zu einem Schauplaze, wo sie ihre
„ Komödie spielen konnten. Man hält dafür, daß

„ sie

„ sie unter allen Ländern in China zuerst bewohnet
„ worden sey, und sie hat allezeit in dem Reiche
„ einen überaus ansehnlichen Rang gehabt. Wenn
„ also jemals das Christenthum in unserm Lande
„ angenommen gewesen, so ist es ganz natürlich,
„ daß man glaubet, die zahlreichsten Gesellschafften
„ sind in dieser Provinz gewesen. Damals hatten
„ die Missionarien zu Si-ngan-fou noch keine
„ Kirche. Aber, indessen hatten sie doch daselbst
„ einige Schüler. Unter denselben zählte man
„ auch einen Mandarin, welcher, nachdem er zu
„ der Christlichen Religion getreten war, den Na-
„ men Philipp in der Taufe angenommen hatte.
„ Dieser Mann bewieß sich sehr geneigt gegen die
„ Missionarien. Er nahm es über sich den Mar-
„ mor eingraben zu lassen, und es so einzurichten,
„ daß sich ein glücklicher Zufall zeigen sollte, der
„ zu Entdeckung dieses kostbaren Denkmals Gele-
„ genheit gäbe. Er hielt recht gut sein Verspre-
„ chen. Etliche Jahre darauf, nachdem er es an
„ einem Orte, wo ehemals Gebäude gestanden hat-
„ ten, unter die Erde verborgen hatte, beredete
„ er den Eigenthümer, daß er dieses Stück Feld
„ abräumen, und aufreissen lassen sollte. Dieser
„ ließ die Gründe seines Freundes Statt finden,
„ fieng damit an, daß er den Schutt wegschaffen
„ ließ, und indem er die Erde aufgrub, so fanden
„ die Arbeiter den Marmor, den ihr sehet. Als
„ der Mandarin des Ortes sich erkläret hatte, daß
„ er dieses Stück für alt und glaubwürdig achte,
„ so kam das Volk haufenweise gelaufen, um es
„ zu besehen. Es fanden sich daselbst sogar etliche
„ Europäer ein, welche die Neugier, diesen Mar-
„ mor

„ mor zu sehen, von allen Orten herbey zog. Un-
„ ter diesen leztern befand sich auch ein Arbeiter,
„ den die Missionarien etliche Jahre zuvor von
„ Macao hatten kommen lassen. Als er nach China
„ kam, verstund er die dasige Sprache nicht. Aber
„ während seines Aufenthalts in dem Lande hatte
„ er es so weit gebracht, daß er sie verstehen,
„ und so ziemlich sprechen konnte. Die Verwun-
„ derung, die er bey Erblickung dieses Marmors
„ blicken ließ, war gar nicht zu beschreiben. Die
„ Anwesenden konnten sich nicht enthalten, ihn um
„ die Ursache davon zu befragen. Da er nun eben
„ kein Mann von grosser Einsicht, und von durch-
„ dringendem Verstande war, und die Absichten,
„ welche die Missionarien durch dieses Denkmal
„ zu erreichen sich vorsezten, nicht einsahe, so mach-
„ te er nicht die mindeste Schwierigkeit zu gestehen,
„ warum er sich wundere. Ich bin der Mann,
„ sagte er, der diesen Stein gebauen, und die
„ Aufschrifft, die man darauf liest, eingegraben
„ hat. Man hat mich zu dem Ende mit allem
„ Fleise aus Macao kommen lassen. Zu der
„ Zeit, da ich mit Bearbeitung dieses Marmors
„ zu thun hatte, verstund ich von der Chinesi-
„ schen Sprache gar nichts. Ich habe davon
„ gar keine Abschrift behalten, und daher habe
„ ich bis auf den heutigen Tag nicht wissen kön-
„ nen, was ich damals auf diesen Marmor ge-
„ hauen hatte. Indem er dieses sagte, glaubte
„ er gar nicht, daß seine Reden für die Missiona-
„ rien, die ihn zu dieser Arbeit gebrauchet hatten,
„ nachtheilig wären. Gleichwohl that er ihnen
„ damit grossen Tort. Denn gleich von derselben

„ Stun-

„ Stunde fiengen die Bonzen an, dasjenige, was „ sie von diesem Arbeiter erfahren hatten, unter „ den Leuten bekannt zu machen, und jedermann „ zu zeigen, daß es mit der Sache ein Betrug sey. „ Nach der Zeit hat man unterschiedene von den „ Umständen entdecket, wovon ich Ihnen bisher „ gesagt habe. Darf man sich nun wohl bey sol„ chen Umständen wundern, daß das Denkmal ziem„ lich verächtlich worden ist. “ Der alte Mann erzählte uns noch verschiedene Dinge, und nahm sodann von uns Abschied.

Das, was wir bey dieser Gelegenheit erfahren hatten, gab uns zu allerhand Betrachtungen Anlaß. Mein Europäer sagte zu mir, seit dem Ursprunge der Christlichen Religion hätten sich unter den Christen mancherley Seckten befunden, die sich kein Bedenken gemacht, allerhand falsche Schriften zu erdichten. Sie stünden in den Gedanken, solche Gattungen von Kunstgriffen wären erlaubt, wenn sie die Vertheidigung der Wahrheit zum Endzwecke hätten, und an einem solchen Verfahren wäre nicht allein nichts strafbares, sondern man müste es vielmehr loben. Diese Freyheit, die sie sich angemaaset haben, ist die Ursache gewesen, und ist es noch itzt alle Tage, daß die Gelehrten zu manchen Zeiten in groser Verlegenheit sind. Sie machen sich viel damit zu schaffen, daß sie solche unächte Schriften von den ächten unterscheiden, und die Mühe, die sie sich deßwegen zu geben genöthiget werden, ist so groß, daß ein Mensch ganz allein dazu erfordert wird. Man hat sogar eine Wissenschaft daraus gemacht, die man die Kritick zu nennen pfleget.

„ Ohn-

„ Ohngeachtet man sehr wohl einsiehet, fügte „ er bey, was für Unbequemlichkeiten daher ent„ stehen, so hat diese Gewohnheit doch immer „ noch nicht aufgehöret. Es ist wahr, daß sich „ unter den Christen eine ziemliche Anzahl findet, „ die mit dergleichen Verfahren gar nicht zufrieden „ ist, und den Grundsatz, worauf es sich stützet, „ verabscheuet. Aber es ist auch wieder wahr, daß „ sich unterschiedene nicht das geringste Bedenken „ machen, dergleichen unächte Schriften noch itzt „ unter die Leute zu bringen, sobald sie dabey ihre „ Vortheile zu finden glauben. So ist die Den„ kungs-Art der meisten Missionarien, die hieher „ kommen, beschaffen. Sie sind im Stande alles „ in der Welt zu thun, um die Christliche Lehre „ hier in diesem Lande auszubreiten.

Dagegen sagte ich ihm, es müste sonach mit ihrer Sache sehr schlecht aussehen, weil sie sich genöthiget sähen, zu allen möglichen Betrügereyen ihre Zuflucht zu nehmen. Die Wahrheit hat zu ihrer Unterstützung von der Lügen keine Beyhülfe nöthig. Ihr heller Glantz verschaft ihr überall, so bald sie sich nur sehen läßt, eine günstige Aufnahme. Dieses Mißtrauen der Missionarien kommt mir verdächtig vor. Jener gab mir hierauf zur Antwort, man müsse die Christliche Religion von dem, was diese Herren lehreten, wohl unterscheiden. „ Wenn die Christliche Lehre in ihrer völligen Rei„ nigkeit gelehret wird, so führet sie eine so grosse „ Deutlichkeit bey sich, daß ein rechtschaffener „ Mann, der ein aufrichtiges Verlangen nach der „ Wahrheit hat, sich gar nicht enthalten kann, „ von einer solchen Religion zu sagen, sie sey

„ wahr. Aber die Missionarien haben so vieler-
„ ley Dinge darunter gemenget, daß sie den Glantz,
„ den sie an sich selbst hat, damit verdunkeln.
„ Man bemerket, daß sie dieselbe mit ihren zeitli-
„ chen Vortheilen auf eine so genaue Weise ver-
„ knüpfet haben, daß man wohl siehet, sie sehen
„ diese beyden Sachen für unzertrennlich an. Hat
„ man hernach wohl noch Ursache, sich zu verwun-
„ dern, wenn sie selbst in die Güte ihrer Sache ein
„ Mißtrauen sezen, und glauben, ihr Gebäude ha-
„ be es nöthig, daß es durch irgend einen Betrug
„ unterstützet werde. “

Zum Beweise dessen, was er mir gesagt hatte, bat er mich, die eigentliche Beschaffenheit der auf dem Denkmale eingegrabenen Dinge genau zu betrachten. „ Es ist nicht umsonst geschehen, sagte
„ er zu mir, daß man darauf gesetzt hat, Tai-
„ tsong, ein sehr weiser, und sehr hochgeschätz-
„ ter Fürst, habe seinen Colao dem Mißionar
„ Olopuen bis an die Vorstadt der Kayserlichen
„ Residenz entgegen geschicket, mit dem Befehle,
„ ihn in den Pallast zu führen. Alles das, was
„ ein weiser Fürst thut, ist ein Gesetz für seine
„ Nachfolger, die es ihm in allem demjenigen
„ nachthun sollen, was er den Regeln seiner Weis-
„ heit gemäß thut. Es soll dieses eure Monarchen
„ veranlassen, daß sie den neuern Missionarien eben
„ dergleichen Ehre erweisen. Die nächste Person
„ nach dem Kayser soll ihnen entgegen gehen, um
„ sie so, wie es ihrer Würde gemäß ist, zu empfan-
„ gen. Diese Ehre, die man ihnen wiederfahren
„ ließ, hatte nach dem Todte des Tai-tsong kein
„ Ende.

„ Ende. Sein Sohn, mit Namen Kao fuhr
„ fort, dem Bischoffe Olopuen grosse Ehre zu
„ erweisen, und bauete dem wahren Gott in al-
„ len seinen Ländern Tempel. Abermal ein
„ neues Beyspiel, das euren Monarchen zu einer
„ Nacheiferung dienen soll. Aber damit ist es
„ noch nicht genug; Es mußte noch eine Art von
„ Verfolgung dazu kommen. Auch hiervon giebt
„ Kao ein Beyspiel. Er ertheilte den fünf Kö-
„ nigen den Befehl, in die Kirche zu gehen,
„ vor den Altären auf die Erde niederzufallen,
„ und in unterschiedenen Städten noch andere
„ mehr zur Ehre des Gottes der Christen aufzurich-
„ ten. Und da eure Monarchen vielleicht hätten
„ glauben mögen, man dürfe weiter niemanden,
„ als den Vornehmsten der Missionarien ehren,
„ so fügt man sehr weißlich hinzu, er erzeigte ei-
„ nem Missionar, Ki-ho, der nur neuerlich aus
„ dem Jüdischen Lande angekommen war, aus-
„ serordentlich viel Ehre. Mit diesem Beyspiele
„ vereiniget man noch ein anderes von dem Kayser
„ So-tsong. Dieser Monarch ließ alle Jahre
„ die Priester von vier Kirchen zusammenkom-
„ men, die er selbst mit groser Ehrerbietung
„ vierzig Tage lang bediente. Die neuen Mis-
„ sionarien sind nicht etwan nur äuserst ehrgeitzig,
„ sondern sie verlangen auch von euren Kayserrn
„ noch etwas mehreres. Sie wollen eben so sehr
„ Gegenstände ihrer Wohlthätigkeit seyn. Daher
„ kommt es, daß in dem Denkmale so gar oft der
„ Bemühungen gedacht wird, welche ihre Vorgän-
„ ger angewendet haben, um Kirchen zu bauen.
„ Kao schenkte selbst auf die Altäre hundert

„ Stücken seidenes Zeug. So-tsong hat eben-
„ falls die Altäre beschenket; Er speisete die
„ Armen; Er kleidete die Nackenden, er half
„ den Kranken zu ihrer Gesundheit, und begrub
„ die Todten. Man getraute sich nicht recht, den
„ grösten Theil dieser Dinge mündlich zu verlan-
„ gen. Also muste man es so machen, daß es durch
„ ein Denkmal, wie dieses beschaffen ist, geschah. “

Mein Europäer sagte mir noch allerhand andere Dinge, die ich dir aber wegen Mangel der Zeit nicht sagen kann.

Lebe wohl.

Pecking. ——

Der hundert und acht und vierzigste Brief.

J-Tuly, an Yn-Che-Chan.

Sollte es nicht etwan einmal geschehen seyn, werthester Yn-Che-Chan, daß dich die Hartnäckigkeit der Missionarien in Beybehaltung des Gebrauches der Lateinischen Sprache in ihren Kirchen, die von Chinesern besuchet werden, aufmerksam gemacht hätte? Bey meiner Abreise aus meinem Vaterlande hatte ich in Ansehung dieser Sprache zweyerley Vorurtheile. Eines bestund darinnen, daß ich glaubte, es müsten vielleicht alle Christen diese Sprache verstehen. Das zweyte war,

war, daß ich dachte, ihre heiligen Bücher wären in derselben geschrieben, und aus diesem Grunde legten sie ihr einen gewissen Grad der Heiligkeit bey, die man von den übrigen nicht rühmen könnte. Ich habe nun Gelegenheit gehabt, was diese beyden Stücke anbetrift, die Wahrheit zu erfahren. Der gröste Theil der Christen verstehet von der Lateinischen Sprache nicht mehr, als die Chineser. Nur die Gelehrten unter ihnen sind es, welchen sie bekannt ist, und unter ihren heiligen Büchern ist auch nicht ein einziges, welches ursprünglich in Lateinischer Sprache geschrieben wäre. Zum Theil sind sie eigentlich in der Hebräischen, und zum Theil in der Griechischen Sprache geschrieben. Desgleichen räumen sie es insgesammt ein, daß in der Lateinischen Sprache nicht mehr Heiligkeit, als in den übrigen stecket. Es heisset sogar, sie sey viel neuer, als die beyden vorhergemeldeten. Es ist also in der That etwas ganz sonderbares, daß sie ohngeachtet dieses Geständnisses doch immer darauf beharren, daß sie sich ihrer bey ihrem Gottesdienste bedienen, und diejenigen unter die Zahl der Ketzer rechnen, die diese Gewohnheit verworfen haben, und sich lieber bey gottesdienstlichen Handlungen der gewöhnlichen Sprache des Landes bedienen wollen. Weil der Gebrauch dieser Sprache durch die Länge der Zeit unter allen den Christen, welche den Römischen Papst für ihr Oberhaupt erkennen, bestätiget worden ist, so kann man es ihnen endlich noch erlauben, daß sie dieselbe in ihren Kirchen beybehalten. Aber das will mir durchaus nicht gefallen, daß sie andere Kirchen, die sich von ihnen abgesondert haben, zu einer so seltsamen Gewohnheit

zwingen wollen. Einige von den vernünftigsten Missionarien sind mit mir in diesem Stücke von einerley Meynung.

Einer unter ihnen schickte deßwegen eine Bittschrift an den Hof zu Rom. Er bat sich aus, man sollte ihm doch erlauben, daß man in den Kirchen, die er und seine Mitbrüder in China gestiftet hatten, den Gebrauch der Mandarinischen Sprache einführen dürfe. Nichts war der Vernunft und der Gerechtigkeit gemäßer; Aber dennoch wurde es ihm abgeschlagen. Es haben demnach die Chinesischen Priester diese Sprache lernen müssen, damit sie ihr Amt nach der Vorschrift der Römischen Kirche verrichten können. Es ist nicht allein für diese Leute selbst eine Pein, daß sie genöthiget werden, Fleiß auf diese Sprache zu wenden; Sondern die Art, wie sie dieselbe gebrauchen, wenn sie sich eine Weile den Kopf damit zerbrochen haben, macht noch überdieses diejenige Religion, deren Diener sie sind, bey solchen Leuten lächerlich, die es mit anhören, wie sie bey ihren Amtsverrichtungen die lateinischen Worte aussprechen.

Ich hatte einmal einige Bekanntschaft mit einem Chineser, der sich hatte zu einem Priester ordnen lassen. Als ich mich an einem Tage mit ihm von den Verrichtungen seines neuen Amtes unterredete, und er gegen mich von den Vorzügen, die er dadurch erlanget hätte, viel Rühmens machte, so war ich begierig, dieselben zu erfahren; Nachdem er mir allerhand vorgeredet hatte, so sagte er mir endlich, seine Einweihung in den geistlichen Stand verliehe ihm die Gewalt, ein Stückgen Brod in die

Per-

Person des Stifters der Christlichen Religion zu verwandeln. Er setzte hinzu, er habe dieses bereits etliche male versuchet. Das, was er mir sagete, erweckete meine Neugier noch weit mehr. Ich fragte ihn also, wie er es denn anfing, daß er eine so wunderbare Veränderung hervorbrächte? Nichts ist leichter, sagte er sodann, ich spreche vier lateinische Worte aus, und die Verwandlung ist geschehen. Er sagte sie hierauf in meiner Gegenwart her, aber auf eine so abgeschmackte Weise, daß ich es nicht würde haben lassen können, ein lautes Gelächter aufzuschlagen, wenn ich nicht befürchtet hätte, ich möchte ihn damit in Verlegenheit setzen. Er gab den lateinischen Worten die Chinesische Aussprache, und es schiene, als ob er Worte hersagete, die in gar keiner Verbindung mit einander stünden. Dieses kam mir überaus seltsam vor, und deßwegen setzten sich diese Worte so fest in mein Gedächtniß ein, daß ich sie allem Ansehen nach in meinem Leben nicht wieder vergessen werde. Hier sind sie: Fluß, Gewalt, Hintertheil am Kopfe, Ding, erhalten, Arbeit, Ruhe, Jeder, Du, Nein, Sklave, verjagt, Herr *. Müssen unsere Landsleute, welche die Christliche Religion angenommen haben, nicht trefflich erbauet werden, wenn sie Worte aussprechen hören, die eine so grose Wirkung haben? Das heißet in der That sehr schlecht auf seine Vortheile bedacht seyn, wenn man so gar hartnäckicht darauf beharret, daß man den Gebrauch einer Sprache beybehal-

* Ein Chineser ist nicht vermögend die lateinische Worte: Hoc est enim corpus meum, so wie es sich gehöret, auszusprechen. Nach seiner Aussprache klingen sie also: Ho ke nge su tu nge nim co ul pu su me um. Ein jedes solches Wort bedeutet in der Ordnung, wie sie hier stehen, das, was oben angezeiget worden ist.

behalten will, die wir niemals recht aussprechen können.

Noch eine andere Ursache, die den Römischen Hof bewegen sollte, es zu erlauben, daß der Gottesdienst in Mandarinischer Sprache verrichtet wird, bestehet darinnen, daß diese Sprache die übrigen alle in vielen Stücken übertrift. Es ist nicht leicht eine andere, die ihr an Ansehen und Annehmlichkeit, gleich kommt, und die sich besser zu der Beredsamkeit schicket. Diese Eigenschaften wird man an ihr entdecken, man mag sie nun nach der Art betrachten, wie sie geredet wird, oder auf die Art, wie man sie schreibet, sein Augenmerk richten. Wie groß muß nicht die Hoheit und Kraft einer Sprache seyn, die mit einer kleinen Anzahl von Worten dem ohngeachtet alle Gedanken, sowohl von den Sachen in dem gemeinen Leben, als auch von den Wissenschaften gut auszudrücken weiß? Die Menge der Worte in andern Sprachen ist ein Beweiß von ihrer Armuth. Man hat nicht die Geschicklichkeit gehabt, es so einzurichten, daß einerley Wort zu verschiedenen Sachen gebrauchet werden kann, und man hat sich genöthiget gesehen, so oft neue Gedanken vorhanden waren, auch neue Worte zu erfinden. Was uns anbetrift, so haben wir in diesem Stücke keine Noth; Und wenn die Menge unserer Begriffe noch einmal so groß würde, so wäre doch die kleine Anzahl von Worten, die wir haben, hinreichend sie auszudrücken, ohne daß es eben die Noth erforderte neue Worte zu erfinden, oder sie aus andern Sprachen zu entlehnen. Den Vorzug, den unsere Sprache vor den andern hat, kann ich nicht besser, als durch diese Vergleichung ausdrücken. Die Chinesische Sprache

ist

ist einem Pallaste von einem mittelmäsigen Umfange gleich; Die daran befindliche Baukunst ist von einer edlen Einfalt; Die Zimmer sind in einer kleinen Anzahl; Aber sie dienen zu verschiedenem Gebrauche, und reichen zu allem demjenigen zu, was bey Hofe vorgehet. In dem ganzen Gebäude ist auch nicht ein einziger Winkel, der nicht zum Vortheil angewendet ist, und zu etwas gebrauchet werden kann. Man trift darinnen nicht nur dasjenige an, was schlechterdings und unumgänglich nöthig ist, sondern es sind auch alle nur ersinnliche Bequemlichkeiten zu finden. Ohngeachtet er ziemlich klein ist, so fehlet es doch an nichts, was nothwendig, nützlich und angenehm seyn kann. Die übrigen Sprachen sind einem weitläuftigen Pallaste ähnlich, der durch die Länge der Zeit sich vergrössert hat, woran man keinen gewissen und festgesetzten Endzweck bemerket, weil ein jeder von den auf einander folgenden Besitzern desselben etwas dazu gesetzet, und ihn dadurch entweder zu erweitern, oder zu verschönern gesuchet hat. Die Bauart daran ist nicht einförmig. Ohngeachtet der darinnen befindlichen vielen Zimmer fehlet es doch an vielen nützlichen oder nothwendigen Dingen. Nun frage ich dich, liebster Yn-Che-Chan, welcher von diesen beyden Pallästen verdienet wohl den Vorzug? In welchem von beyden trift man mehr Schönheit und wirkliche Grösse an? Es wird nicht schwer werden, den Ausspruch zu thun, und dieser Ausspruch wird allemal zum besten der Mandarinischen Sprache ausfallen.

Unter allen Europäischen Sprachen ist nicht eine einzige, wo man mehr Annehmlichkeit, als in der Italienischen findet. Der Grund davon ist dieser, weil die Veränderungen der Stimme, die man zu ih-

rer Aussprache vonnöthen hat, nichts hartes, und nichts, das die Ohren beleidiget, an sich haben. Sie kützeln vielmehr dieselben durch ihren Wohlklang, und erwecken in der Seele angenehme Empfindungen. Aber wie sehr muß sie nicht in allen diesen Absichten der Chinesischen Sprache die Oberstelle einräumen? Alle Töne der letztern sind wohlklingend, und man findet darinnen auch nicht einen einzigen von jenen rauhen, und schwer auszusprechenden Buchstaben, die sogar den Ohren solcher Leute, die sich daran gewöhnet haben, verdrüßlich sind. Die Italiener mögen sich noch so sehr angelegen seyn lassen, das harte, das in verschiedenen solchen Buchstaben sich befindet, zu mildern, so sind sie doch nicht im Stande gewesen, es ganz und gar wegzubringen, weil sie dieselben durchaus haben beybehalten wollen. Wir aber haben sie völlig ausgemerzet, oder besser zu sagen, sie sind in unserer Sprache niemals im Gebrauche gewesen. Wir haben geglaubet, es sey lächerlich, sich den Zwang anzuthun, und schwere Worte auszusprechen, wovon andern, die uns hören, nur die Ohren wehe thun. Wir sind vielmehr äußerst bemühet gewesen, lauter solche Buchstaben, deren Aussprache angenehm ist, und solche Töne zu gebrauchen, die am allerbequemsten sind zu gefallen, und die Wohlgewogenheit der Leute, die uns hören, zu gewinnen. Die hierzu angewendete Mühe, ist die Ursache, warum unsere Sprache unter allen denen, die heut zu Tage gebräuchlich sind, sich zu der Beredsamkeit am besten schicket.

Der Endzweck der Beredsamkeit ist, andere zu überreden. Wer diese Absicht erreichen will, der muß nicht allein wahre Dinge, sondern diese auch

auf

auf eine angenehme Weise vorzutragen wissen. Die Wahrheit lässet sich in allen Sprachen ausdrücken, und in diesem Stücke kann man sagen, daß sie durchgängig eine, wie die andere beredt sind. Also wird zwischen ihnen weiter kein Unterschied, als in der Art die Sachen auszudrücken seyn. Dieser Unterschied wird sogar nur etwan in gewissen Umständen statt finden; Weil man doch in allen Sprachen die Dinge deutlich, nach einer ordentlichen Lehrart, und auf eine solche Weise wird ausdrücken können, daß die Begriffe desjenigen, welcher redet, in dem Verstande des Zuhörers entstehen. Bringt der Redner es nicht soweit, so wird die Schuld mehr ihm, als der Sprache, in welcher er redet, beygeleget werden. In welchem Stücke wird also wohl die eine Sprache beredsamer, als die andere seyn? Dieses will ich dir sagen. Es kommt darauf an, daß sie in ihren Worten mehr Mildigkeit, und in ihrer Zusammensetzung einen gröfern Wohlklang hat. Eben dieses sind die Stücke, worinnen sich unsere Sprache eines Vorzugs vor den übrigen rühmen kann. Ich habe dir schon davon gesagt, daß sich darinnen nichts hartes, nichts widerwärtiges findet. Schon dieses ist viel. Wenn ein Redner, der das, was er vorträget, sonst recht schön ausspricht, dabey doch etliche Worte, und manche Buchstaben nicht anders aussprechen kann, als, daß sie für den Zuhörer einen unangenehmen Klang machen, so wird er niemals so gut, als ein anderer, der diesen Fehler nicht an sich hat, seinen Endzweck erreichen. Allen andern Sprachen, ausgenommen der Chinesischen, wiederfähret das, was man an einem solchen Redner ausfezen kann. Es findet sich auch nicht eine einzige, worin-

worinnen man nicht solche rauhe Worte hätte, deren Aussprache selbst solchen Leuten, die daran gewöhnt sind, nicht recht gefallen will. In der unsrigen klinget alles angenehm. Die Ausländer bezeigen eine ausnehmende Freude und Verwunderung, wenn wir den Mund aufthun. Und uns hingegen thun die Ohren weh, sobald jene zu reden anfangen. Die Accente, welche die Veränderung der Stimme anzeigen, um jedes Wort in unserer Sprache auszusprechen, sind für das Ohr so angenehm, daß es scheinet, als wären sie durch den geschicktesten Tonkünstler erfunden worden. Sie stehen mit den Werkzeugen des Gehörs in einem ganz vortreflichea Verhältnisse, und erwecken darinnen eine Art eines Kützels, der bis in die Seele hineindringet, und ihr ein ganz besonderes Vergnügen verursachet. Beynahe möchte es heissen, das Ohr wäre deßwegen dem Menschen gemacht, daß es die Chinesische Sprache hören möchte, und diese Sprache sey ausdrücklich für das Ohr erfunden. Hiermit hat es so vollkommen seine Richtigkeit, daß die Europäer, die es in Erlernung dieser Sprache am weitsten gebracht haben, nur deßwegen so gut fortgekommen sind, weil sie die Töne, die man annehmen muß, um jedes Wort auszusprechen, nach den Noten ihrer Musik eingerichtet haben. Sind denn aber nicht diejenigen, die diese Noten erfunden haben, darauf bedacht gewesen, daß sie dieselben so einrichteten, wie sie dem Ohre am besten gefallen möchten? Haben sie sich nicht Mühe gegeben, sie mit den Werkzeugen des Gehöres in ein gehöriges Verhältniß zu bringen? Und ist dieses nicht der eigentliche Weg, vermittelst dessen diese Töne gefallen?

Gleich-

Gleichwie aber diese Noten, wenn eine jede allein ausgesprochen wird, nur ein ganz unvollkommenes Vergnügen veranlassen; Also entdecken auch die Chinesischen Worte, wenn ein jedes vor sich allein ausgesprochen wird, einen nur ganz kleinen Theil von der Schönheit dieser Sprache. In der Vereinigung verschiedener solcher Noten bestehet eigentlich das reizende in der Tonkunst; Eben so ist auch die Vereinigung der Worte unserer Sprache dasjenige, wodurch man ihre Beredsamkeit wahrnehmen kann. Welcher Wohlklang kann mit demjenigen verglichen werden, den die von unsern geschicktesten Rednern aufgesetzten, und vorgetragenen Reden verursachen? Alles das schöne, das mannigfaltig, das zur Entzückung der Ohren bequeme, das man in der Tonkunst hat, findet sich darinnen an einem Orte beysammen. Man kann mit Grunde der Wahrheit von ihnen sagen, was die Europäer von etlichen ihrer alten Tonkünstler behaupten, deren Geschicklichkeit so vorzüglich war, daß sie alle diejenigen Gesinnungen, die sie für dienlich achteten, in der Seele derer, die ihnen zuhöreten, erregen konnten. Nur ist dabey noch der Unterschied, daß diese Eindrücke, weil sie nur ein blosses Gefühl sind, nicht von langer Dauer seyn können. Unsere Redner verbinden hingegen mit dergleichen Gefühle gewisse Begriffe, die mit jenem zugleich in die Seele eindringen, und sich auf eine dauerhafte Weise eindrücken. Um es mit wenigen Worten zu sagen, sie vereinigen in ihren Reden die Krafft der Tonkunst, und der Gründe mit einander. Wo ist wohl heut zu Tage eine Sprache, der man solche Vortheile nachsagen kann.

Man redet mit vielen Lobeserhebungen in Europa von etlichen Griechischen und Römischen Rednern,

nern, deren Vortrag so überzeugend war, daß sie im Stande waren, ihren Zuhörern so oft, als es ihnen beliebte, andere Gesinnungen beyzubringen. Vielleicht ist dieses Lob ein wenig übertrieben. Aber gesezt, daß man dergleichen etwas nicht sagen darf, was kann man daraus schliessen? In was für Sprachen redeten diese Redner? Es war die Griechische und Lateinische, die heut zu Tage nicht mehr lebendige Sprachen sind, und in welchen man nicht eben so reden kann, wie jene Redner damals thaten. Uber dieses achte ich mich für vollkommen berechtiget zu sagen, daß die Beredsamkeit dieser Sprachen grösstentheils eben so, wie der Chinesischen, in dem Wohlklange der Worte bestanden habe. Ihre, aus verschiedenen Sylben bestehende, Worte, deren jede Sylbe mit einer ihr eigenen Veränderung der Stimme ausgesprochen werden muste, verursachten einen angenehmen Klang. Ihre Verbindung vermehrte die Annehmlichkeit, gefiel dem Ohr, und erweckte in der Seele Empfindungen, die den Verstand geneigt machten, den Gründen Beyfall zu geben. Daher geschah es, daß einige unter diesen Rednern, die den Ton ihrer Stimme nicht genugsam in ihrer Gewalt hatten, und sich die Hitze des Vortrags gern hinreissen liessen, Tonkünstler hinter sich treten liessen, die vermittelst eines Instrumentes sie erinnerten, was für einen Ton sie eigentlich annehmen sollten. Dieser Vortheil sey so groß, als er immer wolle, und jene Sprachen mögen in diesem Stücke einen noch so grossen Vorzug vor den neuern haben, so getraue ich mir doch zu behaupten, daß die unsrige es ihnen noch zuvorthut. Ihre Töne waren nicht mannigfaltig und abwechselnd genug. Ihre Anzahl war gantz gering; Anstatt daß in den

Unsrigen eine sehr grosse Verschiedenheit herrschet, und daß sie eine vollkommnere Zusammenstimmung bewirken könnenn. Dieses ist ein Umstand, welchen die geschicktesten unter den Europäern, die darauf besonders aufmerksam waren, erkannt haben.

Demnach haben wir, wertheſter Yn-Che-Chan, in Absicht auf die Art und Weise, wie wir unsere Gedanken den andern Menschen durch die Sprache zu erkennen geben, vor den übrigen Nationen vieles voraus. Aber dieses ist es noch nicht alles. Wir behaupten auch noch den Rang über sie in der Art, wie wir uns auf dem Papiere ausdrücken. Haben unsere Worte das Reitzende der Tonkunst in sich, so zeiget sich in unserer Schrift das annehmliche der Malerkunst. Andere Völker haben eine ganz kleine Anzahl von Zeichen und Bildern, die mit den Dingen, welche sie anzeigen, in gar keinem Verhältnisse stehen, und die sie auf tausenderley verschiedene Weise zusammen sezen, um Worte, Redens-Arten, und aneinanderhangende Reden daraus zu machen. Bey uns drücket oft ein einziges Zeichen oder Buchstabe dasjenige aus, was jene nicht ausdrücken können, wenn sie nicht zehen biß zwölfe von ihren Zeichen dazu nehmen. Daher kommt es, daß wir mit wenig Worten viel Sachen schreiben, da hingegen sie sich genöthiget sehen, einen Haufen Worte hinzuschreiben, wenn sie auch nur eine kleine Anzahl von Gedanken offenbaren wollen. Es ist wahr, daß sie gewisse Bilder haben, deren Bedeutung den unsrigen ziemlich gleich ist. Aber sie bedienen sich derselben nur bloß in der Rechenkunst. Und zu dem sind weder diese leztere, noch die andern mit denen, die wir in unserer Schreibekunst gebrauchen,

an

an Schönheit zu vergleichen. Die unserigen sind eine Gattung von Gemälde, die das Gesicht mehr erfreuet, als angreifet. Sie stellen unsern Augen Bilder von Vögeln, Thieren, Pflanzen und andern dergleichen regelmäsigen Körpern vor. Gar oft stehen sie mit den Gedanken, die sie ausdrücken, in einem Verhältnisse, so, daß die Einbildungskraft dem Verstande zu Hülfe kommt, und man, da diese Seelenkräfte gemeinschaftlich mit einander wirken, besser im Stande ist, die Sachen zu begreifen. Ihre Mannigfaltigkeit ist noch ein anderer Umstand, der seine Annehmlichkeit hat. In andern Sprachen kommen einerley Buchstaben alle Augenblicke vor. Dieses erwecket einen Ueberdruß, und machet das Lesen der Bücher widerwärtig. Es ist eine gewisse Mannigfaltigkeit und Abwechselung vonnöthen, die den Verstand immer bey der Lust erhält, und ihm beständig etwas neues zu sehen giebt. Da wir einerley Bild nicht mehr, als ein einziges mal gebrauchen, so könnten wir ein Buch von hundert und zwanzig tausend Worten schreiben Es ist wohl wahr, daß es unter dieser Anzahl sehr viele giebt, die nicht sonderlich im gemeinen Leben gebrauchet werden, und daß wir ordentlicher Weise nicht viel über acht bis zehen tausend zu gebrauchen pflegen. Aber dieses hindert doch nicht, daß wir die andern nicht besitzen, und uns dieser Reichthümer rühmen könnten.

Ich habe, liebster Yn-Che-Chan, unter den Europäern Leute gesehen, welche, anstatt eine so grosse Anzahl von Zeichen oder Bildern für einen Vortheil anzusehen, vielmehr so närrisch waren, daß sie sagten, es sey ein Kennzeichen von der Unvollkommenheit unserer Sprache. Besonders gründen sie sich dar-

darauf, daß es nicht leicht sey, sie alle kennen zu lernen, und es sey nicht anders, als vermittelst einer sehr grosen Arbeit möglich, zu einer solchen Känntniß zu gelangen. Aber sie besinnen sich nicht darauf, daß es eben nicht schwerer ist, ein jedes solches Zeichen einzeln kennen zu lernen, als es bey ihnen wird, die Sylben, woraus ihre Worte bestehen, zu buchstabiren. Dadurch, daß ihre Kinder recht oft einerley Wort wiederum vor die Augen bekommen, bringen sie es endlich so weit, daß sie das ganze Werk zusammen auf einmal aussprechen können, ohne daß sie nöthig haben, eine jede Sylbe desselben zu buchstabiren. Ich bin gewiß versichert, die Zeit und die Mühe, die sie, um es dahin zu bringen, vonnöthen haben, sey viel gröser, als diejenige, die wir brauchen, um unsere Schreibezeichen kennen zu lernen. Sie können nicht, wie es sich gebühret, und auf leichte Art lesen, woferne sie nicht die ganze Sammlung von Buchstaben, die das Wort ausmachen, auf einen einzigen Blick übersehen; Und um sie auf einmal zusammen zu nehmen, muß ihnen diese Sammlung eben so bekannt und geläufig seyn, als uns unsere Zeichen seyn müssen. Wenn es aber nothwendig ist, daß sie ihnen eben so geläufig sind, müssen sie sich in solchem Falle nicht eben so viele Mühe geben, als wir? Ja sie wird so gar noch gröſſer seyn, weil ich glaube, sie haben mehr Worte, als wir Zeichen oder Buchstaben.

Endlich findet sich noch ein Umstand, nach welchem unsere Schreiberey vor der Schrift der Europäer und der andern Völker vieles voraus hat Dieser ist unsere besondere Sorgfalt, unsere Buchstaben insgesamt, bis auf die kleinsten Striche und Züge schon zu bilden Es giebt in Europa hier und da Leute, die sich eben auch einer solchen Sorgfalt be-

fleißigen. Aber sie haben in diesem Falle nichts festgesetzt. Der eine ziehet einen Buchstaben auf diese, der andere auf jene Weise. Hierzu setze ich noch dieses, daß sie es in der schönen Schreibart niemals so weit, als wir, bringen können, weil sie schlechte Dinte haben, und sich nicht so, wie wir, des Pinsels bedienen. Sie nehmen dazu starke Federn von gewissen Vögeln, wovon sie das eine Ende spitzig schneiden. Diese Spitze tauchen sie in ein schwarzes Wasser, und schreiben sodann auf ein Papier, das viel raucher und gröber, als das unsrige, ist. Lebe wohl.

Rom. ——

Der hundert und neun und vierzigste Brief.

J=Tuly, an Yn=Che=Chan.

Du hast sehr oft, wertheſter Yn=Che Chan, unsere Missionarien von der Ursache der Verschiedenheit der Sprachen reden hören. Sie sprechen, es sey einmal eine Zeit gewesen, da alle Menschen einerley Sprache geredet. Aber Gott sey durch eine thörichte Unternehmung, die sie vorgenommen hätten, zornig über sie worden, und habe sie dadurch gestraft, daß er einer jedweden Familie eine besondere Sprache gegeben, die ganz anders geklungen, als diejenige, die sie bis anher geredet hatten. Dieses ist es alles, was ihre heiligen Bücher davon melden. Die Ausleger aber, die in Europa noch weit mehr zu wagen pflegen, als man von den Auslegern in China weiß, haben hierüber viele Anmerkungen, und viele Muthmasungen gemacht Sie haben gesagt, diese Sprachen, die aus der ursprünglichen sich herleiteten, wären

wären an der Zahl zwey und siebenzig, und das Geschlecht, worinnen sich die ursprüngliche Sprache erhalten hätte, wäre dasjenige, von welchem die Juden abstammeten, ein elendes Volk, wovon du unterschiedene in unserm Vaterlande hast sehen können. Von dieser Nation haben die Christen einen Theil ihrer heiligen Bücher empfangen, welche, wie sie sprechen, in der allerersten Sprache geschrieben worden sind. Ich habe mir etliche davon zeigen lassen, und ich kann gar nicht in Abrede seyn, daß die Buchstaben, mit welchen sie geschrieben worden, mir überaus alt vorgekommen sind, sie haben mit den unsrigen weit mehr Aehnlichkeit, als alle andere, die ich bis hieher zu Gesichte bekommen habe. Unterdessen glauben gleichwohl einige Gelehrte, es wären noch ältere, als diese, gewesen, an deren Stelle man die gegenwärtigen gesetzt habe. Ihre Meynung gründen sie darauf, daß unter den Juden eine gewisse Seckte, die man Samaritaner nennt, gewesen ist. Weil nun diese nicht so, wie die andern, Gelegenheit gehabt haben, ihre Buchstaben zu ändern, so haben sie andere, die noch älter, als jene, wovon ich rede, zu seyn scheinen. Dieses ist ziemlich wahrscheinlich.

Es mag nun mit der vorgegangenen Veränderung dieser Buchstaben beschaffen seyn, wie es wolle, so darf man doch keinesweges zweifeln, daß die Sprache, in welcher diese Bücher geschrieben sind, überaus alt sey. Die Bücher sind seit mehr, als drey tausend Jahren vorhanden, ohne daß es scheinet, als wären sie auch nur im mindesten verändert worden. Aber dieses Alterthum ist noch kein Beweis, daß sie in der ersten, und ursprünglichen Sprache geschrieben sind. Sie sind erst nach jener Begebenheit aufgesezet worden, welche die Verwirrung der Sprachen veranlas-

set hat, und die Zeit beträgt mehr, als fünf Jahrhunderte. Kann sie denn nicht eben so gut eine von den Sprachen, die aus den ersten entstanden sind, als selbst die erste seyn? Ich will mit ihnen annehmen, daß nach der Verwirrung, die Gott veranlasset hat, zwey und siebenzig Sprachen gewesen sind; So ist ein und siebenzigmahl mehr Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß die Hebräische Sprache eine von den abstammenden, als daß sie die allererste gewesen ist.

Aber, sprechen sie, es ist gar nicht zu zweifeln, daß die ursprüngliche Sprache sich in derjenigen Familie erhalten hat, wo die wahre Religion mehr, als in allen den übrigen, bis auf unsere Zeiten fortgeflantzet worden ist. Die Stärke dieser Schluß-Folge kann ich nicht recht gut einsehen. Was für ein Verhältniß hat denn diese erste Sprache mit der Religion? Schicken sich denn nicht alle Sprachen, eine so gut, als die andere, zu dem Dienste Gottes? Wollte man das Gegentheil behaupten, so würde man sagen müssen, das höchste Wesen, als der Stifter der Sprachenverwirrung, habe den Menschen einige Sprachen gegeben, die sich mit seinem Dienste nicht vertrügen. Auf dergleichen Meynung wird wohl nicht leicht ein vernünftiger Mensch fallen. Räumet man nicht über dieses ein, daß die Unternehmung, welche die Sprachenverwirrung veranlasset hat, strafbar gewesen sey? Da nun alle, die sich in dieses Vorhaben mischten, durchgängig Antheil daran hatten, so dächte ich, die Strafe müste auch alle getroffen haben. Warum wollte man denn eben sprechen, Gott habe der einen von diesen Familien ein grösseres Vorrecht, als den übrigen angedeyen lassen? Kurz, wenn man zugestünde, daß die Vorfahren der Juden, die nebst andern in dieses Verbrechen verwickelt waren, das Glück gehabt

habt haben, die Ursprache zu erhalten, so würde dabey immer noch nicht erwiesen seyn, daß es eben diejenige ist, in welcher ihre heiligen Bücher geschrieben sind.

In der That, wertheſter Yn-Che-Chan, in wie viele Seiten Linien hat sich nicht, nach dem Berichte dieser Bücher diese Familie getrennet? Man findet, daß eine jede eine besondere Sprache gehabt, die ihr eigenthümlich war. Nun frage ich, woher kann man denn erweisen, daß die Linie, von welcher die Juden herstammen, die ursprüngliche Sprache, mehr, als die übrigen unter sich erhalten habe? Will man sich abermal auf die Religion berufen? Aber siehet man denn nicht, daß die Oberhäupter der Jüdischen Linie eben so gut, wie ihre Mitbrüder, Götzendiener waren? Sie hatten, um aus der Abgötterey herausgerissen zu werden, von dem höchsten Wesen eine unmittelbare Offenbarung vonnöthen. Ich gehe noch weiter, und sage, sie haben noch weniger Grund zu glauben, die Hebräische Sprache sey die ursprüngliche, als die andern Völker, die von dem Großvater, oder Aelter-Vater des Oberhaupts ihrer Familien entsprossen sind, zum Besten derjenigen Sprache gehabt haben, die sie zu der Zeit redeten, da sie eine Nation ausmachten.

Abraham, von welchem sie herstammen, ging aus seinem Vaterlande, und ließ sich in einem Lande wohnhaft nieder, wo man ohne Widerrede eine andere Sprache, als die ursprüngliche, redete. Er lebte ohngefähr hundert Jahre, und hatte, wie man gar nicht daran zweifeln darf, mit den Eingebohrnen des Landes Bekanntschaft. Kann man sich nun wohl vorstellen, er habe ihre Sprache nicht gelernet?

Seine Söhne und Enkel wurden in diesem Lande gebohren. Wieder ein neuer Grund, der uns auf die Gedanken bringen muß, daß sie diese ursprüngliche Sprache, die sie nicht weiter brauchen konnten, vergessen, und nur bloß die Sprache des Volkes, unter welchem sie lebten, geredet haben. Als einer von seinen Enkeln groß gewachsen war, so ging er von der Familie seines Vaters weg, und brachte etliche Jahre in einem andern Lande zu. Er hielt sich daselbst länger als zwanzig Jahre auf, heyrathete daselbst, zeugete darinnen unterschiedene Kinder, und kam endlich mit seiner ganzen Familie in das Land, wo er gebohren war, wiederum zurück. Hat man nun nicht wieder Ursache zu glauben, daß diese Reise in der Sprache, die er vor seiner Abreise redete, diese und jene Veränderung veranlasset habe? Endlich nöthigte ihn eine Hungersnoth, dieses Land auf das neue mit dem Rücken anzusehen. Er verfügte sich in ein benachbartes Königreich, wo die Sprache ganz anders, als jene in dem Lande, aus welchem er wegzog, beschaffen war Er erwählte sich mit seiner Familie darinnen eine bleibende Stätte, und seine Nachkommenschaft verblieb daselbst länger, als zweyhundert Jahre. Sahen sie sich denn nicht abermal genöthiget, die Sprache des Volkes, unter welchem sie sich befanden, zu erlernen? Gesetzt, man will annehmen, daß die Juden bey allen solchen Veränderungen ihres Wohnplatzes die Sprache ihrer Vorfahren immerfort unter sich erhalten haben; Mag man sich wohl vorstellen, sie haben niemals einige Veränderung gelitten? Es würde das gröste Wunder von der Welt seyn, wenn ein Volk, das sich mehr, als vierhundert Jahre lang unter Ausländern herum aufhält, gleichwohl von ihrer Sprache nicht ein einziges Wort in

die

die ihrige nähme, und die ihrige von ihrer Reinigkeit nicht das mindeste einbüssete.

Ohne Zweifel wirst du mich fragen, liebster Yn-Che-Chan, ob denn auch wirklich eine erste, und ursprüngliche Sprache gewesen sey, und ob ich glaube, sie sey noch itzt vorhanden. Was die erste Frage betrift, so dienet darauf zur Antwort, man könne sich gar nicht enthalten, für wahr anzunehmen, daß eine erste, und ursprüngliche Sprache gewesen sey, sobald man das, was die Christen in Ansehung der Schöpfung der Welt lehren, einräumet. Eine etwas andere Bewandniß hat es mit den Meynungen, welche die Vornehmsten unter unsern Chinesischen Weltweisen angenommen haben. Sie scheinen zwar wohl zuzugeben, daß die Welt einen Anfang gehabt habe. Aber in der Art und Weise stimmen sie nicht mit den Christen überein. Sie haben, um ihre Begriffe in diesem Falle zu offenbaren, unterschiedene Vergleichungen ausgesonnen, die mich insgesammt bereden, daß sie glauben, die Welt sey aus einer vorher vorhandenen Materie gebildet worden; Sie habe die Bildung, die wir an ihr sehen, schon eine grosse Anzahl von Jahrhunderten vor dem durch die Christen angezeigten Zeitpunkte erhalten; Und endlich sey die Erde gleich vom Anfange, durch eine Menge Menschen, die ihr Daseyn an verschiedenen Orten erhalten haben, bewohnet worden. Nimmt man diesen letztern Begriff an, so verbindet uns nichts, zu glauben, daß alle Menschen, die an verschiedenen Orten des Erdballs gebildet worden sind, einerley Sprache gehabt haben. Jede Gesellschafft hatte die ih-

rige, die eben so gut eine erste und ursprüngliche, als die Sprache der übrigen war.

Immittelst will ich dir, wertheſter Yn-Che-Chan, gar nicht verhalten, daß dieſe Meynung mir nicht recht wahrſcheinlich vorkommt. Die Meynung der Chriſten hat allerhand Gründe auf ihrer Seite, die ſie mehr, als wahrſcheinlich machen. Das höchſte Weſen handelt allemal nach der einfachſten Weiſe, und bedienet ſich auſſerordentlicher Mittel niemals eher, als wenn es ſeinen Endzweck nicht durch ordentliche Mittel erreichen kann. Es wollte den Erdboden mit Einwohnern bevölkern; Warum war es denn eben nöthig, deßwegen Menſchen in allen Theilen deſſelben zu bilden? Konnte es denn nicht eben ſo gut ſeinen Endzweck erreichen, wenn es ein Mannsbild, und ein Weibsbild machte, die mit den nöthigen Eigenſchafften, um ſich zu vermehren, und die Erde zu füllen, verſehen waren? War es mit ſolchen Eigenſchafften nicht hinreichend, wenn er ihnen ein langes Leben, und eben hierdurch eine groſſe Anzahl von Kindern, verwilligte? Wenn dieſes Paar alle Jahre ein Kind zur Welt brachte, und die erſten, die von ihnen herſtammeten, ſich in einem Alter von fünf und zwanzig bis dreyſig Jahren verheyratheten, wie ſehr konnte ſich nicht ihre Nachkommenſchafft gleich in dem erſten Jahrhunderte vermehren? Neugierige Leute, die ſich die Mühe geben, dieſes zu berechnen, haben gefunden, daß, ſechzehen hundert Jahre nach der Bildung der erſten Mannsperſon, und der erſten Weibsperſon, das damals lebende Geſchlecht der Menſchen ſich auf zweytauſend, neunhundert, drey und dreyſ-

sig Millionen von Millionen, dreyhundert, vier und acht ig tausend, siebenhundert, sechs und sechzig Millionen, sechs und neunzig tausend vierhundert Personen erstrecken konnte.

Noch ein anderer Grund, der noch mehr Krafft und Nachdruck, als der vorhergehende hat, bestehet darinnen, daß aus der Geschichte deutlich erhellet, die Erde sey im Anfange nicht gleich überall bevölkert worden. Es ist nur nach und nach in der Folge der Zeit geschehen. Diejenigen, die sich in den alten Geschichten umgesehen haben, können uns sagen, wie die Bevölkerungen vor sich gegangen sind, zu welcher Zeit, und woher diejenigen Haufen von Menschen kamen, die sich an verschiedenen Orten der Erde festgesezet haben. Wir wollen uns mitlerweile nur bloß auf unsere Jahrbücher berufen. Melden uns diese nicht, daß die Landschaft Chen-si zu allererst bewohnet worden sey? Lesen wir nicht, daß der Platz für die Familien, nachdem sie sich darinnen vermehret hatten, zu enge war, und sie Kolonien in die Landschafften Ho-nan, Pe-tche-li, und Chan-tong ausschickten? Nach der Zeit machte der Kayser Yu auf der Seite gegen Mittag neue Entdeckungen, und bevölkerte dasselbe Land, das beynahe eine Wüsteney war. Seine Nachfolger machten es in den übrigen Theilen unseres weitläuftigen Reiches eben so, und es kam nur nach und nach so weit, daß es so bevölkert wurde, wie wir es heut zu Tage sehen. Nunmehr frage ich dich, wertheſter Yn-Che-Chan, würde man in der Geschichte wahrgenommen haben, daß sich die Erde so nach und nach bevölkere, wenn das

höch-

höchste Wesen sie gleich anfangs über und über mit Einwohnern angefüllet hätte? Beweisen diese so deutlich angegebenen Bevölkerungen nicht zur Gnüge, daß es anfänglich nirgends weiter, als in einem kleinen Winkel des Erdbodens Menschen gegeben hat, und daß sie sich hernach, in wieferne ihre Anzahl immer grösser wurde, überall ausgebreitet haben? Und wenn die Sache also zugegangen ist, wird man da nicht mit Grunde der Wahrheit sagen können, es sey eine erste und ursprüngliche Sprache vorhanden gewesen, welche dieser erste Mensch, und seine Nachkommenschafft, so lange sie beysammen gelebet, mit einander gemein gehabt haben?

Die Christen sprechen, ohngefähr sechzehen und ein halbes Jahrhundert nach der Schöpfung der Welt, und des ersten Menschen habe das höchste Wesen eine Wasserfluth über die Erde ergehen lassen, welche die ganze Oberfläche davon bedeckte, und machte, daß alle darauf wohnenden Geschöpfe umkamen. Der Bewegungs-Grund, der es dazu veranlassete, war die Bosheit der Menschen. Nur ein einziger war es, der vor ihm Gnade fand, und den er dazu bestimmte, daß er die Erde auf das neue bevölkern sollte. Er befahl ihm, ein Fahrzeug von einer sonderbaren Bauart zu bauen, worein er sich mit seinem Weibe, seinen dreyen Söhnen, und ihren Weibern, und einem Paare von allen Thieren, deren Gattung er erhalten wollte, begab. Auf solche Weise wurde er von der allgemeinen Ueberschwemmung errettet.

Diese Begebenheit mag so sonderbar klingen, als sie will, liebster Yn-Che-Chan, so kömmt sie doch ziemlich mit unserer Geschichte überein. Es kommt nur darauf an, daß man weiß, ob dieser, durch ein Wunderwerk erhaltene Mensch, die allererste Sprache geredet habe. Die Christen glauben es insgemein; Aber die Meynung ist nicht von allen Schwierigkeiten befreyet. Da der Erdboden so, wie aus der oben angegebenen Berechnung erhellet, bevölkert worden ist; so kann man sich nicht recht vorstellen, daß sich überall einerley Sprache erhalten habe. Denn auf solche Weise müste man voraussetzen, daß sie vor ihrer Zerstreuung alle diejenigen Begriffe gehabt, die sie nach der Zeit hatten, und daß sie gar nicht neue Wörter erfinden durften. Aber ist dabey wohl die mindeste Wahrscheinlichkeit? Die Sprache des ersten Menschen war anfänglich sehr unvollkommen; Er hatte nur eine ganz kleine Anzahl von Wörtern, um die nöthigsten Dinge zu benennen; Und bey dem allen muß man immer noch annehmen, daß eine Menge von Jahren vergangen ist, ehe diese kleine Anzahl von Wörtern auf eine bestimmte und festgesetzte Art gebrauchet wurde. Wenn er einmal einer Sache einen Namen gegeben hatte, so besann er sich nicht allemal wieder auf den ihr beygelegten Namen. Ohne Zweifel wiederfuhr es ihm gar oft, daß er ihr bey der ersten Gelegenheit einen andern Namen gab. Daher dünket mich, daß die Ausdrücke seiner Sprache nicht eher eine bestimmte und festgesetzte Bedeutung haben konnten, als bis er sie durch einen langwierigen Gebrauch seinem Gedächtnisse eingepräget hatte. Vermehrete sich seine Nachkom-

menschaft bey guter Zeit, wie dieses sehr wahrscheinlich ist, so würde es eben nicht sogar abgeschmackt seyn, wenn man annähme, daß die Ausbreitung lange vorher, ehe die Sprache vollkommen festgesetzet war, vor sich gegangen sey. In solchem Falle hatte jedweder Hause Menschen die Freyheit, eine neue Sprache zu machen. Sie behielten wohl vielleicht dieses und jenes von der Sprache ihrer Väter; Aber die Anzahl der daraus behaltenen Worte war in Vergleichung der neuen, die sie erfanden, so gering, daß man sie von der ersten für ganz unterschieden ansehen kann. Je weiter sie sich von der Quelle entfernten, desto grösser war der Unterschied in ihrer Sprache. Ich stelle mir diese ersten Kolonien in Ansehung der Sprache eben so vor, wie eine Kolonie von Kindern, die man, ehe sie ihre Mutterspracbe gelernet hätten, in ein wüstes Land schicken wollte. Ich setze den Fall, daß sie nur eine kleine Anzahl von Worten wüsten, die sie noch dazu schlecht aussprächen, und daß sie sich gezwungen sähen, bey jeder neuen Gedanke, die sich ihrem Verstande darstellete, andere Wörter zu erfinden. Was würde daraus entstehen? Sie würden sich eine Sprache machen, die zwar wohl mit der Sprache des Landes, aus welchem sie weggingen, einige Aehnlichkeit hätte, aber nimmermehr würde man sie für einerley halten können.

Demnach kann man, wertheſter Yn-Che-Chan, dieses nicht als eine ausgemachte Sache annehmen, daß der, auf wunderbare Weise aus dem Wasser der Sündfluth errettete Mensch, die allererste Sprache beybehalten habe. Alles, was man am scheinbarsten

sten sagen kann, kommt darauf an, daß er von der Zahl derer gewesen ist, die bey dem gemeinen Stamme des menschlichen Geschlechtes geblieben sind, und die immerfort die Sprache des ersten Menschen geredet haben. Dieser lebte neun hundert und dreyßig Jahre, und konnte gar leicht mit dem Vater desjenigen umgehen, der dieser allgemeinen Ueberschwemmung entkam. In dem Falle, daß er an eben dem Orte gewohnet hat, ist es ganz natürlich zu glauben, er habe eben dieselbe Sprache geredet, und diese sey auch die Sprache seines Sohnes gewesen. Wenn wir dieses annehmen, so wird man mit Grunde der Wahrheit sagen können, diese erste Sprache sey die einzige, die sich auf der Erde erhalten hat, und es sey diejenige, die man gleich Anfangs nach der Sündfluth geredet. Aber wie viel Dinge siehet man sich nicht genöthiget vorauszusetzen, um zu diesem allgemeinen Schlusse zu kommen?

Es mag mit dieser Sprache beschaffen seyn, wie es wolle, so ist es doch ganz zuverläßig, daß, wenn wir eine solche allgemeine Ueberschwemmung annehmen, wie sie die Juden und Christen lehren, nicht mehr, als eine einzige Sprache in der Welt geblieben sey. Etliche Jahrhunderte nach dieser Begebenheit entstunden mehrere, und es kam dahin, daß jedes Volk eine ihm eigenthümliche Sprache hatte. Nun ist die Frage, unter welchem Volke, und in welchem Lande sich diejenige erhalten habe, welche die nach der Sündfluth übrig gebliebenen Menschen redeten. Ich habe dir schon gezeiget, daß es diejenige nicht seyn konnte, die unter den Juden im Gebrauch gewesen ist, und in welcher ihre Bücher

geschrie-

geschrieben sind. Ich halte es nicht für rathsam, dich mit allerhand andern Muthmasungen, worauf die Gelehrten gefallen sind, oder mit der Meynung etlicher Leute zu unterhalten, die sich einbilden, sie sey heut zu Tage nicht mehr vorhanden, und schon seit vielen Jahrhunderten ganz und gar in Vergessenheit gerathen. Es mag bey der einzigen Anmerkung sein Bewenden haben, daß sie sich durchgängig einer, wie der andere, irren; daß diese Sprache keine von allen denen ist, die sie sich vorgestellet haben; daß sie noch itzt vorhanden, und daß unser Volk dasjenige ist, das sich den Ruhm, sie beyzubehalten, anmassen kann. Lebe wohl.

Rom. ——

Ende des fünften und letzten Theiles.

8. 5. 6.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Argens, Jean-Baptiste de Boyer d', 1704-1771

Des Herrn Marquis d'Argens, ... Chinesische Briefe, oder philosophischer, historischer und kritischer Briefwechsel, zwischen einem reisenden Chineser in Paris und seinen guten Freunden in China, Moscau, Persien und Japan aus dem Französischen übersetzt, und mit etlichen Briefen sowohl, als auch vielen nützlichen Zusätzen und Anmerkungen aus der Handschrift
Bd.: 5.

Berlin (1771)

Epist. 32 n-5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10402096-4
VD18 80286461-001